Die

Politische Poesie

der

Deutschen.

Von

R. E. Prutz.

EX
BIBL. REG.
VNIVERSIT.
GRYPHIS-
WALD.

(Aus Prutz's Taschenbuch.)

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1845.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß bei uns Deutſchen Poeſie und Politik als entſchiedene und durchaus unverſöhnbare Gegenſätze betrachtet werden, und daß demgemäß politiſche Poeſie bei uns meiſt für ein Ding gilt, welches entweder, als unmöglich, nicht exiſtirt, oder, als unberechtigt, doch nicht exiſtiren ſollte. In dieſem Reſultat vereinigen ſich bei uns zwei Parteien, die übrigens wenig oder nichts mit einander gemein haben; auch zu dieſer gemeinſamen Anſicht über die politiſche Poeſie der Deutſchen ſind ſie auf ganz verſchiedenen Wegen, von den verſchiedenſten Standpunkten aus, gelangt.

Die Einen (denn auch das Geſchlecht dieſer Leute iſt unter uns noch nicht ausgeſtorben) ſind diejenigen, nach deren Meinung das Volk im Allgemeinen und als ſolches überhaupt politiſch unmündig, unbetheiligt und unberechtigt iſt, und die daher alles politiſche Intereſſe, alle perſönliche Theilnahme an der Entwicklung des Staates und der gegenwärtigen Geſchichte ausſchließlich auf den Kreis derjenigen beſchränken wollen, die auf irgend eine Weiſe, als Aufſeher oder Handlanger, Nagel oder Schraube, unmittelbaren Antheil an jener großen geheimnißvollen Staatsmaſchine haben, von der wir Andern nur das Knarren und Sauſen hören. Es ſind dies diejenigen, die aus der Thatſache des Beſitzes ihr Recht, ſogar ihr ausſchließliches und göttliches

Recht ableiten; die kein anderes, zum Wenigsten kein beſſeres Werkzeug der Regierung kennen, als das Gängelband, den Fallhut und die Ruthe, ja die den geſammten Staat, die geſammte politiſche Entwicklung unſerer Zeit als einen Geheimdienſt behandeln, in welchem ſie allein die Wiſſenden, die geweihten Prieſter, die Vermittler ſind zwiſchen dem verhüllten, jenſeitigen Staat und uns, den Laien der Geſchichte. Wenn dieſe auch der Poeſie nicht geſtatten wollen, den politiſchen Inhalt unſeres Lebens zu ergreifen und mit tönender Stimme auszuſprechen vor unſerm Volk, ſo verſteht ſich das bei dieſer Partei ganz von ſelbſt, und iſt nur eine nothwendige und richtige Conſequenz ihrer ganzen Stellung.

Neben ihr her läuft eine zweite Richtung, die zwar auch von politiſcher Poeſie nichts wiſſen will: aber nicht, wie jene, aus politiſchen, ſondern lediglich aus poetiſchen Gründen, aus gewiſſen äſthetiſchen Principien, die man ſich einmal gebildet, oder richtiger, die man von der Vergangenheit auf Treu und Glauben als giltig übernommen hat, und die man nun nicht aufgeben zu dürfen meint, ohne zugleich die Grundfeſten der Kunſt ſelbſt zu erſchüttern. Denn nach der Meinung dieſer Partei iſt die Dichtung göttlicher Natur, ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſie iſt der Friede, die Harmonie, der ſelig unbefangene Genuß des Schönen; was hätte ſie alſo zu theilen mit den irdiſch vergänglichen, den feindſeligen und häßlichen Erſcheinungen der Tagsgeſchichte? Die Heimath der Poeſie, ſagen ſie, iſt ausſchließlich das Ideal, mit deſſen goldenem Abglanz ſie unſre geplagten, von der Welt ermüdeten und zerſtückelten Herzen erleichtert und erquickt; ihr ſchlimmſter und unverſöhnlichſter Feind iſt die Wirklichkeit: aber ſie überwindet ihn, indem

ſie ihn ignorirt. Auch die Wirklichkeit des Staates hat daher, ſchließen ſie weiter, in der Poeſie keinen Raum, ja gerade ſie am Wenigſten. Denn der Staat, ſagen ſie, iſt lediglich ein Product und eine Angelegenheit des Verſtandes, während die Poeſie allein aus dem Bronnen des Gemüthes quillt und den Verſtand, den kalt berechnenden, verachtet; im Staat kämpfen Vorurtheile und Syſteme, Leidenſchaften und Parteien, die das Herz verbittern und die ſchöne Unbefangenheit der künſtleriſchen Anſchauung zerſtören. Das aber iſt es ja eben, fahren ſie fort, was der Poet, der Künſtler und überhaupt Jeder, der auch nur für den Genuß der Kunſt empfänglich iſt, vor allen übrigen Menſchen voraus hat, daß er, kraft dieſer geiſtigen Vornehmheit, erhaben iſt über die Conflicte der Wirklichkeit, und daß die unſaubre Woge der Parteiung nicht heraufſchwillt bis zu ihm. Denn der Poet ſteht über den Parteien, ja es kann ihm ganz gleichgiltig ſein, wie die Welt dort außen läuft, und ob er unter einem Trajan lebt oder einem Nero: das, was ſein wirkliches Eigenthum iſt, das ewig blühende Paradies der Kunſt, die goldene Welt der Phantaſie, den Zauberſtab des Talentes, kann ihm ja doch Niemand rauben, noch verkümmern. Ein Poet daher, der ſich abhängig bekennt von den öffentlichen Zuſtänden ſeiner Zeit, und der die Politik der Gegenwart in ſeine Gedichte hineinziehen will, iſt eben darum kein wirklicher Poet. Denn indem er ſich nicht mit der reinen poetiſchen Wirkung an ſich begnügt, ſondern auch die politiſchen Leidenſchaften ſeiner Umgebung, die einſeitige Neigung und Abneigung ſeiner Zeit in's Spiel zu ziehen ſucht, zeigt er deutlich, daß er weder in ſein Talent, noch in die abſolute Wirkung der Kunſt überhaupt Vertrauen ſetzt; er iſt alſo, ſei es nun um des Effectes oder

um der persönlichen politischen Ansicht willen, ein Hochverräther an der reinen und keuschen Sache der Poesie. Oder was braucht er auf das Aechzen und Schrillen der politischen Wetterfahne zu horchen, so lange noch Wälder rauschen und Bächlein murmeln? was braucht er sich auf die Warte der Zeit zu stellen und auszuschauen nach den Constellationen des politischen Horizontes, so lange ihm noch die Wiederkehr des Frühlings mit seinen Rosen und Nachtigallen sicher ist und so lange ihn noch der Abendstern in die Arme seines Mädchen winkt? —

So etwa würde diese Partei sich äußern. Sie würde, nämlich falls man sie fragen wollte, höchst vermuthlich gegen die politische Betheiligung des Volks und das, was man liberale Gesinnung nennt, an sich nichts einzuwenden haben, sie würde sogar den liberalen Bestrebungen der Zeit wahrscheinlich in Einer Rücksicht alles Gedeihen wünschen: darum nämlich, weil Freiheit allerdings viel ästhetischer klingt als Sclaverei, und weill das Auftreten eines freien und selbständigen Volkes immer von einem gewissen poetischen Duft begleitet ist. Im Uebrigen aber werden sie die politische Krisis unsrer Gegenwart nur mit Kopfschütteln betrachten und sie, wenn auch nicht als eine unsittliche verdammen, so doch als eine unselige bedauern. Denn bei diesem Umsichgreifen des politischen Interesses, bei dieser Parteienwuth, in welcher die Gemüther entbrennen, was, fragen sie, soll da aus der Dichtung werden? müssen in der heißen Asche dieses Vulkans ihre zarten Wurzeln nicht vertrocknen? wo man das politische Evangelium von den Dächern predigt, wird da nicht der Dichter überschrieen werden? und wird das Volk am Ende nicht lieber zu Zeitungen und Kammerdebatten greifen, wo es von seinen Steuern und Abgaben, seinen Amtleuten und Schulzen liest, als zu den Werken

unſrer Dichter, in denen doch ſo viel Erbauliches und Erfreuliches zu finden iſt? — Und wenn man dieſer Partei nun das das Wort: politiſche Poeſie ſelbſt ausſpricht, ſo werden ſie das, auf ſo viel Gründe und Erwägungen geſtützt, geradezu für hölzernes Eiſen erklären und alle weiteren Debatten mit dem beliebten Refrain abſchneiden:

„Pfui, ein politiſch Lied! ein garſtig Lied!“ —

Und da ſind ſie denn nun auf demſelben Punkte, auf dem jene Anderen, deren wir zuerſt erwähnten, ſich gleichfalls befinden. Allein es iſt einleuchtend, daß, trotz des factiſch zuſammenſtimmenden Reſultates, doch im Grunde nichts abweichender und entgegengeſetzter ſein kann, als dieſe beiden Richtungen. Die Einen ſtehen feſten Fußes in der Politik, die Andern ſchweben in der Aeſthetik; die Einen läugnen die politiſche, die Andern die poetiſche Berechtigung der politiſchen Poeſie. Für die Einen iſt die Politik, das Intereſſe und die Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden der Gegenwart (und da ſie das Ding ja in Händen haben, ſo müſſen ſie ſich wohl auf ſeinen Werth verſtehen) ein zu wichtiger und werthvoller Gegenſtand, als daß an ihn, den überhaupt unnahbaren, die Poeſie ſich wagen dürfte: und umgekehrt iſt es in den Augen der Andern eine Entweihung der Dichtkunſt, ſich mit einem ſo proſaiſchen, ſo zweideutigen und unfruchtbaren Gegenſtande zu befaſſen, wie, nach ihrer Meinung, die Politik und die Angelegenheiten unſers Vaterlandes ſind. Sie fürchten alſo von der politiſchen Poeſie, die Einen für die Politik, die Andern für die Poeſie; den Einen iſt gewiſſermaßen die Poeſie zu ſchlecht, und den Andern die Politik nicht gut genug.

Ebenſo verſchieden, wie in der Grundlage ihrer Anſicht,

ſind nun dieſe beiden Parteien auch in ihrer Zahl und in der Art ihrer Wirkſamkeit; diejenigen, die das politiſche Gedicht verwerfen, wie ſie alle politiſche Theilnahme und Stimmung der Nation verwerfen, und die wir im Gegenſatz zu den Aeſthetikern hier einmal kurzweg die Politiker nennen wollen, ſind an Zahl bei Weitem die Geringſten. Das liegt in der Natur unſrer öffentlichen Verhältniſſe; es kann nicht anders, ja ſogar nach dem Willen dieſer Partei ſelbſt, ſoll es nicht anders ſein. Politiſcher Freund oder Gegner irgend eines Dinges kann nur derjenige ſein, der überhaupt von der Politik, vom Staat, von den öffentlichen Zuſtänden ſeines Landes wirklich etwas weiß und hat, der, mit Einem Worte, ſich politiſch fühlt und politiſch mächtig und berechtigt iſt. Deren Zahl iſt bekanntlich in Deutſchland außerordentlich gering. Wäre ſie das nicht, ſo ſtänden die Dinge eben anders, als ſie ſtehen; und damit ſie niemals anders zu ſtehen kommen, ſo darf die Maſſe auch gar nicht einmal merken, wie gering an Zahl diejenigen ſind, die ihr das Gebiß in den Mund gelegt haben und ſie von dem Mitgenuß der politiſchen Rechte ausgeſchloſſen halten. In dieſer Rückſicht ſind unſre Politiker alſo in einer gewiſſen genirten Stellung, die ihnen nicht erlaubt, offen aufzutreten; auch die wahren Gründe der Abneigung, mit welcher ſie das politiſche Gedicht verfolgen, dürfen ſie der Klugheit wegen nicht überall aufdecken. Noch ſchwieriger wird dieſe Stellung dadurch, daß die einzigen Waffen, welche dieſer Partei zu Gebote ſtehen, etwas bedenklich und jedenfalls von der Art ſind, daß, ſollen ſie nicht völlig wirkungslos werden, ſie dieſelben nicht zu oft anwenden dürfen. Sie haben nämlich keine andere Waffe, als Polizeimaßregeln, Cenſurverbote, Confiscationen und Abſetzungen, mit denen ſie die

wenigen vereinzelten Zugvögel politiſcher Dichtung, die, gegen den Willen der Macht, und zum großen Theil gegen den Geſchmack des Volkes, ſich unter unſern ungaſtlichen Himmelsſtrich verirren, umgarnen und verfolgen. Es iſt wahr, dieſe polizeiliche Wirkſamkeit hat in ihrer erſten gewaltſamen Erſcheinung etwas Anſehnliches und Energiſches, ſie blendet und tritt geräuſchvoll auf; beinahe könnte man ſich vor ihr fürchten. Aber näher betrachtet, iſt ſie doch nur ein kalter Schlag, der niemals trifft, geſchweige denn daß er zündete. Ja dieſe polizeilichen Maßregeln würden ihr Ziel ſogar völlig und ſtets verfehlen, alle Beſchränkungen, alle Verbote und Unterdrückungen würden wirkungslos, noch wirkungsloſer ſein als ſie ſind, ſie würden noch weniger, als ſie thun, die volle und glückliche Blüthe unſrer politiſchen Poeſie verzögern (nämlich wenn der Stamm der deutſchen Bildung überhaupt ſo geſund und von ſolchem Samen iſt, daß wir auch dieſe Blüthe von ihm erwarten dürfen, was hier für's Erſte dahingeſtellt bleiben mag): wenn nicht den Politikern die Partei der Aeſthetiker, der ekle Geſchmack, die vornehme Abſtraction unſrer Gebildeten entgegenkäme.

Dieſe Partei bildet, jenen Andern gegenüber, eine ungeheure Mehrzahl. Sie beſteht nicht bloß aus denjenigen, die ſich wirklich und mit Bewußtſein in den Genuß der Kunſt vertiefen und bei denen man, ihrer Bildung nach, ein lebendiges Intereſſe und eine gemüthliche Befriedigung an der Poeſie vorausſetzen möchte; ſondern auch das Gros der Nation, die unermeßliche Menge derer, die ſich um dieſe Dinge eigentlich gar nicht kümmern, die gewohnt ſind, Andere für ſich urtheilen und wählen zu laſſen und die die abgetragenen Fetzen der Ariſtokratie begierig als neueſte Mode aufraffen, hat ſich ihr angeſchloſſen:

ſo daß man wohl von dem ganzen deutſchen Volke ſagen darf, daß die Sphäre der Literatur die einzige iſt, in der es zu einem gemeinſamen Bewußtſein und zu einem gewiſſen Anflug von jenen Tugenden gediehen iſt, die andere Nationen auf der Bühne der Geſchichte durch Thaten zu beweiſen pflegen: zu Einigkeit, Ehrgefühl und geſchloßner Kraft.

Auch dies liegt in der Natur unſrer Verhältniſſe. Denn in den Himmel rettet ſich, wem die Erde verſchloſſen iſt· und ſo haben auch wir, aus der Unfreiheit unſers wirklichen, bürgerlichen Daſeins, uns in den Aether der Speculation, in die Aeſthetik, die Literatur, die Kunſt hinübergeflüchtet. Und nicht bloß Einzelne, wie es z. B. in Griechenland und Rom geſchah, als die Freiheit der alten Welt und die Blüthe ihres politiſchen Daſeins welkte, haben dieſen Weg eingeſchlagen: ſondern, bei der allgemeinen Verbreitung der Bildungsmittel und bei den literariſchen Beſtandtheilen, mit denen die Atmoſphäre der modernen Welt gleichſam, wie mit einem Anſteckungsſtoff, geſchwängert iſt und die Einem anfliegen beinahe wider Willen, hat auch die Nation ſelbſt ſich auf ihn führen laſſen. Und auch nicht blos geflüchtet haben wir uns in jene Aetherräume, ſondern feſt und behaglich darin angeſiedelt; wir haben ſogar vergeſſen, daß es urſprünglich eine Flucht geweſen iſt, wir betrachten den halben Zuſtand als den ganzen und eigentlichen, ja wir haben gelernt, die Politik und die Oeffentlichkeit unſers hiſtoriſchen Daſeins nicht bloß ohne Herzweh zu entbehren, ſondern ſie ſogar als einen unbequemen Feind und Ruheſtörer, als einen fremden Tropfen im Blute unſeres Volkes, zu verabſcheun und zu fliehen. Unſre Weiſen und Schriftgelehrten aber, die ſo ſehr geſchickt ſind im Beweiſen, haben uns als-

bald bewieſen und dargethan, daß dies Verhältniß das richtige und dasjenige ſei, in welchem die deutſche Nation, von wegen göttlicher Beſtimmung, ſich wohl zu fühlen habe, und daß nur Thoren, die, ſo zu ſagen, nichts von der Naturgeſchichte des deutſchen Volkes verſtehen, dies anders haben wollen. Eines, ſagt man, ſchickt ſich nicht für Alle; wie einige Menſchen durch Talent und Schickſal zu Dieſem, Andere zu Jenem beſtimmt ſind, ſo auch die Nationen. Das deutſche Volk iſt kein Volk der That; dieſen Ruhm müſſen wir Andern überlaſſen, Engländern und Franzoſen und vor allen den Ruſſen. Wir ſind die weiſe Frau der Weltgeſchichte, die großen Idealogen, die den Nationen Unterricht geben in der Philoſophie und der Poeſie und der Kunſt und kurzum, in allen Dingen, zu deren Ausführung man nicht vom Stuhl aufzuſtehen braucht; wir erobern auch die Welt, aber nicht mit Schwertern, ſondern mit Lehrſätzen und Gedichten. — So hat man uns mit unſerem literariſchen Ruhm über die politiſche Atimie und Impotenz getröſtet, in der wir uns befinden. Wie gut oder ſchlecht dieſer Troſt begründet iſt, wollen wir hier nicht unterſuchen; die Nation ſelbſt muß ihn gut und wahr gefunden haben, denn ſie hat ihn gelten laſſen.

Dadurch iſt es geſchehen, daß unſere Geſchichte nun ſchon ſeit geraumer Zeit der baare Gegenſatz aller Geſchichte iſt, nämlich der Stillſtand an der Stelle der Entwicklung, ſogar der Rückſchritt an der Stelle des Fortſchrittes. Es iſt dadurch geſchehen, daß alle unſre Gelehrſamkeit und Weisheit, all unſre Kunſt und Poeſie und die vielgerühmte Bildung unſers Volkes uns doch um kein Haar breit weiter gebracht haben in der Politik, ſondern daß umgekehrt politiſche Ereigniſſe, die unſre

Nachbarn groß, ſtark und frei gemacht haben, bei uns nur wie literariſche Phänomene discutirt worden und für uns am Bedeutendſten in dem geblieben ſind, was ſie auf unſre Literatur gewirkt haben. Der Sturm, der anderwärts die Geburt einer neuen Zeit, eines neuen Staates und einer neuen Grundlage der Geſellſchaft verkündete, iſt bei uns nur wie ein Säuſeln im Rohr, leis athmend durch die Schreibfedern einiger übermüthiger Schriftſteller gegangen — und alle Befreiung des Geiſtes, die wir uns auf dem Felde der Theorie errungen haben, hat uns bis jetzt noch zu keiner praktiſchen Befreiung, ja nicht einmal zu einer lebendigen Ahnung und einem tief und allgemein empfundenen Bedürfniß der Freiheit verhelfen wollen. Hieraus ferner erklärt ſich, warum die deutſche Poeſie ſelbſt, obſchon alle Kraft der Nation beinahe ausſchließlich ihr zufließt und wiewohl ſie der rechte Ehrenpreis unſers Volkes iſt, dennoch zu welken droht, nachdem ſie, in einem kurzen und glücklichen Frühling, kaum erſt zur Knospe angeſetzt hat. Auch alle Verirrungen und Exceſſe unſrer Literatur, die ganze Sippe der Romantik, die Ironiſchen, die Mittelalterlichen, die Karfunkelpoeten, die Wald- und Wieſendichter, die Verfertiger allerliebſter rührender Familiengemälde, bis hinunter zu den Frivolen und Blaſirten, finden hierin ihre Erklärung und ihre hiſtoriſche Berechtigung. Es erklärt ſich endlich hieraus, warum es jetzt dahin mit uns gekommen iſt, daß wir ſtolz darauf ſind, Poeten zu haben, die nach allen Anzeichen ſelbſt nicht mehr wiſſen, ob ſie Chineſen und Brahmanen oder Deutſche ſind, und daß wir mit abſtracter Beſeitigung des Inhaltes, die verzwickteſte Form für die ächteſte Kunſt, die maſſenhafteſte und abenteuerlichſte Fruchtbarkeit für das glücklichſte Genie ausrufen; ja daß in unſerer Literatur

Alles zu finden und Alles zu ſehen iſt, von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen: nur deutſche Zuſtände und deutſches Leben ſuchſt du in ihr umſonſt.

Dieſe Reſultate nun, die unſern Politikern ganz außerordentlich angenehm ſein müſſen, weil ſie ihnen den gegenwärtigen Beſitzſtand noch auf eine lange Reihe von Jahren und, wenn man dem Anſchein trauen dürfte, ſogar auch ewig ſichern, verdanken ſie hauptſächlich den Aeſthetikern. Von dieſen iſt das Dogma von der politiſchen Unbeflecktheit, der olympiſchen Selbſtgenügſamkeit der Dichtung unter das Volk verbreitet worden; bei ihnen haben wir den Urſprung des ſchönen Quietismus zu ſuchen, in dem der gröſte Theil unſrer Nation ſich ſo behaglich fühlt. Auch daß das politiſche Gedicht bei uns, ſo oft es auch verſucht ward und ſo manche verwegene Hand in die verpönten Saiten zu greifen wagte, doch immer ohne rechten Erfolg blieb: auch dies haben die Politiker viel weniger ſich ſelbſt und ihren eigenen Maßregeln, als den Aeſthetikern zu verdanken. Die Politiker, mit ihren Polizeigeſetzen und Verboten, können blos gewittern: und ein Gewitter hält die junge Pflanze ſchon aus. Aber die Gleichgiltigkeit der Aeſthetiker und der von ihm abhängigen Nation, der äſthetiſche Trotz, der den Geier nach der Freiheit fragt, wenn er nur Poeſie hat, die vornehme Geringſchätzung des politiſchen Gedichts als eines Wechſelbalgs, eines unehrlich gebornen Kindes, bei deſſen Anblick züchtigen Leuten unwohl wird — das war der heimtückiſche Nachtfroſt, der die jungen Keime unſerer politiſchen Poeſie erſtickte oder doch verdarb. Setzen wir einen Augenblick das Gegentheil, nehmen wir an, die Nation hätte ſich dieſer Dichtung ebenſo begeiſtert zugewandt, wie ſie ſich gleichgiltig von ihr abgewandt: wie weit

dann würden die Maßregeln der Politiker gereicht haben? Schon jetzt sind sie nicht im Stande, auch nur die Hand der Neugier von dem verbotenen Buche abzuhalten: wie dann, wenn die Begeisterung, der Glaube, das flammende Herz darnach gegriffen hätten? Wahrlich, die Aesthetiker haben den Politikern, ja sie haben uns Allen einen großen Dienst geleistet und offenbar die Ruhe des Vaterlandes gerettet: denn schon jetzt, wo dergleichen anbrüchige Bücher kaum von Einem unter Tausend gelesen werden, und wo ein Lied immer nur ein Lied bleibt, wenn die Politiker sich schon nicht anders helfen können, als mit Processen und mit Absetzungen — hätten sie im andern Fall die Dichter nicht nothwendig hängen und köpfen müssen?

Und so sei es denn wiederholt ausgesprochen, daß die politischen Gegner unsrer politischen Poesie, oder, um es allgemeiner, aber nicht ungenauer zu bezeichnen: die principiellen Gegner der politischen Bildung und Betheiligung des Volkes überhaupt, ihre wahre Macht erst durch die ästhetischen Verächter derselben erlangen. Die Aesthetiker, aus jener poetischen Scheu vor dem Namen der Unfreiheit, deren wir bereits gedachten, werden vor diesem Ausspruch vielleicht erschrecken und seine Wahrheit bestreiten. Und allerdings, wie wir schon oben zugegeben haben, liegt dies Resultat, als ein gewolltes und bewußtes nicht in der Grundansicht der Aesthetiker; nicht gemeinsame Principien, sondern nur der Lauf der Dinge hat die beiden Parteien zusammengeführt. Allein wie dies auch sei, die Thatsache steht fest und liegt Jedermann, der Lust zu sehen hat, vor Augen: die Einen wollten keine politische Poesie, die Andern keine politische Poesie; das griff denn vortrefflich in

einander — und dem politiſchen Gedicht iſt das Leben, jetzt und zukünftig, abgeſprochen.

Hierbei nun zeigt ſich eine wunderliche Epiſode. Die Aeſthetiker, wiewohl ſie nichts unter ſich haben, als die Wolken ihres Syſtems, ſind doch conſequenter und ſtehen feſter, als die Politiker, die den ſichern Boden der Wirklichkeit beherrſchen; das äſthetiſche Gewiſſen iſt zarter, als das politiſche. Nämlich die Politiker, als Leute von Welt, die ſehr wohl wiſſen, daß man ohne Bedenken Alles, woher es auch komme, annehmen und nützen ſoll, was Einem nützlich iſt, und daß man auch ſeinen bitterſten Feind wenigſtens ſo lange und ſo weit ſoll gelten laſſen, als man Nutzen von ihm ziehen kann, haben auch die politiſche Poeſie nicht für zu ſchlecht erachtet, ſie da, wo ſie ihren Zwecken günſtig war, exiſtiren und laut werden zu laſſen. Ja ſie haben ſie ſogar veranlaßt, aufgemuntert und belohnt, und ihr einen Platz in dem officiellen Kanon der Loyalität und des Patriotismus eingeräumt. Denn wem könnte es entgehen, daß die ſogenannten patriotiſchen Lieder, die Nationalhymnen und Volksgeſänge, mit denen wir bei feſtlichen Veranlaſſungen unſre gute Geſinnung an den Tag zu legen pflegen, eigentlich und in Wahrheit dem arg verfehmten Gebiet der politiſchen Dichtung angehören? Damit ſoll der loyale Inhalt dieſer Lieder auf keine Weiſe verdächtigt werden. Im Gegentheil, die Ausdauer, mit welcher dieſer officielle und erlaubte Patriotismus in ſeinen poetiſchen Offenbarungen immer nur *eine*, und zwar eine beſtimmte und höchſt beſchränkte Seite der politiſchen Exiſtenz hervorkehrt, die Virtuoſität, mit der er den Dingen, das heißt dem Staat, ausſchließlich die Perſonen unterſchiebt, die denſelben bei uns bilden und vertreten, ſowie die Unſchädlichkeit, zu welcher er die

energiſchen Potenzen des politiſchen Gedichtes, die großen Ideen der Freiheit, des Vaterlandes und der Aufopferung für daſſelbe, in abſtracter Allgemeinheit homöopathiſch verdünnt, erſcheint auch uns bewundernswerth und, mit Rückſicht auf die praktiſche Nutzbarkeit dieſer Lieder, ſogar achtbar. Aber dafür geſtehe man uns auch zu, daß dieſe Poeſieen wirklich politiſch ſind und daß diejenigen, die übrigens keine Theilnahme des Volks am Staat und daher auch keine Lieder wollen, in denen eine ſolche vorausgeſetzt oder angeregt wird, conſequenter Weiſe auch Lieder, wie: „Heil dir im Siegerkranz", und Aehnliches, nicht zulaſſen müßten.

Von dieſer Inconſequenz haben die Aeſthetiker ſich frei erhalten; ſie haben auch in jenen erlaubten und begünſtigten Liedern das politiſche Moment ſehr wohl erkannt und deshalb, ihrem Princip gemäß, gegen die officielle Belobung, Auszeichnung und Verbreitung dieſer Lieder ihre äſthetiſche Geringſchätzung in die Schale geworfen. Mit welchem Erfolg ſie dies gethan, das iſt uns Allen noch in lebhafteſtem Andenken aus dem tragikomiſchen Schickſal jenes Liedes, das vor etwa anderthalb Jahren plötzlich, wie ein Pilz über Nacht, zur deutſchen Nationalhymne, zur Marſeillaiſe der Deutſchen und Gott weiß, zu was noch, emporgeſchoſſen ſein ſollte. Wir meinen jenes Lied, das ein an ſich wahres und ehrenwerthes Pathos ganz ſo einſeitig und in ganz ſo beſchränkter negativer Haltung ausſprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und officiell (oder auch officinell) zu werden. Unſern Politikern kam dies Lied ungemein gelegen; ſie thaten das Ihre, es unter das Volk zu bringen und durch eine Freigebigkeit und Gnade gegen den Verfaſſer, wie wir ſie in Deutſchland völlig ungewohnt ſind

und wie die ausgezeichnetſten und urſprünglichſten Genien unſrer Literatur ſie niemals, auch nicht zum hundertſten Theil, erfahren haben, den Unterſchied zwiſchen politiſcher und unpolitiſcher Poeſie ſowohl dem Volk, als den Poeten ſelbſt fühlbar zu machen. Und einige Zeit gelang dies; aber nur ſo lange, bis man ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, worauf denn das äſthetiſche Bewußtſein ſogleich und mit ſolcher Energie in ſeine Rechte wieder eingetreten iſt, daß man von dieſem Liede ſchon heut, nach kaum achtzehn Monaten, am Liebſten gar nicht mehr ſpricht — ein Verlauf, bei dem offenbar Niemand mehr zu beklagen iſt, als der wackre und wohlmeinende Verfaſſer, den, nach der Anſicht Einiger, weder die erhaltenen Ehrenbecher und Diplome, noch Amt und Geld und Fürſtengunſt, für die verſcherzte poetiſche Zukunft entſchädigen können. Der Becker'ſche „Rhein" hat das Schickſal des Rheines ſelbſt getheilt: er hat ſich ſacht verlaufen und die ganze Geſchichte, wenn man das dünne Ende mit dem gewaltigen Anfang vergleicht, ſieht einer Ironie nicht unähnlich.

Aber ſiehe da, die Geſchichte dieſes Liedes iſt noch nicht zu Ende. Es wird eine Parodie, ſcheint es, jener kadmeiſchen Saat, aus welcher bewaffnete Männer und Schlacht und Untergang erwuchs. Hier hat man nicht Drachenzähne, ein Wieſenblümchen hat man geſät: und nun wachſen Dornen daraus empor.

Das Unerwartete, das ſo oft Unmöglich Erklärte trat ein. Wie mitunter in den Gletſchergegenden der friedliche Ton der Schalmei ein Körnchen Schnee bewegt, das niederſtürzend, zur Lawine geballt, ein ganzes Thal begräbt, ſo gab das loyale Becker'ſche Rheinlied das Signal zu einer politiſch-poetiſchen Literatur, die nicht mehr, wie bisher, in einzel-

nen verlorenen Vorpoſten, ſondern in geſchloſſener Reihe, mit dem Bewußtſein und dem Anſpruch einer ſelbſtändigen Literatur, auftritt; die nicht mehr wie ſonſt, ſich bei unſerm Volk ein halbes Gehör mühſam erbettelt, ſondern die die Herzen mit zwingender Gewalt erobert und feſthält; die nicht mehr ſich geehrt und zufrieden fühlt, wenn man ſie nur verſtohlener Weiſe duldet, ſondern die ſichtlich in Zweifel iſt, ob ſie ſelbſt noch etwas Anderes neben ſich dulden ſoll. Damit iſt, wenn nicht alle Anzeichen trügen, eine Kriſis ſowohl unſerer Literatur, als (was dermalen bei uns daſſelbe iſt) unſers nationalen Bewußtſeins eingetreten. Das Nächſte, was durch dieſe Kriſis wird erſchüttert werden, iſt jenes Bündniß zwiſchen den Politikern und den Aeſthetikern. Es muß ſich jetzt zeigen, wie feſt es iſt und ob und welchen lebendigen Inhalt es hat. Aber was der Lauf der Dinge zuſammengeführt hat, kann der Lauf der Dinge auch wieder aus einander führen; in den Zeiten der Kriſis ſtehen nur gemeinſame Principien beiſammen.

Betrachten wir den Eindruck, den das Auftreten dieſer neuen politiſchen Poeſie auf die beiden Parteien gemacht hat und die Stellung, die ſie ihr gegenüber eingenommen haben. Die Politiker freilich konnten über das, was dabei für ſie zu thun war, nicht wohl in Zweifel ſein. Die jugendliche Poeſie geht weit über die Grenzen eines bloß negativen, eines loyalen und erlaubten Patriotismus, wie er ſich in dem Becker'ſchen Liede ausſprach, hinaus. Sie iſt poſitiv, ganz außerordentlich poſitiv; ſie ſagt nicht: dies oder das ſollen ſie nicht haben; ſondern ſie ſagt: das wollen wir haben, ja noch mehr, ſie ſagt ſogar: das haben wir! wir haben das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden unſers Vaterlandes, wir haben

das Bewußtſein, frei, ein großes, einiges, ſtarkes, ſelbſtbeſtimmtes Volk zu werden, und haben in der Zukunft, in dem endlichen nothwendigen Siege der Freiheit und der Wahrheit, die unveräußerliche Gewißheit, zu dieſem Ziele zu gelangen. Ja ſo poſitiv iſt dieſe neue Literatur, daß mit großer Beſtimmtheit, ſtatt wie ehemals die Lyrik der Befreiungskriege und wie noch jetzt die loyale politiſche Poeſie thut, ſich in das Allgemeine und Abſtracte zu verlieren, ſie vielmehr ganz poſitiven Zuſtänden, beſtimmten einzelnen Begebenheiten und Perſonen ſich anheftet. Unter dieſen Umſtänden haben die Politiker gethan, was von ihnen zu erwarten ſtand: ſie haben verboten und verfolgt. Wie weit ſie damit kommen werden, das iſt eine andere Frage. Sie ſelbſt können wohl nicht glauben, ein Buch dadurch, daß ſie es aus dem Meßkatalog ſtreichen, auch aus der Literatur zu bringen und eine Richtnng der Zeit dadurch zu vernichten, daß ſie ihre Aeußerung hemmen und erſchweren. Denn weder nach Cenſuredicten wird die Literaturgeſchichte geſchrieben, noch entſteht und vergeht eine Idee wie ein bedrucktes Stück Papier. Aber ſolche Erwägungen dürfen ſie einſtweilen nicht kümmern: ſie thun, was ſie thun müſſen und was ſowohl in ihrem Amte als, wie die Dinge nun einmal ſind, ſogar in ihrem Rechte liegt. Dies Recht abzuläugnen, fällt uns nicht ein; es iſt das Recht der Thatſache und des Beſitzes, in dem natürlich Jeder ſich ſo lange halten will, wie er kann. Das verſteht ſich von ſelbſt.

Bei Weitem nicht ſo klar und ſicher ſind ſich die Aeſthetiker. Die Gewandtheit der Form, das wirkliche und lebendige Pathos, die unläugbare poetiſche Wirkung, welche die beſten dieſer neuen politiſchen Gedichte (nämlich die von Georg Herwegh, die wir hier überall im Sinne haben) auszeichnet,

imponirt ihnen. Sie können auf die Dauer gegen dieſe Vorzüge nicht blind ſein. Denn wenn ihr Geſchmack auch einſeitig iſt, ſo ſind ſie doch nicht geſchmacklos, ſie ſehen das Gute wohl, nur daß ſie es nicht immer ſehen mögen. So befinden ſie ſich hier in einer eigenthümlichen Verlegenheit: ſie können dieſe Gedichte an ſich nicht mißbilligen, ſie ſind ſchwungvoll, wohltönend, nach allen Regeln der Kunſt gefertigt; es ſteht nichts im Wege, daß ſie ſie nicht vortrefflich finden und aus voller Seele anerkennen möchten — wenn es nur nicht politiſche Lieder wären!

Und nicht bloß die Aeſthetiker, nicht bloß diejenigen, die ſich auf den ſelbſtzufriednen Genuß des Kunſtſchönen beſchränken, auch ein guter Theil unſrer Dichter ſelbſt befindet ſich in einer ähnlichen Verlegenheit. Denn daß wir uns darüber nur nicht täuſchen: mit Bewußtſein, aus freiem Willen und wirklicher Einſicht in die Nothwendigkeit dieſer Entwicklung, haben bis jetzt nur außerordentlich Wenige die politiſche Richtung der Literatur eingeſchlagen. Einige ſind mitgegangen aus allgemeiner jugendlicher Regſamkeit, Andere vermöge der urſprünglichen Geſundheit ihrer Natur, die an einzelnen Verkehrtheiten unſers politiſchen Daſeins ſich ärgert, ohne daß ſie darum irgend einige Einſicht in die Entwicklung der Dinge und ein großartigeres politiſches Intereſſe hätten, vielleicht ſogar: Einige bloß des Spectakels wegen. Die Mehrzahl unſrer Dichter dagegen, namentlich die jüngeren, der neueſte Anwuchs, der noch keinen Namen und keinen Charakter hat, und aus dem eben deshalb noch Alles werden kann, ſteht noch unentſchieden und weiß ſelbſt nicht recht, was er ergreifen und wohin er ſich wenden ſoll.

Und wirklich, es ſteht heuer ſchlimm mit dieſen jungen

Dichtern, die keine ſelbſtändige Einſicht in den Gang der Zeit haben und die doch auch, des Beifalls wegen und weil es ſo ſchön iſt, ein deutſcher Dichter zu ſein, durch ihre poetiſche Thätigkeit gern auf die Zeit einwirken möchten. Die junge politiſche Poeſie tritt, wie wir ſchon bemerkten, nicht ohne allen Anflug von Gewaltſamkeit und Alleinherrſchaft auf. Man braucht darum nicht ſchlecht von ihr zu denken, ſie kann nicht anders: wer lange ausgeſchloſſen war, für den iſt es, ſobald er einmal zur Herrſchaft kommt, ganz natürlich, daß er wiederum ausſchließt und ächtet. Sclaverei erzieht Tyrannen. So auch die junge politiſche Poeſie. Man hat ihr ſo lange das Recht und die Möglichkeit der Exiſtenz abgeurtheilt, daß ſie nun, da ſie der Welt ihre Exiſtenz durch die Thatſache dargethan hat, drauf und dran iſt, ſich und nur ſich als die einzig berechtigte Exiſtenz darzuſtellen, neben der alle andere Art von Poeſie aufhören und verſchwinden muß. Das ſind Einſeitigkeiten, die im Lauf der Natur liegen und die die Zeit ſchon berichtigen und ausgleichen wird. Das große Publikum aber, welches in der Regel und weil eigenes Denken ſeine Sache nicht iſt, noch auch ſein kann, demjenigen Recht gibt, der von ſich ſelbſt am Oeſteſten ſagt, daß er Recht hat, und das überdies durch die überüberredende Macht der Leidenſchaft, durch den Zauber der Jugend, endlich auch durch den Reiz des Verbotenen ſich zu der neuen Poeſie hingezogen fühlt, ſcheint nicht übel Luſt zu haben, die Alleinherrſchaft des politiſchen Liedes bis auf Weiteres auch ſeinerſeits zu ſanctioniren; es hat den Geſchmack an Wald- und Liebes- und Sehnſuchtsliedern ſichtlich verloren, und wie ein Löwe, der einmal Blut gekoſtet hat, verlangt es Politik und immer Politik. — Die meiſten unſrer jungen Dichter nun ſehen

dieſem Vorgang zu, ohne ihn innerlich zu verſtehen. Sie ſehen nur, daß es jetzt eine Mode iſt, politiſche Gedichte zu machen und zu leſen; ſie werden vielleicht zugeben, daß dies eine ſehr gute Mode iſt: allein auch die beſte Mode kann zwar lange währen, aber doch nicht ewig. Und wie lange wird dieſe währen? Iſt es rathſam, ſich ihr anzuvertrauen und mit dieſem Strome zu ſchwimmen, der ohnedies ſchon in allerhand Untiefen, in Conflicten mit Nachbarn und Behörden u. ſ. w., ſein Unbequemes hat? Wird er nicht vorüber und vorbei ſein, ehe es ihnen nur gelungen iſt, aufzutauchen? wird der politiſche Schnitt nicht veraltet und geſchmacklos ſein, ehe ſie noch ihren Dichterrock darnach zugerichtet haben? Und ſind ſie daher nicht in der Gefahr, Talent und unbeſcholtene Stellung und bequemes Leben an ein Ding zu wenden, mit dem ſie nicht einmal das erlangen können, was ſie damit kaufen möchten — Dichterruhm? Und noch dazu, wenn das ein Irrthum iſt, ſo iſt es ein viel gefährlicherer, als alle anderen; denn man kann wohl ſehr leicht und durch ſehr wenig verdächtig werden, wie z. B. durch ein Lied — aber nachher wieder unverdächtig werden, das hält ſchwer.

Das alſo iſt die Verlegenheit unſrer Aeſthetiker und unſrer angehenden Dichter. Allerdings wäre ſie ganz leicht und ſehr gefahrlos zu entſcheiden: die zaghaften Zweifler brauchten ſich nur der Arbeit des Denkens zu unterziehen, ſie brauchten nur dies anſcheinende Labyrinth der Wirklichkeit am goldenen Faden der Theorie zu durchwandeln, ſie brauchten nur die göttliche Mutter aller Dinge, die Philoſophie, zu befragen. — Dieſe Arbeit wäre nicht ſo ſchwer.

Denn zuerſt ſteht wohl feſt (oder will es Jemand läugnen?), daß die Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen und alſo auch die

Aufgabe der Dichtkunſt die Darſtellung des Schönen iſt, und zwar nicht bloß des Schönen überhaupt und abſtracter Weiſe, ſondern die concrete (plaſtiſche) Darſtellung des Schönen als wirklich und perſönlich. Oder mit andern Worten: die Aufgabe der Kunſt iſt die ſchöne Individualität und ihre Darſtellung. Das ſchöne Individuum iſt alſo die Vorausſetzung und erſte Grundlage aller Kunſt; es iſt das Erſte, wozu ein Volk und eine Literatur ſich erheben muß, wenn ſie in der Kunſt etwas Eignes und Wahrhaftiges leiſten wollen. Iſt dies ſchöne Individuum, das, als das ſchöne, auch das kunſtberechtigte iſt, einmal gewonnen, ſo iſt auch ſein ganzer Inhalt, als der Inhalt der ſchönen Individualität, ſchön und kunſtberechtigt. Dieſen Inhalt zur Darſtellung, und wiederum zur Darſtellung im Gebiet des Schönen zu bringen, iſt die Natur und Thätigkeit des Individuums und der Proceß der Kunſt. Es wird nun alſo nur auf den jedesmaligen Inhalt dieſer ſchönen Individualität ankommen, was künſtleriſch, oder, damit wir ſpeciell von der Poeſie ſprechen, was poetiſch berechtigt und darſtellbar heißen ſoll. Es iſt nun ferner die Natur des Individuums, als des perſönlich gewordenen Geiſtes, ſämmtliche Formen des Geiſtes, das heißt ſeiner ſelbſt in ſeiner Allgemeinheit, als ein Beſonderes in ſich zurück- und aufzunehmen. Auch dieſen unermeßlichen Inhalt alſo wird das ſchöne Individuum, ſobald es ihn in ſich aufgenommen, künſtleriſch reproduciren. Die Stadien, in denen der einzelne Menſch und in denen ganze Nationen dieſen Inhalt in ſich aufnehmen und ihn bewußt und thätig wieder außer ſich ſetzen, ſind die Epochen in der Entwicklung (oder, wie man es früher nannte, der Erziehung) ſowohl des Menſchen, als des Menſchengeſchlechts. Daß nun auch der Staat eine Form und Offenbarung des Geiſtes iſt,

und daß ſolchergeſtalt zwiſchen dem Staat, als einer Form des Geiſtes, und dem Individuum, als dem perſönlich gewordenen Geiſte, deſſen Weſen es iſt, überall den Geiſt im Allgemeinen, als ſein eigenes Ich, in ſich aufzunehmen, ein unzerſtörbares Band der Verwandtſchaft, ein unveränderliches Recht des Eigenthums beſteht, und daß damit die Betheiligung des Individuums am Staat nothwendig ausgeſprochen iſt, das Alles wird wohl Niemand in Zweifel ziehen; wenigſtens können wir mit denen, die es thun, eben nicht weiter verhandeln: ſie würden uns doch nicht verſtehen. Sind nun ein Menſch oder eine Nation in ihrer Entwicklung ſo weit gediehen, daß ſie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalt machen, ſo wird auch der Ausdruck dieſes Inhaltes im Schönen, alſo die künſtleriſche Darſtellung des Staates und ſeiner Beziehungen, das heißt die politiſche Poeſie, nicht ausbleiben. Umgekehrt kann dieſer Inhalt nirgend in der Kunſt wirklich zur Darſtellung kommen, wo er nicht als Inhalt vorhanden iſt — und dies iſt die einzige wohlbegründete Bedenklichkeit gegen unſre bisherige politiſche Poeſie und die Klippe, an der die bisherigen Verſuche meiſt geſcheitert ſind. — Im Ganzen alſo heißt dies nun nichts Anderes als: wo in einer Nation politiſches Bewußtſein iſt, da wird dieſes Bewußtſein auch ſeinen poetiſchen Ausdruck finden, da wird es eine politiſche Poeſie geben; und ferner: wo wirklich eine politiſche Poeſie iſt, da muß die Politik bereits der Inhalt des ſchönen Individuums geworden ſein. Das Eine deutet auf das Andere: die Politik iſt zur Poeſie berechtigt und die Poeſie zur Politik. Die politiſche Poeſie iſt alſo mehr als eine Mode, ſie deutet eine Epoche der welthiſtoriſchen Entwicklung des Volkes an, ſie iſt als ſolche unvergänglich und keinem Wechſel unter-

worfen, eine ewig fruchtbare Gebärerin künftiger Entwicklungen. — Demnach aber mögen auch die jungen Dichter, die in dieſem Augenblick noch ſchwanken, ob ſie die „Mode" des politiſchen Gedichts mitmachen ſollen oder nicht, ſich wohl vorſehn, was ſie thun. Als Mode kann ſie nicht mitgemacht werden, man kann ſich dieſer Richtung auch nicht blos als Poet hingeben, es reicht hier nicht aus, in Verſen liberal zu ſein, wie man wohl in Verſen ſehnſüchtig und betrübt und verzweifelt, und übrigens ein kreuzluſtiger Menſch von guter Geſundheit iſt: ſondern dieſe Poeſie, als der Vorbote einer menſchheitlichen Entwicklung ſelbſt, verlangt ohne Vorbehalt den ganzen Menſchen, den ganzen Mann. Sie darf nur die Möwe ſein, die vor dem Sturm einherflattert, nur die Lerche, die den Lenz verkündet. Bleiben der Sturm und der Frühling aus, ſo ſind dieſe Lieder großſprecheriſche Thorheiten und der Poet ein Tropf, ein träumeriſcher Narr geweſen. Und alſo ſoll ſich auf dieſe Poeſieen Niemand einlaſſen, der nicht in ſich den Muth und die Kraft verſpürt, nöthigenfalls den Poeten durch den Mann, das Talent durch den Charakter, das Lied durch die That zu vertreten und zu retten. — Merkt Euch das!

Allein das Alles, wird man uns entgegnen, iſt Theorie, es iſt Speculation, eine bloße Sache des Verſtandes. Aber daß der dürre Baum der Speculation Alles in der Welt bringt, nur keine poetiſchen Früchte, und daß Niemand weniger zum Poeten geſchickt iſt als der Philoſoph, das haben wir an unzähligen und zum Theil ſehr berühmten Beiſpielen längſt geſehen. Alſo mit dem, was der Verſtand theoretiſirt, iſt hier in der Poeſie nichts auszurichten: ſie unterwirft ſich den Berechnungen des Verſtandes nicht, ſie iſt Gemüth, und nur das Gemüth

kann ſie verſtehen und begreifen. Wenn nun alſo unſer Gemüth ſich von der politiſchen Poeſie abwendet und von ihr kalt gelaſſen wird, was hilft dann alles Beweiſen und Erörtern?

Es ſei; ſo würde vermuthlich auch von Seiten des Gemüths ſich manches Empfehlende für die politiſche Poeſie beibringen laſſen. Wir würden ſie fragen, dieſe weichen, milden, gerechten Männer des Gemüths, ob es der gerühmten Hoheit der Poeſie und der Würde des Dichters entſpricht, daß ſie, die die Zungen der Gottheit ſelber ſind und vor denen alle Geheimniſſe aufgedeckt liegen, ſich allein um die Politik nichts kümmern ſollen, da ſie, ihrer Natur nach, doch allmächtig und zu allem Höchſten berufen ſind? Wir würden ihnen zu Gemüthe führen, ob es ſchön iſt und edel läßt, daß der Dichter ſich zwar zu kümmern hat um jedes Gräschen im Wald, daß er den Lämmern zuſehen muß, wie ſie ſpringen auf der Weide, daß er herbeilaufen muß und ein Lied klimpern, wo zwei verliebte Menſchen ſich küſſen und wo ſie Hochzeit machen, und wo Einem der Wein zu Kopfe geſtiegen iſt, und immer und überall muß er das Gold ſeiner Stimme leihen: aber um den Staat, dieſes Ding, das ihn überall umgibt, das er in ſeinem Brod ißt und ſeinem Wein trinkt (oder wenn er keinen Wein trinkt, ſo merkt er es eben daran) — um dieſen Staat allein ſoll er ſich nicht kümmern? Nachtigall und Lerche und Maikäfer und Gelbveigelein ſoll er preiſen, aber der Name der Freiheit und des Vaterlandes ſoll ſeinem Liede verwehrt ſein? Wie? Wo ein Baum Knospen und ein Mädchen ein Kind kriegt, da ſoll er außer ſich gerathen vor Bewunderung und ſingen, ein Langes und ein Breites: und wo der Baum unſrer Geſchichte knospet und keimt, wo die Zeit im Geburts-

ſchmerz ringt, wo das erhabenſte Schauſpiel ſich entfaltet, das Götter und Menſchen ſehen können: wo ein Volk um ſeine Freiheit ringt, da ſoll der Dichter ſtehn und ſchweigen? Wie? — Wir würden ſie aufmerkſam machen, ob nicht am Ende mit dem beliebten und belobten Spruch: der Dichter ſtehe über den Parteien, ſtatt, daß man ihm damit eine Ehre und recht etwas Vornehmes zu erzeigen meint, ihm vielmehr eine Schande und Schmach geſchieht. Es iſt dies in der That noch Etwas, was an die weggeworfene Stellung der Hofnarren, ſowie an die Ehr- und Rechtloſigkeit der römiſchen scurrae und mimi erinnert. Freilich wohl, Hofnarren kann man auf dieſe Weiſe ſchon erziehen und zur Noth auch wohl Hofdichter; aber doch keinen Dichter. Und genau beſehen, was heißt es denn: der Dichter ſteht über den Parteien? Heißt es etwas Anderes, als daß der große Kampf zwiſchen Freiheit und Unfreiheit, zwiſchen Leben und Tod für den Dichter kein Intereſſe hat? und wofür ſoll, ja wofür kann der Menſch ſich intereſſiren, wenn für die Freiheit nicht? Man kann ja ohne dies Intereſſe nur ein Thier oder ein Schurke ſein.

Allein wir fürchten ſehr, daß auch dieſe Appellation an das Gemüth ohne Wirkung bleiben wird. Denn in den zartbeſaiteten Herzen dieſer Leute, in denen jeder Seufzer einer alten Frau und jedes Flügelſummen einer Mücke wiederklingt, pflegt der Name der Freiheit und des Vaterlandes keine Reſonanz zu finden; ihr Herz iſt blos auf Blumen und Bäume, auf Sterne und Küſſe abgerichtet: es verſteht unſre Sprache nicht. Wir könnten alſo endlich die Macht des Beiſpiels zu Hilfe rufen. Wir könnten ſie erinnern an die glänzende Literatur der Griechen und der Römer, die weſentlich auf politiſcher Grundlage beruht, ja die im tiefſten Grunde gar keinen anderen Inhalt

hat und kennt, als das politiſche Intereſſe. Wir könnten ihnen die üppige Blüthe der attiſchen Komödie, die durch und durch politiſch war, und die der Staat ſelbſt, derſelbe Staat, gegen den ſie mit Lachen ihre Geißel ſchwang, gewiſſermaßen begründet und längere Zeit hindurch ſogar auf öffentliche Koſten erhalten hat, und den unvergleichlichen Namen des Ariſtophanes in's Gedächtniß rufen. Wir könnten ſie an Dante erinnern, der doch ſonſt bei unſern Romantikern eines ſo unbezweifelten und unbedingten Anſehns genießt und der, wie er perſönlich und praktiſch an den politiſchen Begebenheiten ſeiner Zeit den lebhafteſten Antheil nahm, ſo auch ſeine große göttliche Komödie mit den Fäden des politiſchen Intereſſes, das ſich bei ihm ſogar bis zur entſchiedenſten Parteinahme ſteigert, überall durchſponnen hat. Wir könnten ihnen Shakespeare nennen, der mit beſonderer Vorliebe politiſche Stoffe behandelt und in deſſen Stücken eine ſchärfer eindringende Kritik noch außerordentlich viel Anſpielungen auf die Geſchichte ſeiner Zeit und ihre politiſchen Verhältniſſe aufdecken wird, ja deſſen Erſcheinung überhaupt ohne die gleichzeitige politiſche Blüthe Englands gar nicht möglich war. Wir könnten ſie endlich auch auf das neuſte Beiſpiel unſrer Nachbarn, der Engländer ſowohl als der Franzoſen, verweiſen, in deren Literatur hauptſächlich nur dasjenige eine nachhaltige und eingreifende Wirkung, ſowie die Liebe und den Beifall der Nation erlangt, was der lebendige Herzſchlag des politiſchen Intereſſes durchzuckt.

Allein auch hier wird die Antwort bei der Hand ſein. Man wird uns entgegnen, daß die Alten eben die Alten geweſen und von ganz anderem Stoff als wir, daß ſie aber, trotz ihrer gigantiſchen Natur, zuletzt doch auch zu Grunde gegangen ſind und zwar eben vermöge ihrer politiſchen Einrichtungen. Man wird

ſagen, daß Ariſtophanes ein frecher, unanſtändiger Menſch geweſen, und daß die antike Komödie die Schuld trägt am Untergange der atheniſchen Herrlichkeit. Man wird Dante's Geſchichtsallegorieen in religiös myſtiſchem Sinne deuten und bei Shakespeare's politiſchen Stücken uns von der Einrichtung der altengliſchen Bühne erzählen, und wie viel beſſer es mit unſerem Theater ſtände, wenn wir keine Decorationen hätten. Endlich wird man ſagen, daß die Engländer ebenſo zur politiſchen Exiſtenz und zur Weltherrſchaft berufen ſeien, wie wir berufen ſind zum ſpeculativen Daſein. Und was zuletzt noch die Franzoſen anbetrifft, ſo iſt das, wird man ſagen, ein ganz verruchtes Volk, mit dem kein ehrlicher Deutſcher etwas gemein haben möge.

Denn es iſt die Natur der meiſten Menſchen, daß ſie die Theorie verachten, daß ihr Gefühl immer nur ſich ſelbſt, nie Andere verſteht, und daß ſie aus Beiſpielen nichts lernen. Erſt wenn das zerſchmetternde Gewicht der Thatſache auf ihr Haupt fällt, dann erſt fangen ſie an einzuſehen und zu glauben. Aber in der Regel iſt es dann zu ſpät.

Und ſo ſei denn hier der Verſuch gemacht, uns der Löſung dieſer Frage über die Berechtigung des politiſchen Liedes und ſeine Bedeutung für unſre Zeit auf einem andern Wege zu nähern, der hoffentlich weniger Vorurtheile verletzen und deſſen Ergebniß man williger anerkennen wird. Ob Politik und Poeſie ſich mit einander vertragen oder nicht und woran man beſſer thut, ob politiſche Gedichte zu machen oder zu verfolgen, dies und Aehnliches bleibe hier bei Seite geſetzt; die Thatſache allein iſt es, die hier ſprechen ſoll. Wir werden zu zeigen ſuchen, daß die deutſche Literatur bereits ſeit Jahrhunderten, ſei es nun mit Recht oder Unrecht, erlaubter oder unerlaubter Weiſe, —

genug, daß ſie ſeit Jahrhunderten thatſächlich in der Entwicklung zur politiſchen Poeſie begriffen iſt, und daß unſere Nation zahlreiche Anfänge und Verſuche einer politiſchen Poeſie bereits thatſächlich beſitzt: das heißt, einer Poeſie, die ſich der gleichzeitigen Ereigniſſe des öffentlichen Lebens, die ſich der politiſchen Zuſtände, Begebenheiten und Perſonen ihrer Zeit als ihres Inhalts zu bemeiſtern, ihnen zu dienen oder ſie zu bekämpfen, und in Ernſt oder Schimpf, in Lob oder Tadel, als eine öffentliche Macht auf die Geſchichte einzuwirken ſtrebt. Wir werden zu zeigen ſuchen, mit wieviel Glück oder Unglück unſere Poeſie dies bisher gethan, welche Stadien ſie auf dieſem Wege durchlaufen, welche Hinderniſſe ſie gefunden, in welche Verirrungen ſie gerathen: und überhaupt welches Band und welches Verhältniß bisher zwiſchen der Poeſie und der Politik bei uns beſtanden hat. So, hoffen wir, wird aus dieſem Spiegel der Vergangenheit die gegenwärtige Berechtigung des politiſchen Gedichtes und ſeine nothwendige Zukunft ſich von ſelbſt und mit einer, wie uns dünkt, unwiderlegbaren Sicherheit ergeben. Denn der hiſtoriſche Verlauf eines Dinges iſt die Vernunft der Sache ſelbſt; wer daher von den Ausſprüchen der Geſchichte appelliren will, der läuft Gefahr, ſich von der Vernunft ſelbſt zu entfernen.

Hier indeſſen dieſe Geſchichte unſrer politiſchen Poeſie und des Verhältniſſes unſrer Poeſie zur Politik vollſtändig und in ihrem ganzen Umfange zu geben, hindern uns die vorgeſchriebenen Grenzen dieſes Aufſatzes. Und in der That, wollten wir unſre Aufgabe gründlich löſen, ſo wäre uns nichts Geringeres zu thun, als hier eine vollſtändige Geſchichte überhaupt unſrer literariſchen Entwicklung zu verſuchen. Es genüge alſo, wenn wir hier nur die allgemeinſten, die hauptſächlichſten Umriſſe dieſer

Entwicklung bieten und uns im Ganzen mehr andeutend, als ausführend verhalten. Ueber das Ziel und Ergebniß unserer Wanderung wird ja doch hoffentlich Niemand in Zweifel bleiben — sollte dasselbe auch für Manchen unerwartet und unerfreulich sein! —

Und unerwartet wird es gewiß Manchem sein, wenn er erfährt, daß unsre Poesie schon in ihren ersten Anfängen und da, wo wir am Frühesten von ihr hören, eine unleugbare politische Beziehung hat. Wir haben dabei die bekannte Stelle des Tacitus im Sinn, in der Germania C. 3, wo er von den Liedern spricht, mit denen unsre Altvordern in die Schlacht schritten, und von dem Barritus, dessen dröhnender Widerhall ihnen als ein Orakel für den Ausgang des Gefechtes galt. (Vgl. C. Fr. Rühs, ausführliche Erläuterung der zehn ersten Capitel der Schrift des Tacitus über Deutschland. 1821. p. 112 fgg.) Ueber den Inhalt jener Lieder wissen wir freilich wenig; sie sollen historischen Inhaltes gewesen sein und einen Heros, welchen Tacitus den Herkules nennt, als den tapfersten aller Männer gepriesen haben. Noch weniger wissen wir über den Inhalt und die eigentliche Beschaffenheit des Barritus, in welchem Einige (aber gewiß mit Unrecht, wie sich schon aus Tac. Hist. IV, 18 schließen läßt) sogar ein bloßes inhaltloses Geheul, ein wildes, unarticulirtes Aufjauchzen roher Kriegslust vermuthet haben. Allein so dunkel und unvollständig die Nachrichten über diese ältesten Lieder unserer Vorfahren im Uebrigen auch sein mögen, so gewiß und zweifellos ist die kriegerische Anwendung, die sie selbst von ihnen gemacht haben; es waren Schlacht- und Kriegsgesänge. Politischer nun aber, als ein

Schlachtlied, kann, nach Abſicht und Wirkung, nicht wohl etwas ſein: ja das Schlachtlied iſt die Spitze und höchſte Blüthe der politiſchen Poeſie. Denn in ihm tritt die Poeſie aus der Sphäre der bloßen Empfindung, der bloßen innerlichen Anregung heraus, ſie geht unmittelbar über in die That, der Klang des Liedes, das geſungene Wort erhebt mit ſympathetiſcher Gewalt zugleich den bewehrten Arm, die Poeſie wird ein Inſtrument des höchſten politiſchen Actes ſelbſt, der Aufopferung des eigenen Lebens im Dienſte ſeines Staats und ſeines Volkes.

Auch was übrigens von hiſtoriſchen Liedern der alten Deutſchen uns theils ausdrücklich berichtet wird und was wir theils von ihnen vermuthen müſſen, gehört hierher: alſo nicht nur die Geſänge, in denen, wie wir gleichfalls aus Tacitus wiſſen, das Andenken des Armin gefeiert ward, ſondern auch die Spur von Liedern, die uns in den ſagenhaften Erzählungen ſpäterer Chroniſten begegnet, namentlich des Jornandes und des Paulus Diakonus, des Geſchichtſchreibers der Longobarden, worüber man das bekannte Werk von Gervinus, I., p. 24—32. (der erſten Ausgabe) vergleiche. Denn eine eigentliche Geſchichtsſchreibung und Hiſtoriker, oder auch nur Chroniſten in unſerm Sinne, kannten die alten Deutſchen begreiflicher Weiſe nicht, wie überhaupt kein Volk ſie kennt, das ohne Reflexion, noch in der erſten vollen Unmittelbarkeit des Daſeins lebt und dem die Vergangenheit nur im Spiegel der Dichtung gegenwärtig wird; auch die alten Deutſchen kannten und beſaßen nichts als das Lied. Wurde alſo, wie es geſchehen iſt und wie jene Chroniken es beweiſen, das Andenken bedeutender Männer und großer, das geſammte Volk angehender Ereigniſſe für die ſpätere Zeit erhalten, ſo muß dies, da

kein anderes Mittel der Aufbewahrung vorhanden war, lediglich durch Lieder geſchehen ſein, die gleichzeitig mit jenen Männern und Ereigniſſen entſtanden waren und dieſe großen öffentlichen Begebenheiten zu ihrem Inhalt hatten. Hiſtoriſch waren dieſe Lieder alſo gewiß und zwar auch in der Art, daß ſie unmittelbar die gegenwärtige, gleichzeitige Geſchichte aufgefaßt hatten. Dergleichen Liedern aber, als dem Element und Keim des politiſchen Gedichtes, ſind wir hier ja eben auf der Spur: und wir haben daher ein Recht, die Exiſtenz ſolcher älteſten Lieder gleichſam für die Urgeſchichte unſerer politiſchen Poeſie in Anſpruch zu nehmen.

Dem Umfange nach gewinnen wir dabei freilich nichts. Denn weder wiſſen wir irgend etwas Genaueres über dieſe Lieder, noch wird es jemals möglich ſein, aus jenen blos ſtoffartigen Fragmenten, welche wir bei den Geſchichtſchreibern finden, uns ein nur einigermaßen deutliches Bild von ihrer poetiſchen Natur und Wirkung zu verſchaffen; nur vermuthen läßt ſich, daß ſie, wie uns von den Liedern zu Ehren Armins ausdrücklich berichtet wird, zum größten Theil Loblieder und Siegsgeſänge geweſen ſind. Was wir aber wirklich dabei gewinnen, iſt dies: daß bei uns Deutſchen die Poeſie bereits da, wo wir ihre erſte leiſe Spur mehr ahnen als erblicken, den großen öffentlichen Zuſtänden, den Begebenheiten des nationalen Lebens zugewendet iſt und daß eine Theilnahme des Volks an ihnen und der poetiſche Ausdruck dieſer Theilnahme, das hiſtoriſch-politiſche Gedicht, uns bei unſern Vorfahren bereits ſo früh begegnet, daß wir dieſen Trieb wohl als einen urſprünglichen und angeborenen, als ein nationales Eigenthum unſers Volkes betrachten dürfen. Kein Druidenſtamm, keine Kaſte von Sän-

gern oder Prieſtern (vgl. jedoch Gervinus I., p. 20. 22), die die Kraft des Geſanges einſeitig im Dienſte ihrer Myſterien abnutzten, läßt ſich bei unſern Vorfahren nachweiſen: ſondern Allen gemeinſam, iſt das deutſche Lied auch für Alles berechtigt; donnernd, wie das Brauſen des Meeres, läuft es vor den geſchloſſenen Reihen der Schlachtordnung, es würzt die Luſt des Bechers, es überlebt das Grab der Geſtorbenen, alles Höchſte und Herrlichſte, die Siege der Ahnen, den Ruhm der Helden, jede große und ſtolze Erinnerung, die das Herz des Mannes erhebt und es ſtark macht auch zum Tode, iſt der Inhalt des älteſten deutſchen Liedes.

Nicht lange blieb dies ſo. — Es iſt der Beruf und die welthiſtoriſche Aufgabe des deutſchen Volkes, ſeine urſprünglich eigene Natur für eine aufgedrungene fremde Bildung anſcheinend hinzugeben, in der That aber in dieſem Verluſt und dieſem Verzichten auf ſich ſelbſt ſich ſelbſt erſt recht wiederzufinden und aus jeder Kriſis dieſer Art ſowohl ſich ſelbſt, als die nun zum Eigenthum gewordene fremde Cultur einer höheren Stufe der Entwicklung zuzuführen: einem Strome gleich, der ſich einige Zeit in die Tiefen der Erde verliert und dann Gold führend wieder zu Tage bricht. Dieſe Aufgabe, an die wir uns wohl oft erinnern mögen, theils um uns über manchen Unglimpf unſerer Beurtheiler zu tröſten, theils aber und ganz beſonders, damit wir nicht bei ihrer einen erſten Hälfte allein ſtehen bleiben, begann für das deutſche Volk ſchon damals, als es ſeine heidniſche Urſprünglichkeit gegen das Chriſtenthum und deſſen Gefolge, die römiſche Bildung, austauſchte. Die Erziehung und Bil-

dung des Volkes fiel nun wesentlich in die Hände derjenigen, die ihm das neue Heil zugeführt hatten, in die Hände der Geistlichen. Die heidnischen Tugenden mußten den christlichen weichen; der Muth mußte zur Demuth werden, die Lust an tollkühner Wagniß, an Schlachtgewühl und kriegerischer That gab der Entsagung, dem Gebet und der Uebung kirchlicher Pflichten Raum; die ganze Richtung des Volkes ward innerlicher und von der Welt zurückgezogen. Rechnen wir dazu die unveränderte Epoche der Geschichte: jene gewaltigen Völkerströme, die ganze Nationen ergriffen und jeden Einzelnen von ihnen, mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut, mit Sprache und Vaterland, in das Gewühl der Weltbegebenheiten geschleudert hatten, waren zu Ende; feste und geordnetere Staatszustände machten die rohen Vorzüge der früheren Bildung entbehrlich, es bedurfte nicht mehr, wie bisher, einer Nation von Helden, die einzig dem Kriege lebten, die sich mit Ketten in der Schlacht aneinanderschlossen und denen keine größere Schmach bekannt war, als den gefallenen Anführer zu überleben: sondern schon bedurfte es eines fest angesiedelten, beruhigten Volkes, in welchem sich schon die Elemente des Staats, der Stoff und Keim des künftigen Bürgerthums entwickelte.

Es konnte nun nicht ausbleiben, daß diese Aenderung in den Grundlagen des nationalen Daseins nicht auch auf den poetischen Ausdruck desselben, auf die Entwicklung also der deutschen Poesie, eine entschiedene und tief eingreifende Wirkung geäußert hätte. Zu dem, was hier unmittelbar aus den Verhältnissen selbst floß, trat noch, als eine besonders wirksame Macht, der Einfluß der Geistlichen hinzu. Ihnen war es nicht genug, daß durch das Christenthum der gesammte Inhalt, die

ganze Denk- und Anſchauungsweiſe des Volkes verwandelt und damit die Rückkehr der früheren Zuſtände von vorn herein unmöglich gemacht war; ſie wollten auch dem, was als ein Reſt und Andenken des früheren Daſeins im Volke noch übrig war, nicht einmal Zeit gönnen zu welken, wie ein Baum nothwendig welken muß, dem man die Wurzeln abgegraben: ſondern mit Stumpf und Stiel wollten ſie jede Erinnerung der heidniſchen Zeit ausgerottet, jede Spur unſers Heidenthums vernichtet wiſſen. So verfolgten ſie namentlich jene Lieder, von denen wir oben geſprochen haben, wiewohl es ihnen nicht leicht geworden zu ſein ſcheint, dieſelben völlig zu unterdrücken. Das Volk hielt feſt an ſeinen alten Geſängen, gleich als wüßte es, daß ſie bald das Einzige waren, was ihm von ſeiner urſprünglichen Natur geblieben: und ſelbſt einzelne Geiſtliche ſcheinen der wilden lebensfriſchen Sirene des heidniſchen Geſanges nicht immer widerſtanden zu haben. Wilhelm Wackernagel, in ſeiner Ausgabe des Weſſobrunner Gebetes, p. 25—29. hat eine Anzahl hierher gehöriger Stellen aus den Beſchlüſſen der Concilien und den Capitularien der fränkiſchen Könige geſammelt. Sie zeigen ſämmtlich, einmal, mit welchem Eifer und welcher Vorſicht die Geiſtlichkeit alle Poeſie, die unmittelbar aus dem Volke hervorging, als einen Niederſchlag heidniſcher Elemente zu unterdrücken ſuchte, und anderntheils darf man aus der oftmaligen Erneuerung dieſer Verbote auch auf die Hartnäckigkeit ſchließen, mit der das Volk ihnen widerſtand, oder richtiger: auf die Langſamkeit, mit der es ſich von dem Nachhall ſeiner früheren heroiſchen Zeit entwöhnte. Ja die Geiſtlichen gingen noch weiter: die deutſche Sprache ſelbſt ſuchten ſie, zum Wenigſten in der Poeſie, zu unterdrücken, und die lateiniſche, als das officielle Organ der Kirche

(vgl. Hoffmann von Fallersleben's Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes, p. 9.) und die Trägerin der chriſtlich-römiſchen Bildung, an ihre Stelle zu ſetzen; nur „für den kirchlichen Gebrauch ward die deutſche Sprache allerdings ſogar ermunternd zugelaſſen." (Wackernagel a. a. O. p. 26. Anm.) Mit Einem Wort: wohin wir in dieſer Zeit blicken, finden wir den Einfluß und die Thätigkeit der Geiſtlichen; das religiöſe Intereſſe iſt das ausſchließliche Intereſſe, die bewegende Macht der Zeit, neben der alles Andere unberechtigt wird; die ganze Haltung des deutſchen Lebens in jener Zeit haben wir uns ernſt und ſtreng zu denken, von der Weltlichkeit abgewandt, auf das Göttliche, Jenſeitige allein gerichtet, ein ſtilles kaltes Morgendämmern, aus welchem ſich erſt ſpät die Sonne des Tages und der That erhob.

Wir wollen hier einen Augenblick verweilen, um uns über die Berechtigung klar zu werden, welche dieſem Verfahren der Geiſtlichkeit zu Grunde lag. Denn in der That hat es nicht an ſolchen Beurtheilern gefehlt (ſelbſt Wackernagel a. a. O. ſcheint von dieſem Irrthume nicht ganz frei zu ſein), die der Geiſtlichkeit den Untergang unſerer älteſten Dichtung als eine Schuld anrechneten und überhaupt auf das Chriſtenthum und die römiſche Bildung ſcheel ſahen, weil ſie unſre Urſprünglichkeit verdorben und uns der Möglichkeit beraubt haben, uns, ſo zu ſagen, an den Incunabeln unſeres Daſeins antiquariſch zu ergötzen. Aber wer will in Abrede ſtellen, daß das Chriſtenthum und die römiſche Bildung, gegen das germaniſche Hei-

denthum und die rohe Natürlichkeit unſerer Vorzeit gehalten, unermeßlich höhere, unermeßlich berechtigte Potenzen waren? Die Idee des Chriſtenthums, wenn wir es entkleiden von ſeinen hiſtoriſchen Umgebungen und Verpuppungen, iſt zuletzt nichts anders als die Idee der Freiheit; ſolchergeſtalt trägt es alle künftigen welthiſtoriſchen Entwicklungen in ſich, wie der Keim die Frucht, und ſeine Verwirklichung, als die Verwirklichung der Freiheit, iſt die große Arbeit der Geſchichte. Nur diejenigen Nationen, die an dieſer Arbeit Theil nahmen, dürfen auf die Haltung hiſtoriſcher Nationen Anſpruch machen. Daher indem das Chriſtenthum zum Inhalt des deutſchen Volkes gemacht, indem dieſer Keim unendlicher Entwicklung in uns gelegt ward, wurde die Nation ſelbſt der Geſchichte erſt eigentlich und für immer gewonnen. Die römiſche Bildung hat dabei die Bedeutung, daß wir uns durch ſie auch mit der Vergangenheit vermittelt haben; wie das Chriſtenthum die Zukunft, ſo hat ſie uns die Vergangenheit zum Eigenthum gemacht und dadurch auch ihr, in uns, eine weitere lebendige Entwicklung, ein unſterbliches, fruchtbringendes Daſein bereitet. Man wird uns einwenden, daß dies Alles, weil es nothwendig war und geſchehen mußte, geſchehen ſein würde, wie es geſchehen iſt, auch wenn die Geiſtlichen weniger eifrig gegen die Reſte unſerer nationalen Dichtung zu Felde gelegen und weniger einſeitig immer nur das Chriſtenthum und die römiſche Bildung im Auge gehabt hätten. Und freilich iſt das wahr: aber man verlange doch nur von der Weltgeſchichte kein antiquariſches Wohlgefallen, kein patriotiſches Intereſſe, kein ſentimentales Mitleid für die Ueberreſte einer Epoche, die ſie eben beſchäftigt iſt durch eine neue Epoche zu vernichten. Die Geſchichte geht nun einmal

nicht anders als überall in Extremen; nicht was ſie ſoll, ſie thut, was ſie kann, ſie begnügt ſich nicht mit dem, was ſcheinbar, zur Erreichung ihres nächſten Zweckes, allein zu thun nöthig wäre, ſondern ſie geht darüber noch hinaus, ſie wagt und thut das Aeußerſte, ſie kehrt die Schneide ſcharf nach außen und erſchöpft die ganze Kraft einer neuen Richtung, die eben durch dieſelbe Energie (oder, wenn man es mit einem harten Worte ſagen will, die Uebertreibung), durch die ſie ſiegt, zugleich die ſittliche Schuld begeht, durch welche auch ſie wieder, als ein Unberechtigtes, der Vergangenheit anheimfällt und einer neuen Richtung weichen muß, welche es wiederum nicht anders macht.

Und ſo iſt das Drama der Geſchichte eine ewige Oreſtie, ein ewiger Kampf des Kindes gegen ſeine Mutter, der Gegenwart gegen die Vergangenheit. Eine Verſöhnung aber dieſer ſtreitenden Mächte und ſogar ein liebevolles Eingehen der Gegenwart auf die Vergangenheit wird da erſt möglich, wo die letztere der erſtern bereits ſo fern getreten iſt, daß die Fäden, die von ihr zu uns herüberleiten, uns nicht mehr unmittelbar fühlbar ſind. Erſt wenn die Vergangenheit ſich für unſer Gefühl völlig von uns abgelöſt hat, wenn wir uns emancipirt wiſſen von ihr und nichts mehr von ihr zu fürchten haben, dann erſt kann es geſchehen, daß wir uns zuerſt mit Verwunderung, dann mit Theilnahme und endlich mit Liebe unſerer Vergangenheit wieder zuwenden und ſie uns durch ein ideelles Band näher rücken, ſeitdem uns kein praktiſches mehr an ſie bindet. Es iſt wie mit den meiſten Menſchen: man liebt ſie erſt, wenn ſie todt ſind.

Auch dies iſt eine Lehre, die wir uns oft wiederholen mögen und die namentlich diejenigen beachten ſollten, die durch ihre Stellung darauf angewieſen und ſogar genöthigt ſind, un-

mittelbare Werkzeuge der Entwicklung zu ſein. Sie lehrt uns, daß, um eine hiſtoriſche Macht zu repräſentiren, man vor Allem den Muth haben muß, mit der Vergangenheit abzuſchließen. Man muß der Sohn ſeiner Thaten ſein wollen und nichts weiter: man muß ſelbſt ſtehen und ſelbſt anzufangen wiſſen. Wer ewig nur an der Krücke der Vergangenheit einherhumpeln will, der wird niemals das flüchtige Glück der Zukunft erreichen. Wer ewig nur an den weggeworfenen Hülſen der Vergangenheit knaupelt, dem werden die Zähne ſtumpf und den ſchönen Kern der Gegenwart findet er ja doch in der welken Schale nicht. Dieſen Muth freilich verleiht allein das Bewußtſein eines großen und werthvollen Princips, eines ſolchen Princips, das uns nicht ſinken läßt, auch wenn wir fallen, das uns erhebt über die Qual des ſittlichen Conflictes, und das uns, auch wenn wir untergehen, zum wenigſten keinen gemeinen Tod, nicht wie den Dieb am Strick, ſondern tragiſch, am Unrecht des Rechtes ſterben läßt. Sie lehrt uns ferner, daß es bedenklich iſt, mit der Vergangenheit ſchön zu thun, ſo lange die Gegenwart ihr noch ſauer ſieht, z. B. mit dem Mittelalter zu liebäugeln, ſo lange die moderne Zeit noch nicht zu ihrer freien und wahren Exiſtenz gekommen iſt, die Vergangenheit zu füttern, ſo lange die Gegenwart noch hungert, und Todte zu behängen, wo die Lebendigen nackt gehen. Und endlich auch das lehrt ſie uns, daß man nicht gleich Feuer ſchreien ſoll, wenn es wo brennt; das mögen die Nachtwächter thun — aber nicht Staatsmänner und Hiſtoriker.

Doch kehren wir zu unſerem Thema zurück. — Die Geiſtlichen, indem ſie damals das ganze deutſche Leben ausſchließlich auf die religiöſe Ausbildung bezogen, handelten alſo in ihrem Recht und gehorchten dem Genius der Zeit, deſſen Willen es

war, das Chriſtenthum und die römiſche Bildung für uns Deutſche zu erwerben; ſie handelten auch in ihrem Recht und handelten vernünftig, wenn ſie Alles, was dieſem Zwecke nicht unmittelbar entſprach oder gar ihm hinderlich zu werden drohte, bei Seite liegen ließen oder gewaltſam unterdrückten. So auch mit jenen Reſten der deutſchen Dichtung. Wir mögen jetzt bedauern, daß es nicht anders geweſen, aber wir ſollen auch eingeſtehen, daß es nicht anders hat ſein können. Wir ſollen von jenen Geiſtlichen nicht das Intereſſe, nicht die freudige Ueberraſchung verlangen, mit denen jetzt wir in jenen erſten leiſen Fäſerchen, in jenen ſchwankenden Halmen die Wurzel erkennen, aus der ſich die geſicherte Blüthe unſeres gegenwärtigen Daſeins entwickelt hat. Für ſie war das damals keine Wurzel, es war ein Schlingkraut, ein verderbliches Gewächs, das die freie Entfaltung, das glückliche Gedeihen ihrer Saat zu verhindern drohte — darum hieben ſie es um. Und angenommen, ſie hätten es anders gewollt — was für ein Leben hätten ſie jenem alten Geſange damals nur gewähren können? welche Nahrung war es möglich ihm zuzuführen? wo war der Boden, der ihn erzeugen, wo die Luft, die ihn nähren, wo die Sonne, die ihn groß ziehen konnte? „Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach" — wo das Leben aufgehört hat, kann kein Gott mehr die Dichtung friſten. Haben wir nicht das Beiſpiel Karls des Großen? Er hat verſucht zu leiſten, was unterlaſſen zu haben wir den Geiſtlichen jener Zeit zum Vorwurf zu machen pflegen: er hat aus patriotiſch-antiquariſchem Intereſſe geſammelt und abgeſchrieben und aufgeſpeichert — was hat er erreicht? wo iſt ſeine Sammlung geblieben? Die Welle der Zeit macht es umgekehrt wie die

Welle des Stroms: sie läßt die Leichen zu Grunde fahren und trägt nur das Lebendige. Mit Recht daher hat man gesagt, daß es das Wesen solcher ältesten Volkslieder ist, unterzugehen (vgl. Gervinus a. a. O. p. 24. und den trefflichen Ausspruch von Fauriel, den er daselbst citirt, Note 6.), und also sollte man aufhören, ungehalten zu sein auf diejenigen, die nichts gethan, als daß sie diesen Liedern zur Verwirklichung ihres Wesens verholfen haben — mögen auch sie selbst nicht gewußt haben, was sie thaten. Denn das ist zwar ein unwürdiges, doch ein sehr allgemeines Loos.

Womit unter diesen Umständen die deutsche Literatur, von der erst jetzt die Rede sein kann, seit sie unter den Händen der Geistlichen ihren schriftgemäßen Ausdruck findet, sich beschäftigt und welche Farbe sie annimmt, das läßt sich aus dem eben Besprochenen leicht vermuthen. Ueberall ist die Literatur der Spiegel des Lebens: und so finden wir auch hier beinahe ausschließlich nur eine geistliche, mönchische Literatur, deren unmittelbare Ergebnisse, in Uebersetzungen und Auslegungen biblischer Stücke, in Predigten, Glaubensbekenntnissen und Beichtformeln (vgl. Wackernagel a. a. O. p. 27, Anm.) allerdings von geringstem Werthe sind, die wir aber dennoch wegen ihres förderlichen Einflusses auf Erweiterung und Bildung des Sprachschatzes nicht hoch genug anschlagen können. Dieser philologische Gesichtspunkt ist es, den man bei Beurtheilung dieser Epoche festhalten muß, um nicht einseitig und ungerecht zu werden. Denn wenn nun auch diese ältesten Fragmente, mit ihrer knappen stammelnden Sprache, wirklich nur den Eindruck von Schulexercitien

auf uns machen, was iſt daran zu wundern, da ja die deutſche Nation in der That damals bei den Geiſtlichen in die Schule ging und Belehrung, Bildung, ja die Sprache ſelbſt von ihnen empfing?

Es iſt klar, daß bei dieſem Zuſtande der Dinge an ein Verhältniß der deutſchen Poeſie zur Politik und im Allgemeinen zu den Ereigniſſen der Geſchichte, eigentlich nicht gedacht werden kann. Das geiſtliche Intereſſe herrſchte ausſchließlich; nichts Anderes durfte neben ihm auftauchen. Das Volk ſelbſt war von der Literatur, weil ſie nur eine chriſtlich römiſche ſein ſollte, ausgeſchloſſen und die Muſe des Volksgeſangs, die einſt als Amazone in die Schlacht gegangen war, mußte ſich jetzt, eine Märtyrerin, geächtet und verfolgt, in die Einſamkeit flüchten. Die Geiſtlichen aber, die nun die unbeſchränkten Herren der Literatur waren, ſtanden der Geſchichte allzufern, als daß die Poeſie, welche ſie hervorbrachten, einen hiſtoriſchen, oder gar einen politiſchen Charakter hätte tragen können. Wie das Volk von der Literatur, ſo waren die Geiſtlichen von der Geſchichte ausgeſchloſſen; ausdrückliche Verbote (z. B. gleich der Anfang des erſten Capitulare Karls des Großen, v. J. 769: bei Balutius, Capitularia Regum Francorum, Paris. 1677. Band I., Fol. 189, ferner 164, 518 und öfters), deren oftmalige und dringende Wiederholung eine gewiſſe Renitenz von Seiten der Geiſtlichen vorauszuſetzen nöthigt, unterſagten ihnen den Gebrauch der Waffen und die perſönliche Theilnahme an allen ſtürmiſchen Bewegungen der Zeit. In die ſtrenge Zucht ihrer Klöſter eingeſchloſſen, beſchäftigt mit Singen und Beten, mit Gloſſiren und Ueberſetzen, durften und konnten ſie keine Aufmerkſamkeit auf dasjenige verwenden, was außer-

halb ihrer Zelle verging, auch ſo bewahrheitend, daß ihr Reich nicht von dieſer Welt.

Aber daß wir nicht zu viel behaupten: auch ſchon in jener Zeit, ſo gut wie jetzt, gab es Geiſtliche, die ſich in die Angelegenheiten des Staates zu miſchen und bei Fürſten und Königen eine politiſche Rolle zu ſpielen ſuchten; ja ſie mußten damals in dieſem Beſtreben noch glücklicher ſein als jetzt, je ausſchließlicher damals ſie allein ſich im Beſitze aller Bildung und Kenntniß befanden und je mehr ſie, bei Vornehmen und Geringen, der unbeſchränkteſten Hochachtung genoſſen. Allein wo es auch geſchah und ſo oft auch Geiſtliche es waren, die die Zügel der Gewalt factiſch in den Händen hatten, ſo konnte doch aus dieſer verſteckten, ſchleichenden, zum Höchſten amtlichen Thätigkeit ſich kein politiſches Pathos, kein freies hiſtoriſches Bewußtſein entwickeln, das zu einem politiſchen Liede begeiſtert hätte.

So beſchränkt ſich dieſe Literatur der Geiſtlichen, der Hauptſache nach, zunächſt auf das Zurechtſchweißen und Schmieden des ſpröden altdeutſchen Sprachſtoffes zum kirchlichen Gebrauch und ſodann auf die Bearbeitung religiöſer Stoffe, für die ſie theils Sprache und Form des römiſchen Kunſtepos, theils, wie Otfried und die Evangelienharmonieen, die jugendliche deutſche Sprache in Anwendung brachten. Und erſt nachdem dieſe Stoffe erſchöpft waren, gingen ſie über den ihnen zunächſt liegenden eigenthümlichen Kreis hinaus und ergriffen theils die Reſte alter Volksſagen, denen ſie, wie ſie vorher den chriſtlichen Stoffen gethan und was damals der Mechanismus der Dichtkunſt war, das Gewand der römiſchen Kunſtpoeſie anlegten (vgl. die von J. Grimm u. A. Schmeller herausgegebenen lateiniſchen Gedichte des X. u. XI. Jahrhunderts), theils Ereigniſſe und Ver-

ſonen der Zeitgeſchichte. Bei dieſem Letztern leiſteten ſie, was ein Menſch leiſten kann, der ſich zur Geſchichte vollſtändig theilnahmlos, nur als ein müßiger Zuſchauer verhält: ſie brachten die Thaten der Könige und Kaiſer in lateiniſche Hexameter, gute oder ſchlechte, ſie ſchrieben auf und referirten, ſie wurden die Panegyriker und Hofpoeten ihrer Zeit. Und was ſollten ſie auch weiter thun als loben, da ihnen das Spotten ja überdies ausdrücklich verboten war? (vgl. Wackernagel, Weſſobr. Geb. p. 29. Anm. 2.)

Solcher Gedichte, beſonders lateiniſcher, gab es eine große Menge, „ſie waren" (ſagt Gervinus a. a. O. p. 85) „in der ſächſiſchen und fränkiſchen Zeit ganz an der Tagesordnung." Auch ſind viele von ihnen uns erhalten und zum Theil, als hiſtoriſche Quellen, von nicht unbedeutendem Werth. So namentlich von der bekannten Nonne Hroswitha (vgl. Erhard's Geſchichte des Wiederaufblühens der wiſſenſchaftlichen Bildung, vornehmlich in Teutſchland, bis zum Anfange der Reformation, 1827. I. p. 141) giebt es ein Lobgedicht auf Otto den Erſten, das neuerdings in Pertz' Monumenta VII, p. 410 wieder abgedruckt iſt. Ferner ein lateiniſcher Leich (vorausgeſetzt nämlich, daß es ein ſolcher iſt: ſ. Lachmann im Rhein. Muſ. für Philologie, III. Jahrg. 1829. p. 432 fg. und dagegen Soltau, Einhundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder, p. 29. fg., wo auch das Gedicht ſelbſt zu finden iſt) auf die drei Ottonen, beſonders Ottos des Erſten Sieg über die Ungarn. Von vorzüglichem hiſtoriſchen Werth iſt Günthers, eines deutſchen Geiſtlichen aus dem zwölften Jahrhundert, Ligurinus, ein Gedicht von zehn Geſängen, in welchem er die Thaten Kaiſer Friedrich des Erſten in Ligurien verherrlichte, ſowie ſeine Sol-

marius, deſſen Gegenſtand der Kreuzzug Kaiſer Konrads des Erſten iſt: ſ. Koch's Compendium I, 95. 96. Bouterwek, Geſch. d. deutſch. Poeſie und Beredſamkeit, I, 58. Erhard, a. a. O. p. 142. Ferner Wippe's, des Kapellans Heinrich des Dritten, Panegyricus ad Henricum III. Imperatorem: vgl. Stenzel's Geſch. der fränkiſchen Kaiſer, II. 41. Gervinus, a. a. O. und Gräſſe, Lehrbuch der Literaturgeſch. II, 1. 1. p. 362 — und Aehnliches, worüber man J. Grimm im zweiten Band der Altdeutſchen Wälder und in der mit Schmeller veranſtalteten Sammlung, deren wir bereits gedacht haben, auch Soltau, im Anfange des genannten Werks, vergleiche.

In all dieſen Gedichten, inſofern die Nachahmung der römiſchen Kunſtpoeſie ſie nicht vollſtändig beherrſcht und den eigenthümlichen Charakter ihrer Zeit verwiſcht, iſt das hiſtoriſche Element durch das geiſtliche gleichſam gebunden. Dieſes gibt den Ton an, es führt die leitende Stimme, es iſt die Summe, in der die einzelnen Poſten der geſchichtlichen Ereigniſſe zuſammengezogen werden. Um unſern Leſern dies an einem Beiſpiel zu zeigen, wollen wir ſie beſonders auf das Gedicht aus dem elften Jahrhundert aufmerkſam machen, welches bei Soltau, a. a. O. p. 29 ff. mitgetheilt iſt, und von dem wir für diejenigen, die das Soltau'ſche Buch nicht gleich zur Hand haben, einige Bruchſtücke hier in der Note beifügen wollen. *) Es iſt

*) Das Gedicht, bei Soltau „Tod Konrad des Saliers" überſchrieben, findet ſich, wie ebendaſelbſt bemerkt wird, urſprünglich in einer Handſchrift der Bibliothek zu Cambridge, und ward darnach in J. G. Eccard's Veterum monumentorum quaternio. Lips. 1720 f. p. 56 f. abgedruckt. Es fängt an:

Qui vocem habet serenam, hanc proferat cantilenam
De anno lamentabili et damno ineffabili.

ein Gedicht auf das Unglücksjahr **1039**, das beſonders durch den Tod des Kaiſers Konrad des Saliers ſelbſt, ſowie durch andere zahlreiche und namhafte Sterbefälle ausgezeichnet war. Man beachte nun wohl, wie in dieſem Gedichte der hymnenartige, religiöſe Refrain, das Gebet: „Rex Deus, vivos tuere, et defunctos miserere", das ſich auch ſchon durch einen ſtrengeren Rhythmus vor dem Uebrigen auszeichnet, immer wiederkehrend, über die trockne Aufzählung der geſchichtlichen Ereigniſſe gleichſam ſich emporſchwingt. Es iſt die eigentliche Lebensader des Gedichtes, der Träger ſeines Pathos, das nur in der religiöſen Sphäre zur Erſcheinung kommt. Das Gedicht erhält dadurch einen gewiſſen kirchlich dramatiſchen Anſtrich: in den einförmigen, kargen Vortrag des Hiſtorikers bricht ſchwungvoll der Refrain des Geiſtlichen, wie ein Chor, wie das Gebet, die Litanei einer

---

Dolet omnis homo, forinsecus et in domo,
Suspirat populus dominum, vigilando et per somnum.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Anno quoque millesimo nono atque tricesimo,
De Christi nativitate nobilitas ruit late,
Ruit Caesar caput mundi, et cum illo plures summi,
Occubuit Imperator Cunradus legum amator.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Eodem vero tempore occasus fuit gloriae,
Ruit stella matutina Gunnild regina:
Neu quam crudelis annus, corruerat Herimannus,
Filius Imperatricis, Dux timendus inimicis
Ruit Kuono Dux Francorum et magna pars ingenuorum.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Imperatoris gloria sit nobis in memoria
Ac frequentiore mentione vivat vir indolis bonae,
Et praeclara fama post mortem vitae praestet hunc consortem.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere. sqq.

Und ſo kehrt der Refrain noch fünfmal wieder.

verſammelten Gemeinde hinein; von den Unglücksfällen und Trübſalen der Welt werden wir immer wieder abgerufen und hingewieſen auf den, ohne deſſen Schutz die Lebenden, ohne deſſen Erbarmen die Todten verloren ſind, und der allein den ewig ruhenden, ewig ſichern Mittelpunkt in dieſer Welt des Elends und der Hinfälligkeit bildet. — Aehnlich, wiewohl in ihm die beiden Elemente des Hiſtoriſchen und des Geiſtlichen weniger ſcharf auseinander gehalten ſind und namentlich das Geſchichtliche in dem Hymnenartigen des Gedichts faſt völlig untergeht, iſt das gleichzeitige Lied auf die Krönung Kaiſers Heinrich des Dritten, das man gleichfalls bei Soltau p. 31. nachſchlage. —

Noch intereſſanter, als dieſe lateiniſchen Gedichte, und namentlich an poetiſchem Werth bei Weitem überwiegend, ſind die wenigen hiſtoriſchen Lieder dieſer Zeit in deutſcher Sprache, über die man in Kürze Koberſteins Grundriß der Geſchichte der deutſchen National-Lit. p. 54. 55. vergleiche. Auch ſie freilich verläugnen den geiſtlichen Stand ihrer Urheber nicht und geben den hiſtoriſchen Kern nichts weniger als rein und unentſtellt: dennoch, gleich als ob aus der jungen lebensvollen Sprache ein Hauch der Jugend und des Lebens auch auf den Verfaſſer ſelbſt übergegangen wäre, erheben ſich dieſe deutſchen Gedichte an Friſche und eigenthümlicher Lebendigkeit bei Weitem über die lateiniſchen Verschroniken, dieſe traurigen Schatten der römiſchen Kunſtdichtung. Vor Allem gilt dies Lob von dem berühmten Ludwigslied, das ein fränkiſcher Geiſtlicher zur Feier des Siegs verfaßte, den König Ludwig der Dritte, ein Sohn Ludwigs des Stammlers, im Jahre 881. bei Saucourt über die Normannen erfocht. Dieſes Lied, von welchem man den beſten Abdruck (nach Hoffmann von Fallersleben's Elnonensia. Mo-

numents des langues romane et tudesque dans le IX. siècle, publiés par Hoffmann et Willems. p. 4, 7, 8, 31) in Wackernagel's deutſchem Leſebuch, I, Sp. 105. der zweiten Ausgabe findet, *) zeichnet ſich allerdings durch einen friſchen und ſchwungvollen Ton, durch männlichen Takt und einzelne glänzende Schilderungen aus; für was Alles es dann auch reichliches Lob erfahren hat. Nichtsdeſtoweniger, wenn man es näher betrachtet und namentlich, wenn man es, nach Gervinus geiſtreichem Vorgange (a. a. O. p. 78), mit einem ähnlichen angelſächſiſchen Liede, dem Geſang auf Athelſtans Sieg über die Dänen bei Brunanburg, vergleicht, das unbezweifelt weltlichen Urſprungs iſt, ſo wird Einem wohl fühlbar, in welchem Nachtheil der Geiſtliche, in ſeiner klöſterlich friedlichen Beſchränktheit, ſich überall da befand, wo es ſich um die Auffaſſung eines großen hiſtoriſchen Ereigniſſes, um die ſelbſtändige, eigene That des Mannes, nicht um Wunder, ſondern um Wunden, um Kampf und Schlacht und die höchſte Bethätigung des politiſchen Lebens handelte. Das angelſächſiſche Gedicht iſt in Wharton's history of english poetry abgedruckt; da wir dies Buch im Augenblick nicht zur Stelle haben, und da auch ſo das angelſächſiſche Gedicht nicht Vielen unter unſern Leſern zugänglich ſein dürfte, ſo wollen wir hier wenigſtens die oben erwähnte Parallele von Gervinus herſetzen, die die beiden Richtungen vortrefflich gegeneinanderſtellt und dadurch überhaupt zu einem Schlüſſel für den angedeuteten Unterſchied der geiſtlichen und weltlichen Auffaſſung wird. „In dem angelſächſiſchen Liede", ſagt er, „verſetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwiſchen geſpal-

*) Doch vergleiche auch die lehrreiche Zuſammenſtellung bei Soltau a. a. O. p. 3.

tene Schilde und geſtürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutſchen Geſange, von den Ahnen angeboren iſt, des Vaterlandes tapfrer Schutz und Schirm zu ſein. Im deutſchen Liede aber führt der Dichter den Sieger erſt als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes beſonders Empfohlenen, als einen Gottesvaſallen auf dem Frankenthrone. Der Himmel darauf ſendet ſeinem Erkorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und, was noch pfäffiſcher klingt, moraliſchen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Chriſtus war erzürnt; der Herr beruft ſeinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröſtet ſeine Geſellen mit Gottes Rath und Hilfe, er verſpricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waiſen. Er zieht aus, er ſieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er ſieht, was er begehrte; er reitet kühn, er ſingt ein heiliges Lied, Alle zuſammen ſingen Kyrie eleiſon. Nun erſt folgt in einer ſchönen und gehobenen Stelle eine kurze Beſchreibung der Schlacht ſelbſt *), die das ganze angelſächſiſche Lied füllt, die

*) Sang unaſ giſungan.
Uuig unaſ bigunnan.
Blut ſkein in uuangon.
Spilodun ther urankon.
Thar uaht thegeno gelih.
Nichein ſoſo hludwig.
Snel indi kuoni.
Thaz unaſ imo gekunni.
Suman thuruh ſkluog her.
Suman thuruh ſtah her.
Her ſkancta cehanton.
Sinan ſian: : :
Bitteref lideſ.
So uuc hin hio theſ libeſ.

uns dort mit den Theilen des ſiegenden und beſiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erſchlagenen, die die Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Beſiegten heimführt; und wo der Deutſche am Schluß fromm ein Sieges-Tedeum anſtimmt, jubelt der Angelſachſe, wie der Ragnar Lodbrockgeſang oder der Araber Taabbabta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet ſei; und wo der Deutſche ein Meßgebet zum Schluß gibt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen ſtolz zurück und verkündet, daß keine ſolche Schlacht gekämpft ward, ſeit die Sachſen die Briten beſiegt und das Land erobert hätten." *)

Ferner hat man noch einen halb lateiniſchen, halb deutſchen Leich auf Otto den Großen, der eben durch dieſe Zuſammenſetzung ſeinen geiſtlichen Urſprung unverkennbar an den Tag legt. Im Ton hat er einige Aehnlichkeit mit dem Ludwigsliede, doch ſteht er ihm an Lebendigkeit und Fülle nach, wie denn auch ſchon die zuſammengeflickte Form kein reines Wohlbehagen zuläſſig macht. Vergl. den durch Wackernagel verbeſſerten Abdruck in Hoffmann's Fundgruben I, 340. und Soltau

*) Gervinus nennt das Gedicht ſchließlich, möge es nun im Ganzen die Arbeit eines Geiſtlichen oder nur durch die Hände eines ſolchen gegangen ſein, einen „durchaus volksmäßigen Geſang." Gewiß kann man dem beiſtimmen, nämlich inſofern das Gedicht einen durchaus geiſtlichen Charakter hat, dieſer geiſtliche Charakter aber damals allerdings der zeitgemäße und volksthümliche war. Denn anders und in dem gewöhnlichen Sinne gefaßt, wonach volksthümliche Poeſie einen Gegenſatz zur Kunſt und hier ſpeciell zur geiſtlichen Poeſie bildet, würde unſeres Bedünkens von Volksthümlichem im Ludwigsliede nichts zu ſpüren ſein, als höchſtens jene Schilderung der Schlacht, der allenfalls irgend eine volksthümliche Reminiscenz zu Grunde liegt.

a. a. O. p. 15. Auch Gervinus erwähnt ſeiner, wiewohl nur ganz flüchtig: p. 79 Note 63.

Endlich verdient hier auch noch der vielgerühmte Lobgeſang auf den heiligen Anno, Erzbiſchof von Köln, (ſtirbt 1075) unſre Aufmerkſamkeit: vgl. Koberſtein, p. 147. Gervinus I, 157. fg. Das Gedicht ſelbſt findet ſich, außer bei Schilter, auch bei den Gedichten ſeines erſten Entdeckers, Martin Opitz, in den Ausgaben Breslau, 1639. und Zürich, 1755. Nicht zwar, als ob der Lobgeſang auf den heiligen Anno auf irgend eine Weiſe ein politiſches Gedicht zu nennen wäre, ſondern wir erwähnen ihn hier nur um ſeiner epiſchen Digreſſionen willen und weil er zeigt, wie die Geiſtlichen allmälig, wenn auch nicht für die Geſchichte ihrer Zeit, ſo doch für die Geſchichte überhaupt empfänglich wurden, wie das Auge, das bis dahin ausſchließlich auf geiſtlichen Gegenſtänden gehaftet hatte, ſich allmälig über die Kloſtermauer hinaus, auch auf das große Theater der Weltgeſchichte richtete, und wie unter den Händen der Geiſtlichen ſelbſt die geiſtliche Dichtung allmälig zur weltlichen erweitert ward. Für die Geſchichte dieſes Ueberganges iſt das Annolied von größtem Intereſſe. Denn ebenſo, wie in dem mitgetheilten Gedicht auf den Tod Konrad des Saliers, das geſchichtliche Element in den Schatten trat gegen das religiöſe, ſo umgekehrt geht hier das geiſtliche Moment des urſprünglichen Thema's in epiſchen Digreſſionen unter. Ja dieſe Digreſſionen, die Schilderung weltlicher, beſonders kriegeriſcher Ereigniſſe *), die Erzählung von Kaiſern

*) Wie die berühmte Schilderung der Schlacht von Pharſalus:

Oy wi di wâfini clungin,
da di marih cisamini sprungin!
herehorn duzzin,

und Königen, von weltlichen und heidniſchen Abenteuern, führen uns ſo weit ab von dem eigentlichen Thema und laſſen dies ſo ſehr wie zu einem zufälligen Nebending, einem ungeſchickten Auswuchs verſchwinden, daß man ſchwankend werden kann, (vgl. Wackernagel, deutſches Leſebuch, I, Sp. 178, wo Fragmente des Annoliedes ohne Weiteres als Fragmente einer alten Weltchronik mitgetheilt werden) ob dies Gedicht überhaupt noch zu den geiſtlichen, oder bereits zu den weltlichen, zu den gereimten Weltgeſchichten und Chroniken zu rechnen iſt. Auch währt es nicht mehr lange, ſo erblicken wir Geiſtliche auch als Verfaſſer ſolcher Gedichte, denen gar kein religiöſes Element mehr zu Grunde liegt, namentlich der eben erwähnten Chroniken, unter denen eine der bedeutendſten, die Kaiſerchronik (vgl. Hoffmann's Fundgruben I, 208 fg. 251 fg. Wackernagel a. a. O. Sp. 197, 205. Gervinus I, 154 fg. 165, 169. II, 167) ausdrücklich einem Geiſtlichen zuzuſchreiben iſt. Auch die Alexandriaden (vom Pfaffen Lamprecht ſ. die beredte Schilderung bei Gervinus I, 220 fg.) und nicht weniger die Verbreitung der romantiſchen Sagenſtoffe des Mittelalters gehören hierher.

---

becche bluotis vluzzin;
derde diruntini dunriti,
di helle in gegini glimiti,
da di hêristin in der werelti
suohtin sich mit suertin.
duo gelach dir manig breiti scari
mit bluote birunnin gari.
dâ mohte man sin douwen
durch helme virhouwin
des richin Pompeiis man:
Cesar dâ den sige nam.

Siehe Wackernagel, a. a. O. Sp. 183.

All dieſe Erſcheinungen deuten auf eine gemeinſchaftliche Kriſis, als deren Zeichen und Folgen wir ſie zu betrachten haben; nämlich darauf, daß das geiſtliche Element, nachdem es Volk und Sprache durchdrungen, und in einſeitiger Herrſchaft ſeine Aufgabe erfüllt hat, nunmehr, wie jeder Sieg auch ein Untergang und jede Frucht zugleich ein Welken iſt, aufhört, das allein berechtigte Element und die eigentliche Lebensluft der Zeit zu ſein. Andere Richtungen, von ihm bisher gewaltſam zurückgehalten und unterdrückt, treten jetzt an ſeine Stelle, aus der vollendeten Herrſchaft der geiſtlichen geht die Entwicklung der weltlichen Richtung hervor — und die Dichtung geht von den Geiſtlichen über zu den Rittern.

Allein ehe wir die Spur des politiſchen Liedes in dieſer neuen Sphäre aufſuchen, wollen wir wenigſtens mit zwei Worten noch auf das Volkslied hinweiſen, das, trotz der Unterdrückung, in welcher es ſich befand, dennoch nicht ganz unterließ, die Geſchichte der Zeit in ſein Gebiet zu ziehen. Koberſtein (a. a. O. p. 55) führt, zum Theil nach den Brüdern Grimm (deutſche Sagen II, p. XI, XII), eine Reihe ſolcher Stoffe an: „Der Sieg der Sachſen über den fränkiſchen Herzog Eberhard bei Ernsburg (912), der Verrath, den Erzbiſchof Hatto an Adelbert von Babenberg verübte, die Heldenthaten und Eigenheiten Kuenes, mit dem Beinamen Kurzbold; von des baieriſchen Erbo Büffeljagd, von den Dienſten, die Biſchof Benno in jüngeren Jahren während der Ungarnkriege Kaiſer Heinrich dem Dritten geleiſtet hatte; vermuthlich auch die Sagen und Lieder über einzelne urſprünglich hiſtoriſche Charaktere, wie Otto den Rothen, Herzog Ernſt von Baiern, Graf Hoyer von Mansfeld" u. ſ. w. Aber es lag in der ſtrengen und eiferſüch-

tigen Suprematie, welche das geiſtliche Gedicht bis dahin geübt hatte, daß dieſe hiſtoriſchen Volkslieder damals keine Dauer und keine poetiſche Vollendung gewinnen konnten. Nur zerſtreut, in einzelnen ſagenhaften Anklängen lebten ſie fort, bis ſie in ſpäterer Zeit, von den Dichtern nachfolgender Geſchlechter, als ein Stoff des Kunſtepos zum Theil wieder aufgenommen wurden.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir geſehen haben, wie die deutſche Literatur unter der Herrſchaft der Geiſtlichen allmälig, wenn auch nicht ein politiſches, ſo doch ein hiſtoriſches Element und mit ihm eine, allerdings noch ſehr lockre und, ſo zu ſagen, noch neutrale Beziehung zu den öffentlichen Verhältniſſen gewonnen hatte, zu der ritterlichen Epoche unſerer Dichtung.

Was uns dabei zunächſt entgegentritt, iſt der Gegenſatz des Standes, der Beſchäftigung und überhaupt aller Lebensverhältniſſe zwiſchen Geiſtlichen und Rittern. Dieſer Gegenſatz erſcheint in der That ſo groß, daß er nicht wohl größer gedacht werden kann. Wir haben im Obigen angedeutet, in welcher Zurückgezogenheit von der Welt, in welcher Entfernung vom Staat und der Geſchichte der Geiſtliche, in der Einſamkeit ſeiner Zelle, in der Abgeſchloſſenheit ſeines frommen Berufes, ſich befand. Gerade die entgegengeſetzte Stellung behauptete die Ritterſchaft. Ihr Urſprung, wie ihre Beſtimmung, waren kriegeriſcher Natur. Aus dem wildeſten Gewirr geſchichtlicher Begebenheiten, aus Kriegszügen und Eroberungen hatte ſich die Grundlage der Ritterſchaft, das Vaſallenthum, entwickelt: und daher auch fernerhin bildet die unmittelbare Theilnahme an dieſen

Begebenheiten, der Dienſt des Krieges, die Gefahr der Schlacht, den hauptſächlichſten Beruf und das eigentliche Weſen dieſes Standes. Gerade ſo weit, wie die Geiſtlichkeit durch Amt und Pflicht, durch Sitte und Geſetz von der Wirklichkeit des öffentlichen Daſeins entfernt und ausgeſchloſſen war, ebenſo nah und dringend war der Stand der Ritter dazu berufen und verpflichtet. Alles, was Jenen verboten und verwehrt war: das Recht der Waffen, der Glanz der Hofhaltung, weltliche Macht, Beſitz und Ehre, und über Alles, die holde Gunſt der Frauen, war dieſen nicht allein als ein Recht geſtattet, ſondern zum größten Theil ſogar als eine Pflicht geboten. Wer, wenn er ohne Kenntniß deſſen, was die ritterliche Poeſie faktiſch geleiſtet hat, nur dieſe Stellung der deutſchen Ritterſchaft ins Auge faßt; wenn er die jahrhundertlangen Kämpfe erwägt, in welchen ſie gefochten; wenn er im Geiſt die Schlachtfelder beſucht, auf denen ſie, in mehr als Einem Welttheil, geſtritten; wenn er die kriegeriſche Färbung beachtet, welche das geſammte Leben der Ritter, bis hinunter in ihre nachbarlichen und häuslichen Zuſtände, ihren Zeitvertreib und ihre Ergötzungen durchdringt; wenn er ſich endlich zum Bewußtſein bringt, welchen ungeheuren, welchen unermeßlichen Antheil ſie, als der eigentliche Arm, die thätige Hand jener Jahrhunderte, an jeder Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe haben; wenn er ſich erinnert, wie oft in ihre Treue, ihre Tapferkeit das Schickſal der Könige, ihrer Lehnsherrn, gelegt war und wie untrennbar daher ihre eigene Perſon, ihr eigenes perſönliches Schickſal an die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und die politiſchen Kriſen ihrer Zeit gebunden war — wer, der dies Alles an ſich vorübergehen läßt, wird demgemäß von den Rittern nicht eine Poeſie erwarten,

welche in reicher Fülle, in klarer und frischer Lebendigkeit all diese Zustände wiederspiegelnd, sich namentlich auch der öffentlichen Begebenheiten der Zeit bemächtigt und für das Verdienst der politischen That zugleich das Recht der politischen Dichtung in Anspruch nimmt?

Die Zeit wenigstens, in welche diese Entwicklung der ritterlichen Dichtung fällt, war von der Art, daß sie die Ausbildung einer politischen Poesie nicht allein zu begünstigen, sondern sogar zu fordern und zu gebieten schien. Ein reicher und großartiger Stoff ward vor den Dichtern jener Epoche ausgebreitet; sie waren Mitlebende für eine der größten und bedeutungsvollsten Krisen, sie waren Kinder eines der bewegtesten und glanzvollsten Zeitalter, welche die Geschichte kennt.

Schon oben haben wir bemerkt, wie ungefähr mit dem Eintritt des zwölften Jahrhunderts die geistliche Macht aufhörte, das allein berechtigte und allein wirksame Princip der Zeit zu sein, und wie allmälig, zuerst neben ihm, aber bald genug ihm gegenüber, die weltlichen Mächte zur Geltung und Mitherrschaft gelangten. Diese Revolution, deren Spur wir oben, innerhalb des engen, theoretischen Gebietes der Literatur, in der Aufnahme des weltlichen historischen Elementes in die Poesie der Geistlichen und überhaupt in dem Uebergange der Dichtung von diesen zu den Rittern wahrgenommen haben, ward nun auf eine mannigfache und zum Theil sehr gewaltsame Weise auch in den weiten Kreisen der Praxis, in dem thatsächlichen Gange der Geschichte sichtbar. Die Religion selbst war von dieser Welt geworden. Die idealen Unterlagen des Glaubens und der gemüthlichen Herrschaft genügten der geistlichen Macht nicht mehr; sie wollte selbst eine weltliche Macht

werden und wie oben in der Literatur der Geiſtlichen, ſo ward auch hier, im Innern der Kirche ſelbſt, der religiöſe geiſtliche Inhalt durch die hiſtoriſche, die politiſche Tendenz überwogen und verdrängt.

Wir brauchen unſern Leſern nur den Namen der Hohenſtaufen zu nennen, um ihnen ſogleich, mit Einem Worte, ein Bild jenes gewaltigen Kampfes vorzuführen, der, mit einer Erbitterung ſonder Gleichen, faſt zwei volle Jahrhunderte lang zwiſchen der weltlichen Macht, vertreten im römiſchen Kaiſerthum der deutſchen Könige, und den Päpſten, als dem geiſtlichen Regiment, geführt wurde. Die ganze Zeit nahm an dieſer Kriſis Theil; es zeigte ſich, daß dies nicht ein Kampf war, der vereinzelt und zufällig entſtanden, nur zwiſchen zwei einzelnen Gewalten, zwiſchen den zufälligen Perſönlichkeiten der Kaiſer und der Päpſte geführt ward: ſondern daß er, als eine Entwicklung der Weltgeſchichte ſelbſt, von Allen für Alle geſtritten wurde und daß hier Jeder ſich auf Eine Seite zu ſtellen und bis zur Aufopferung ſeiner ſelbſt ſie zu vertreten hatte.

Keinem lag die Aufforderung hiezu näher, ja Keiner war mehr darauf angewieſen und genöthigt, an dieſem Streit, der eine unverſiegbare Quelle von Kriegszügen, Fehden, Eroberungen ward, einen unmittelbaren und perſönlichen Antheil zu nehmen, als die Ritter. Und zwar in der zwiefachen Beziehung ihres Standes. Nämlich zuerſt als diejenigen, deren Urſprung und Exiſtenz ſich auf den Dienſt des Krieges gründete, gleichſam die geborene Leibwacht der deutſchen Könige; ſodann aber und ganz vornämlich auch in ihrer Eigenſchaft als Vaſallen und Lehnspflichtige entweder unmittelbar des Königs oder anderer Großen, die ſelbſt wieder für all ihr Beſitzthum ſchließlich keinen andern

Rechtstitel, als die königliche Belehnung hatten. Und wenn nun die kriegeriſche Seite ihres Standes nur die Kraft ihres Armes, nur die Schärfe ihres Schwerts in Anſpruch nahm, ſo zog dagegen die Conſequenz der Lehnsverhältniſſe ſie mit Hab und Gut, mit Beſitz und Macht, ja mehr als das: mit der eignen Ehre, dem Herzen, dem Gewiſſen ſelbſt in dieſen Kampf der Zeit hinein. Denn wie oft, in dem wechſelvollen Lauf dieſer Kriege, geſchah es nicht, daß der Papſt, dieſer Gott der Erde, der die Schlüſſel hatte zu binden und zu löſen und in deſſen Hand auch die Herzen, die Gewiſſen der Menſchheit gelegt ſein ſollten, das erdrückende Gewicht des Kirchenfluches auf das Haupt ſeines kaiſerlichen Gegners ſchleuderte! Da war das Gebäude der politiſchen Ordnung, und ſomit auch das Lehnsverhältniß, in ſeinen Grundfeſten erſchüttert: den Königen wurden Gegenkönige geſtellt, die Lehnspflicht ward aufgehoben, der Eid der Treue nichtig erklärt, Anhänglichkeit und Gehorſam des Unterthanen wurden zum Verbrechen. Nicht die Edelleute und Fürſten, nicht die Ritter konnten und durften in dieſer Kriſis thun, was etwa dem leibeigenen Volk, das, an die Scholle gebunden, nicht über die Scholle hinaus zu denken brauchte, oder was den Städten, die mit eigenſüchtiger, kaufmänniſcher Gewandtheit die Zeit der allgemeinen Unruhe für ihren Vortheil, zur Sicherung ihres jung aufblühenden Wohlſtandes benutzten, zu thun erlaubt und möglich war. Nämlich nicht, wie dieſe, durften die Ritter den großen, weltbewegenden Kampf nur als ein Schickſal über ſich ergehen laſſen, ſie konnten nicht wie dieſe, ſich bloß duldend verhalten und ohne eigenen Willen nur immer dem angehören, der ſie zu behaupten die Kraft beſaß: ſondern für ſie ging aus dem politiſchen Recht auch die

politiſche Pflicht hervor. Dem politiſchen Gewicht, welches ſie in die Wagſchale der Entſcheidung werfen konnten, mußten ſie durch den politiſchen Willen entſprechen, ſie mußten wählen und ſich prüfen, in weſſen Schale ſie es werfen, zu wem ſie ſtehen, für wen ſie ihren Arm erheben wollten. So ward das Allgemeine der politiſchen Entwicklung für ſie ein Eignes und Beſonderes. Die große Frage der Zeit trat, als eine perſönliche, unmittelbar an ſie heran und nöthigte ſie, einmal zur Einkehr in ſich ſelbſt, zur Prüfung des eignen Innern und der eignen Intereſſen — und dann wieder, was ſie gewählt und wohin ſie ſich entſchieden, wurden ſie genöthigt, durch die That zu vertreten und mit dem eignen Leib die Partei zu decken, für welche ſie ſich beſtimmt.

Heutzutage freilich denkt man anders: und Mancher, das ſehn wir voraus, wird den Kopf bedenklich ſchütteln und, wenn er gutmüthig iſt, uns für jugendlich unerfahrene Schwärmer, iſt er aber bösartig, noch für etwas Schlimmers halten, daß wir es hier als ein neidenswerthes, ſeliges Schickſal preiſen, in einer Zeit des Kampfs und der Parteiungen zu leben und ſich lebendig, mit allen innerſten Kräften, mit dem ganzen Wohl und Weh, perſönlich an ihr betheiligen zu dürfen. Man hat ſich bei uns ein gewiſſes Ideal von Friedſeligkeit gemacht, in welchem das Wort Partei nur zur Furcht oder zum Gelächter — oder oft auch zu Beidem dient; man hat das Regendach einer gutgeſinnten, loyalen Theilnahmloſigkeit über ſich gebaut und ſitzt da äußerſt behaglich und im Trocknen. Man will keine Gegenſätze. Jeden Spalt, jeden Riß, der ſich öffnet, um den Keim einer künftigen Entwicklung hervorzulaſſen, überkleiſtert man und klebt die Kühlſalbe der Unparteilichkeit darauf. Man will ſich lieber der kleinlichen Sophiſterei der Diplomaten,

als der Dialektik des Geistes selbst und den Gegensätzen anvertrauen, in welchen sie sich bewegt. — Gegen diese Ansicht der Dinge mit Gründen streiten, wäre thöricht. Die Zukunft, sei sie fern, sei sie nah — genug, sie wird entscheiden, ob das tausendjährige Reich der Weltgeschichte in der That schon angebrochen ist; sie wird entscheiden, ob allein die Geschichte, dieser Leib Gottes, anders gebaut ist, als die übrigen Leiber alle, die nothwendig zu Grunde gehn und faulen, sobald sie den Kampf und Gegenkampf entbehren, der in jeder Lebensthätigkeit des Körpers, im Athemholen, im Lauf des Blutes, im Schlagen der Adern stattfindet; sie wird entscheiden, ob von allem Lebenden allein die Geschichte fruchtbar werden kann in selbstgenügender Einsamkeit, da sonst zu jeder Zeugung der Gegensatz der Zwei gehört. — Einstweilen aber mag es der Jugend wohl ziemen und ihr unverwehrt sein, eine Zeit glücklich zu preisen und herbeizusehnen, in der die Geschichte nicht hinfließt, unsichtbar und gebunden, wie ein Strom unter dem Eis: sondern wo die Woge des Lebens hoch schäumt und wo der Mann, wo der Dichter für seine That und für sein Lied den fruchtbaren Boden eines geschichtlich bewegten Volkes findet.

Was nun das Zeitalter, mit welchem wir uns hier beschäftigen, und die Entwicklung der ritterlichen Dichtung anbetrifft, so dürfen wir nicht vergessen, neben dem großen kirchlich weltlichen Kampfe auch die Einflüsse der Kreuzzüge in Erinnerung zu bringen. Durch sie wurde dem Abendland der Orient, dies Amerika der mittelalterlichen Welt, aufgeschlossen und gleichfalls ein reicher Strom bewegtesten Lebens in die Adern der Zeit ausgeschüttet. Doch ist diese Wirkung der Kreuzzüge und die geistige Befruchtung des deutschen Lebens, welche von ihr

ausging, bereits zu häufig beſprochen, wenigſtens in den Hauptumriſſen zu leicht zu überſchauen, als daß wir uns hier dabei verweilen dürften. Ueberhaupt wenn die Kreuzzüge, die man bei Betrachtung der in Rede ſtehenden Epoche, als das glänzendſte und farbenhellſte Bild, gern in den Vorgrund zu rücken pflegt, hier von uns nur in der zweiten Stelle genannt werden, ſo geſchieht dies, weil nach unſerm Dafürhalten auch das eigentliche Motiv der Kreuzzüge in derſelben geiſtigen Revolution zu ſuchen iſt, die ſich in jenen Kämpfen zwiſchen Papſt und Kaiſer offenbarte und deren eigentliche Natur wir bereits beſprochen haben. Denn dieſer Sehnſucht, auch den irdiſchen Schauplatz der Erlöſung zu betreten und ihn als ein weltliches Beſitzthum inne zu haben, liegt ihr nicht auch dieſelbe Verweltlichung des Geiſtlichen zu Grunde, welche, von beiden Seiten her, ſich in jenen Kämpfen offenbart? Das heilige Grab von Jeruſalem ſoll der Mittelpunkt eines politiſchen Reiches werden, die Dornenkrone wird zur Königskrone: da haben wir kurz und bündig, das eigentliche Stichwort jenes großen Kampfes. In dem Bewußtſein der Zeit ging dieſe wahre Bedeutung der Kreuzzüge allerdings nicht auf; vielmehr wurden ſie, die auch ihres Theils nicht wenig zur Verweltlichung und allmäligen Auflöſung der geiſtlichen Intereſſen beigetragen haben, von den Mitlebenden ſelbſt, insbeſondere von den Rittern, die auch hier an der Spitze ſtanden, ausſchließlich im geiſtlichen Sinne aufgefaßt. Unmittelbar daher für die politiſche Bildung und für die Anregung politiſcher Gegenſätze haben die Kreuzzüge an und für ſich nur wenig oder keine Frucht gegeben; namentlich der Eine große Gegenſatz, den ſie darboten, der nämlich zwiſchen Morgen- und Abendland, ward zu einſeitig

aus dem religiösen Standpunkt, als Gegensatz zwischen Heiden und Christen aufgefaßt, als daß er sich hätte politisch wirksam erzeigen können. Desto reicher dagegen haben die Kreuzzüge auf die Entfaltung des Gemüthslebens eingewirkt; eine desto glänzendere Farbenpracht haben sie, im Abglanz orientalischer Herrlichkeit, auf das ritterliche Leben und die Dichtung des Mittelalters ausgegossen.

Fassen wir nun dies Alles zusammen: eine Zeit, in der wieder einmal die That höher geachtet wird, als die Beschaulichkeit und in der der Panzer mehr wiegt, als die Kutte; großartige politische Ereignisse, ein Meer von Begebenheiten, Anregungen und Wirkungen; diejenigen, die der Geschichte zum Werkzeug dienen, die Ritter, zugleich das Organ der Dichtung, und so eng in die politischen Schicksale der Welt verflochten, daß diese zugleich ihre persönlichen Schicksale werden — und wir werden mit Grund unsre obige Frage wiederholen können: wer, der dies Alles erwägt und zusammenhält, wird nicht in der ritterlichen Dichtung einen bedeutenden Fortschritt, eine frische und glückliche Entfaltung unsrer politischen Poesie erwarten?

Aber die Antwort der Geschichte lautet anders. Diese Ritter, die in der Wirklichkeit immer in Stahl und Eisen gehn, sind in ihren Gedichten weichmüthige, sanfte Träumer. Ihre Schlachten schlagen sie nur, sie besingen sie nicht; nicht die Farbe der Poesie, sie tragen nur die Farbe ihrer Damen — mit Einem Wort: in ihren Gedichten kümmern sich die Ritter um die Geschichte, die sie in Wahrheit machen helfen, und um die Politik, der sie mit ihren Leibern dienen, ebenso wenig oder

ſogar noch weniger, als die geiſtliche Dichtung der vorigen Epoche ſich um dieſe Gegenſtände kümmerte. Statt mit den Feinden ihrer politiſchen Partei, zanken ſie mit den Lauſchern und Aufpaſſern, die das ſüße Glück der Liebe beneiden und verkümmern; ſtatt an die lebendigen Intereſſen der Gegenwart, lehnen ſie ihre Dichtungen an die ſagenhaften Nachklänge bald der eignen, bald einer fremden Vorzeit; ſtatt aus dem friſchen Quell der Zeitereigniſſe zu ſchöpfen, gehen ſie bei wälſchen Mönchen in die Schule; ſtatt der großen Hohenſtaufen, deren glorreiche Perſönlichkeit lebendig vor ihren Augen ſtand, wird ein fabelhafter Karl, ein mythiſcher König Artus der Mittelpunkt ihrer Dichtungen; ſtatt Papſt und Kaiſer im Kampf um die Herrſchaft der Welt zu zeigen, dichten ſie trojaniſche Kriege und Alexandriaden; kaum, daß die Kreuzzüge einzelne religiös myſtiſche Klänge wecken.*)

---

*) Wir wollen hier die Stelle aus Gervinus beifügen, a. a. O. I, 296, wo dieſer überraſchende Mangel der ritterlichen Dichtung an eigentlich ritterlicher Geſinnung durch die Vergleichung mit der provençaliſchen Poeſie ins hellſte Licht gerückt wird. Nur wenn er, wie es hier und an andern Stellen ſeines Werkes den Anſchein hat, dieſen Mangel der Literatur nicht aus hiſtoriſchen Zuſtänden, ſondern aus einer gewiſſen angeborenen mangelhaften Anlage des deutſchen Charakters überhaupt herleiten will, ſo mag man, um der deutſchen Zukunft willen, doch einiges Bedenken tragen, ihm auch hierin beizuſtimmen. „Wer ſollte es wohl glauben! (ſagt er) unter tauſenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minneſängern aus verſchiedenen Zeiten erhalten ſind, unter allen Produkten eines ausſchließlich kriegeriſchen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten faſt ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen dieſen Dichtungen dieſes Standes in Deutſchland nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegeriſche Tugend des Ritters geprieſen wäre! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die

Dieſe Thatſachen ſind bekannt und Jeder, der nur einmal mit Einem Auge in ein Compendium unſerer Literatur geſehen hat, weiß ſie zu erzählen. Nichts deſto weniger, dem Gemälde gegenüber, welches die politiſche Geſchichte des betreffenden Zeitalters darbietet, dünken ſie uns ſo auffallend, daß wir einen Verſuch, ſie zu erklären, hier nicht ablehnen wollen.

Allerdings hatte mit dem Zeitpunkt, den wir oben näher

Frühlingsblumen und der Vogelſang lieb ſind, aber lieber das Kampfſpiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch feſtliches Gelag ſchätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeſchrei und die wiehernden Roſſe und die fallenden Feinde zu ſehen liebt, wer gibt nicht, ſag ich, wenn uns dieſer ein kriegeriſches Lied ſingt, die erotiſchen Jeremiaden unſerer Minneſinger zu hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächſte in der wirklichen Welt unſeren träumeriſchen deutſchen Meiſtern, ſo ſehr vergeſſen ſie aller Kraft und männlichen Tugend, um ſich in Selbſtquälereien aufzureiben! Alles, was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, ſpiegelt ſich in ihrer Kunſt, nichts davon unter den Deutſchen. Von Kriegsluſt, von Wetteifer, von Vaſallentreue, von Ritterpflicht ſingt Jeder, wer die Saiten zu rühren weiß; von Standesſtolz und Haß gegen andere Stände glühte Caſtelnau, von Zorn über Juriſten und Prälaten Boniface von Caſtellane, von Eifer gegen Rom und den Papſt Figueira. In Deutſchland beſchweren ſie ſich, wie jener nicht unähnliche Taſſo des Göthe, dem dieſer Zug vortrefflich geliehen iſt, daß man ſie nicht an den Hof zöge — aber was ſollte man in einem Kreiſe, der zu handeln und nicht blos zu ſingen hatte, mit dieſem Geſchlechte anfangen? Aber in der Provence **mußten** ſie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten ſie jede öffentliche Handlung, drängten ſich mit ihren Sirventes, die man in Deutſchland nur ausnahmsweiſe kennt, in alle Verhältniſſe, nahmen mit wüthender Leidenſchaft Partei bei allen politiſchen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunſt wünſchenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politiſche Geſchichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirkſamkeit zu ſtoßen; in Deutſchland kann dieſe Geſchichte ſie, faſt nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen.

bezeichnet haben, die Weltlichkeit ihre Reaction gegen die Alleinherrſchaft der geiſtlichen Macht begonnen; die Weltlichkeit war, als eine Potenz der Zeit, in die Exiſtenz getreten. Aber noch nicht ins Bewußtſein der Zeit. Es war die Weltlichkeit an ſich, in nackter, abſtracter Exiſtenz; ſie war wirkſam nach außen, aber noch nicht ward ſie innerlich gewollt und noch nicht gewußt. Es war neuer Wein, auf alte Schläuche gefüllt. Mit der Praxis der Ereigniſſe ſtand die Welt bereits auf einer neuen Stufe, aber mit ihrem Bewußtſein befand ſie ſich noch in der frühern, geiſtlichen, oder — wie wir im Gegenſatz zum Dieſſeits der Weltlichkeit wohl ſagen dürfen — jenſeitigen Epoche. Daher das ſchwindelnde Durcheinander und die vielen, anſcheinend unverſöhnbaren Widerſprüche der mittelalterlichen Geſchichte. Ueberall ward in Wahrheit ein Größeres gethan, als man ſelbſt wollte, Wichtigeres wurde vorbereitet, als man wußte. Das begegnet in der Geſchichte öfter; man wollte Gewürz aus Indien holen — und entdeckte Amerika. So auch in jener Epoche des Mittelalters. Man wollte das heilige Grab erobern — und untergrub die Stützen der geiſtlichen Gewalt; man meinte um die Auslegung der Kirchenpolizei zu ſtreiten — und in der That ſtritt man um politiſche Rechte und die tiefſten Grundlagen des Staates.

Es iſt möglich, ja von einzelnen bevorzugten Perſönlichkeiten, unter die wir vor Allen Friedrich den Zweiten rechnen müſſen, iſt es gewiß, daß ſie das wahre Verhältniß wohl durchſchauten und die neue Zeit mit dem Organ eines neuen Geiſtes aufzufaſſen und zu beherrſchen wußten. Die Maſſe aber, und namentlich die ritterlichen Dichter, befanden ſich ganz auf dem angegebenen Standpunkt, daß ſie das Dieſſeits, die

Weltlichkeit, ſtets noch als ein Jenſeitiges, Geiſtliches verſtanden und ausſprachen. In der ritterlichen Dichtung liegt dies mit überraſchender Deutlichkeit zu Tage. Erinnern wir uns vor Allem an den Parcival des Wolfram von Eſchenbach. Das Ritterthum, die Erziehung des Ritters im höchſten Sinne, iſt der Inhalt und die Aufgabe dieſes tiefſinnigen Gedichtes. Aber wie geht dieſe Erziehung vor ſich? was iſt ihr Ziel und was erblicken wir endlich als den wahren Hintergrund und Kern des Ritterthums? Die Welt, mit ihren Kämpfen und Abentheuern, iſt nur ein Durchgang, eine Schule, deren Staub man eilig von den Schwingen der Seele abzuſchütteln hat. Nicht in der Welt, nicht in der Bewegung der Geſchichte, ſondern in der mönchiſchen Einſamkeit, in der Zurückgezogenheit von der Welt findet der Ritter ſeinen wahren Beruf, deſſen Lohn und Vollendung ihm erſt der heilige Gral und die myſtiſche Gemeinſchaft der Tempeleiſen gewährt: einer Gemeinſchaft, die uns ſchon durch ihren Namen an jene geiſtlich-weltlichen Orden der Tempelritter u. A. erinnert, die damals in Blüthe waren und die auf eine ſehr glückliche Weiſe dies zwieſpaltige Weſen jener Zeit repräſentiren. — Was den Parcival betrifft, ſo würde uns eine nähere Zergliederung des Gedichtes, ſo ergiebig für unſern Zweck dieſelbe auch ſein möchte, doch zu weit abführen; wir müſſen uns daher begnügen, diejenigen unſrer Leſer, denen die Werke des Wolfram von Eſchenbach ſelbſt nicht zugänglich ſind, hier auf die Einleitung ſeines Herausgebers (K. Lachmann, 1833), die Anmerkungen ſeines Ueberſetzers (Leben und Dichten Wolframs von Eſchenbach von San Marte A. Schulz. 1836) und vornämlich auf die bezüglichen Abſchnitte bei Gervinus, I. 241. 356. 358 zu verweiſen,

an welchem letztern Orte man eine Analyse dieses, für die Anschauung des Mittelalters so ungemein wichtigen Gedichtes findet. Noch ausführlicher ist diese Analyse bei Rosenkranz, Poesie des Mittelalters, S. 293 — 300.

Man erinnere sich ferner an die ganze Auffassung, welche die Liebe von Seiten der mittelalterlichen Dichter erfährt. Freilich bildet die Liebe recht eigentlich den Stoff und Kern des Minnegesanges. Durch sie namentlich, die dem Geistlichen verwehrt war, unterscheidet er sich von der Dichtung der vorgehenden Epoche und mit Recht daher führt er von ihr den Namen. Allein mit Ausnahme einzelner Stellen bei Herbert von Fritzlar, Nithart und einigen Andern (vgl. Gervinus I, 311), in welchen die Liebe rein materiell, von der sinnlichsten Seite aufgefaßt wird und wo die Dichter sogar derbe Nacktheiten nicht scheuen — welch eine sentimentale Liebe ist das, in der die Minnesänger sich wohl fühlen! welch eine abstracte Verehrung, welch abgöttischer Dienst der Frauen, denen, gleich jenseitigen, überirdischen Wesen, der Poet sich nur von fern, demüthig, mit Seufzen und Winseln zu nahen wagt! Auch hier ist eine völlige Umkehrung der wahren und natürlichen Sachlage. Der Mann, statt mit starkem Arm die Frau an sich herauf zu ziehen, der Herr und Lenker ihres Schicksals, schaut vielmehr zu ihr, als einer Herrin, demüthig hinauf; statt sie getrost ans Herz zu pressen, rutscht er auf den Knieen an sie heran, als hätt' er eine Gottheit anzubeten. „Die Weiber" sagt Gervinus I, 315 „sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber." Jeder sieht schon, welch ein Faden von diesem Weiberdienst des mittelalterlichen Minnelieds zu dem gleichzeitigen Cultus der christlichen Maria hinüberreicht: vgl. Gervinus I, 134. 438 fgg. 442 fgg.

und Graeſſe, a. a. O. II, 2, 2, 919 fg. Daß übrigens dieſer überſchwängliche, mondſcheinhafte Frauendienſt in Wirklichkeit wohl ein wenig irdiſcher geweſen iſt und daß die Ritter recht wohl verſtanden, die jenſeitige Stellung des Weibes benöthigtenfalls in ein ergötzliches Dieſſeit zu verkehren, das wiſſen wir, Theils aus Stellen, wie die oben bezeichneten des Nithart u. ſ. w., Theils aus dem, was die Geſchichte über die lockern Sitten jener Zeit berichtet, allerdings recht wohl. Aber das war es und das eben iſt die Sache, daß das Mittelalter mit der Praxis überall viel weiter war und viel tiefer in der Weltlichkeit ſteckte, als es ſelbſt theoretiſch wußte und in ſeiner Poeſie ausſprechen konnte. Nur allmälig und in Phaſen, die wir ſehr wohl einzeln verfolgen können: in dem Verhältniß zur umgebenden Natur, im Genuß des ſchönen Maien und der ländlichen Freude, im Zuſammenſein mit wackern Geſellen beim kühlen Trunk, und endlich und allmälig im Verhältniß der Geſchlechter, in deſſen Darſtellung die materielle, irdiſche und die ſentimentale, in das Religiöſe übergehende Richtung ſich immer ſchärfer abſondern, dämmert das Bewußtſein der neuberechtigten Weltlichkeit auf. Allein bis zur Auffaſſung derſelben in denjenigen Phaſen, wo die eigentliche Durchdringung und Verſöhnung der irdiſchen und außerirdiſchen Gegenſätze vor ſich geht, bis zum Bewußtſein alſo über die politiſche Ordnung und den Staat, dieſes irdiſche Daſein Gottes, ſind ſie gar nicht gelangt. Und daher haben ſie keine politiſche Poeſie.

Und doch findet in der That eine Beziehung zwiſchen der Poeſie des Mittelalters und den politiſchen Verhältniſſen ſtatt. Zwar nicht zur politiſchen Poeſie konnten die Minneſänger es bringen, aber doch brachten ſie es zu einer höfiſchen; ſie konnten nicht politiſche Dichter werden — und alſo wurden ſie Hofdichter. Unſre Leſer werden vermuthlich meinen, daß daran eben nichts zu verwundern und nichts zu erklären ſei. Denn gar nicht zu gedenken der gelehrten Poeſie des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche, wie wir im Verlauf dieſes Aufſatzes noch ſehen werden, ganz denſelben Uebergang zur Hofpoeſie machte, ſo fehlt es ja unſerer eigenen Zeit nicht an Beiſpielen ſolcher Dichter, die zu politiſcher Poeſie den Anlauf nahmen und als Hofdichter endeten. In der Regel pflegt man dergleichen dem Wankelmuth der menſchlichen Natur und der Unwiderſtehlichkeit zuzuſchreiben, mit welcher der Sonnenblick fürſtlicher Gnade wirkt. Mit wie viel Recht oder Unrecht dieſe Erklärungsweiſe auf die neueſten Erſcheinungen dieſer Art angewendet werden darf, das wagen wir hier nicht zu entſcheiden. Im Ganzen bleibt es immer gerathener, hiſtoriſche Erſcheinungen auch hiſtoriſch zu erklären und die theologiſche Lehre von der Erbſünde nicht zum Rang einer hiſtoriſchen Kategorie zu erheben.

Wie gerade die Ritterpoeſie dazu gekommen iſt, einen höfiſchen Charakter, einen Charakter künſtlicher Glätte, formaler Convenienz, eleganter Courtoiſie anzunehmen, erklärt ſich leicht. Es war die nothwendige Folge der ſchiefen und innerlich hohlen Stellung, in die ſie durch den Mangel an Bewußtſein und klarer Einſicht in ſich ſelbſt gerathen war. Daß eine Poeſie dieſer Art ſich dahin drängt, wo von jeher der Sammelplatz der

Hohlheit und der leeren Convenienz geweſen, an kleine und große Höfe, das iſt ganz natürlich. Aber die Dichter ſelbſt trieb noch ein ganz beſonderes perſönliches Motiv. Erinnern wir uns noch einmal an die Entſtehung der Lehnsverhältniſſe, als der politiſchen Grundlage der mittelalterlichen Ritterſchaft. Ihre Entſtehung liegt bekanntlich in den Gefolgſchaften, deren ſchon Cäſar und Tacitus Erwähnung thun, und die, mit den Veränderungen natürlich, welche die wachſende Ausdehnung der Verhältniſſe von ſelbſt herbeiführte, fortdauernd das Urbild zu allen Geſtaltungen der deutſchen Lehnsverhältniſſe abgegeben haben. Dies Verhältniß iſt urſprünglich ein rein perſönliches; es iſt das Verhältniß des Heerführers, des Herzogs, zu den einzelnen Gliedern ſeiner Gefolgſchaft, denen er ein theilweiſes, beſchränktes Anrecht an das eroberte Land verleiht und dafür ihre perſönliche Dienſtleiſtung empfängt. Dies urſprüngliche perſönliche Verhältniß, wonach die Ritter nichts anders als die Mannen, die Leute ihres Herzogs ſind, die von ihm ihren Unterhalt empfangen, kommt, in einer intereſſanten Parallele, in der höfiſchen Stellung des Minnegeſangs und dem Herandrängen der Dichter an die Höfe der Fürſten wieder zum Vorſchein. Die Dichter, meiſt unbegüterte Edelleute, bilden gleichſam die kleine, poetiſche Gefolgſchaft ihres Fürſten. Sie empfangen von ihm Lohn und Unterhalt, die „Miete", die ſie nicht als ein Almoſen erbetteln, ſondern als ein Recht ihres Standes in Anſpruch nehmen. Dafür ſingen ſie das Lob ihres Fürſten, rühmen ſeine Freigebigkeit, ſtellen ihn hoch über alle andern Fürſten und fügen zu dem Glanz der Hofhaltung den muntern Klang ihrer Geſänge. Sie machen es auch geradezu wie Soldaten, die ihren Sold nicht ordentlich empfangen: wenn ſich

ein Fürſt nicht freigebig genug erweiſt, ſo verlaſſen ſie ihn, ſie deſertiren vom Einen zum Andern; der reichſte Mann „der die Hände durchlöchert hat," der üppigſte Hof hält ſie am Längſten feſt. Es ſind die Condottieri der Poeſie. — Hier alſo tritt gerade das Gegentheil von dem ein, was wir oben bei den halbwegs hiſteriſchen Gedichten der Geiſtlichen zu bemerken hatten. Die Geiſtlichen waren ohne alles perſönliche Verhältniß zur Politik — die Minneſänger dagegen faſſen von den öffentlichen Zuſtänden nur das Perſönliche auf: nämlich erſtlich die Politik nur in der Perſon (und weiter reicht ja auch noch heut der Blick der meiſten Menſchen nicht) des Fürſten — und wiederum zu dieſer Perſon nur ihre eigene perſönliche Beziehung. Alſo ob die Fürſten ſich „mild" oder „arg",*) freigebig oder geizig erzeigen, ob ſie die edle Sangeskunſt verehren oder verachten, ob ſie den Dichtern freundliche Stätte bei ſich bereiten oder ſie zu mühſeliger Wanderſchaft nöthigen, das ſind die vielbeliebten Themen ihrer Lieder, das ſind die Geſichtspunkte, aus denen ſie die Fürſten beurtheilen. Ja es muß ausgeſprochen werden, ſo herb es klingt und ſo unzufrieden die eigenſinnigen Freunde des Mittelalters damit ſein werden: dieſer Faden allein, gedreht aus Hunger und Bedürftigkeit, iſt das Band der Vermittlung zwiſchen der ritterlichen Dichtung und den öffentlichen Verhältniſſen. Um dieſe Angel drehen ſich die Lob- und Straflieder, mit denen ſie bald den milden Fürſten preiſen, bald den unmilden züchtigen. Frei-

*) Ueber den genaueren Begriff der mittelalterlichen Milde und ihren Gegenſatz, die Argheit (milde und erge), ſiehe Gervinus in der Selbſtanzeige ſeiner Geſch. der deutſchen Nat. Literatur: Kl. hiſtoriſche Schriften, p. 568 ſqq.

lich, es hört ſich gut an: die Minneſänger richteten Lob- und Straflieder an ihre Fürſten. Allein ſehen wir nur etwas genauer zu: nicht mit politiſchen Principien, ſondern mit perſönlichen Angelegenheiten, nicht mit der Stellung der Parteien, ſondern mit der beſtmöglichen Stellung der Poeten, nicht mit Freiheit, Recht und Ordnung, ſondern mit Geld, Speiſe und Kleidern haben dieſe Dichtungen zu thun. — Und wenn auf dieſe Art einzelne Höfe wie die zu Thüringen (unter Landgraf Hermann) und zu Oeſterreich (unter den babenbergiſchen Herzogen: ſ. Koberſtein p. 91 Note 3, wo genauere Citate) um ihrer Freigebigkeit willen berühmt geworden ſind, ſo erfahren wir dagegen an Rudolf von Habsburg, der ein zu guter Wirth war, als daß er ſich der fahrenden Dichter angenommen hätte,*) und an der mißlichen Stellung, welche er in den Liedern ſeiner Zeitgenoſſen einnimmt (ſie ſind von A. W. v. Schlegel in Friedrich Schlegel's deutſchem Muſeum I, 289 ff. geſammelt: doch verſäume man ja nicht, daneben Gervinus II, 10. 11 zu vergleichen), was es auf ſich hatte, durch Unmilde den Zorn der Dichter zu erregen, und wie ſehr alle andern Regententugenden, Kraft, Thätigkeit, politiſche Umſicht, in den Augen jener Sänger nichts galten, wenn die Hauptſache fehlte, die Freigebigkeit, welche nach ihrer Meinung unter allen Eigenſchaften eines Fürſten die erſte und nothwendigſte war. — So unwürdig uns nun auch dies Verhältniß vorkommen mag und ſo

*) Rudolf zog die Hofnarren den Hofdichtern vor: das macht ſeinem Geſchmack und geſunden Urtheil Ehre. Gervinus, II, 328: „Selbſt jener ernſthafte Rudolf I., der zuerſt die deutſchen Hofſänger von ſich entfernt hatte, iſt einer der erſten deutſchen Fürſten, in deſſen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet."

wenig wir die Perſpective auf die Geſchichte billigen können, die nur von den Bedürfniſſen des Magens ausgeht und nur auf den Geldſäckel des Fürſten gerichtet iſt, ſo wenig Anſtößiges hat die Zeit ſelbſt darin gefunden. Nirgend hört man eine Stimme, die etwa dies Treiben gemißbilligt hätte. Die Dichter ſelbſt, wie wir ſchon anführten, reden von ihrer bettelhaften Stellung nichts weniger als heimlich und verſchämt, im Gegentheil, ſie heiſchen dieſe Gaben als ein Recht, das ihrem Stande gebührt, und als ein Ding, durch deſſen Annahme nicht ſie, wohl aber durch deſſen Verweigerung die Fürſten verunehrt werden. Schon dieſe Naivetät ſpricht dafür, daß hier etwas mehr, als bloße ſittliche Schwäche, nämlich hiſtoriſche Motive, wie wir ſie verſucht haben nachzuweiſen, zu Grunde liegen. Noch gewiſſer wird dies durch den Umſtand, daß ſelbſt ſo großartig tüchtige, ſo durchaus ſittliche und reine Naturen, wie Walter von der Vogelweide, an dieſem Verhältniß durchaus keinen Anſtoß nehmen. Auch von Walter von der Vogelweide wird die Milde oder Unmilde der Fürſten häufig und mit voller Unbefangenheit beſungen. Er nimmt da kein Blatt vor den Mund; er verſteht auch zu fordern und zu nehmen: getragene Kleider ſtehen ihm nicht an, ja einmal ſagt er rund heraus:

„Da ich ſtets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich ſehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.“

Siehe Uhland's Walter von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter, 1822, p. 81. Zuſammengeſtellt findet man die zahlreichen derartigen Gedichte Walters im zweiten Bande der vortrefflichen Simrock-Wackernagelſchen Ueberſetzung des Walter, wo ſie, zugleich mit ſeinen eigentlich politiſchen Gedichten, unter der Ueberſchrift:

„Herrendienſt" einen eignen Abſchnitt bilden, zu dem Wackernagel in den Anmerkungen einen ausführlichen, den Dichter trefflich erläuternden Commentar gegeben hat. Auch bei Uhland, a. a. O. 42. 44. 82 u. ſ. f. wird dies Thema mehrfach erörtert. — In Summa: die ganze Zeit war nun einmal von der Art, daß eine großartigere und wirklich politiſche Auffaſſung der öffentlichen Verhältniſſe nicht in ihr lag; wenn überhaupt, ſo war es nur die allerperſönlichſte Weiſe, in der dieſe Verhältniſſe in das Bewußtſein der Sänger und ſomit in die Dichtung traten. *)

Allein wie wir ſchon vorhin erinnerten, daß es auch in dieſem Zeitalter in der Praxis des Lebens wohl einzelne bevor-

*) Vielleicht intereſſirt es unſre Leſer, auch von dieſer, in der That ſehr eigenthümlichen Gattung der mittelalterlichen Dichtung durch einige Proben eine Anſchauung zu gewinnen. Wir wollen alſo zwei dieſer Lieder herſetzen. Das erſte iſt von Walter von der Vogelweide, nach der Simrockſchen Ueberſetzung: II, 45. Es iſt an König Friedrich gerichtet; die Bitte, die er darin ausſpricht, blieb endlich nicht unerfüllt: a. a. O. p. 47. Das Andere iſt ein bittrer Spruch Meiſter Stolle's auf Rudolf von Habsburg, deſſen auch Gervinus an der oben citirten Stelle Erwähnung thut; wir haben ihn aus Wackernagel's Leſebuch, I, Sp. 689 entlehnt.

* * *

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunſt ſo läßt verarmen,
Gerne möcht' ich, könnt' es ſein, am eignen Herd erwarmen.
Hei! wie luſtig wollt' ich von den Vöglein ſingen,
Von den Blumen auf der Heide, wie vor Jahren ſchon:
Gäb mir ein ſchönes Weib dann ſüßen Minnelohn,
Ließ ich ihr Lilien und Roſen aus den Wangen dringen.
Nun komm' ich ſpät und reite früh: Gaſt, weh dir, weh!
Da mag der Wirth wohl ſingen von dem grünen Klee:
Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh'.

zugte Perſönlichkeiten gab, die durch das klare Bewußtſein, welches ſie ſich über ihre Zeit und den wahren Inhalt ihres eignen Handelns erworben hatten, in gewiſſem Sinne über der Zeit ſelbſt ſtanden; ſo fehlt es auch unter den Dichtern dieſer Epoche nicht an Einzelnen, die ſich über die nächſte perſönliche Rückſicht zu erheben und durch die Schale des höfiſchen Gedichts, des perſönlichen Lob- und Straf- und Bettelliedes, zum Kern wirklicher politiſcher Dichtung vorzudringen wußten. In einzelnen zerſtreuten Zügen werden wir dies an mehren Dichtern, wie z. B. an Reinmar von Zweter (Hagen a. a. O. II, 175—

---

* * *

Der Künic von Rôme engît ouch niht, und hât doch küniges guot.
ern gît ouch niht: erſt waerlich rehte alſô ein lôu gemuot.
ern gît ouch niht: erſt kiusche gar.
ern gît ouch niht, und iſt doch wandels eine.
ern gît ouch niht; er minnet got, und êret reiniu wip.
ern gît ouch niht: ezn wan nie man ſô vollekommenen lip.
ern gît ouch niht: erſt ſchanden bar.
ern gît ouch niht: er iſt wîs und reine.
ern gît ouch niht: er rihtet wol.
ern gît ouch niht: er minnet triuwe und êre.
ern gît ouch niht: erſt tugende vol.
ern gît ouch leider nieman niht: waz ſol der rede mêre?
ern gît ouch niht: er iſt ein helt mit zühten vil gemeit.
ern gît ouch niht, der künc Ruodolf, ſwaz jeman von im ſinget oder geſeit.

Man ſieht wohl aus dieſer pikanten Zuſammenſtellung von Rudolfs anderweitigen Tugenden mit dem Laſter ſeiner Unmilde, worauf es in den Augen des Dichters eigentlich ankam: mag er weiſe und rein, fromm und gerecht, tapfer und klug ſein, immerhin, der Refrain bleibt doch immer — er giebt nichts! und was man auch von ihm ſingen und ſagen mag, am Ende heißt es doch immer: er giebt nichts. — Ueber den Verfaſſer dieſes Spruchs, den Meiſter Stolle, vgl. Hagen's Minneſinger, IV, 706, und Gervinus, a. a. O. II, 11. Seine Gedichte ſ. bei Hagen III. 3—10.

221. III, 468 a. IV, 492—510. 758. Gervinus, I, 461 flg. vgl. 307. 312. II, 41 fg. Proben giebt Wackernagel, a. a. O. 681—688) gewahr. Allein die Gunſt der Zeit hat uns auch die Werke desjenigen Dichters vollſtändig bewahrt, der, wie er überhaupt, ſelbſt nach dem Zeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen, den erſten Preis unter den mitlebenden Dichtern davon trug (ſiehe Gottfried von Straßburg, im Triſtan, V. 47. 49 ff. Hagen'ſche Ausgabe, I, 67. 68.), ſo auch ins Beſondere für die politiſch-poetiſchen Verſuche des Mittelalters unübertroffen und unvergleichlich, das Muſter ſeiner und wollte Gott, jeder folgenden Zeit! daſteht. Wir meinen den ſchon oben genannten Walter von der Vogelweide. Seinen ausgezeichneten Verdienſten gegenüber erſcheint es nur als eine Gerechtigkeit des Schickſals, ja als eine wohl gelöſte Pflicht der Nachwelt, daß gerade dieſer Dichter, deſſen Werke „in den Händen jedes guten Deutſchen ſein ſollten" (Gervinus I, 310) auch in unſrer Zeit die aufmerkſamſte Beachtung, die liebevollſte Pflege, die vollſtändigſte und gründlichſte Herausgabe, Erläuterung und Darſtellung gefunden hat. Uns bleibt nach dem, was neuerdings von Uhland, Lachmann, Simrock, Wackernagel, Gervinus und Hagen*) über ihn berichtet und geſagt worden iſt, nichts übrig als nur auf dieſe, nach den verſchiedenen Zwecken und Standpunkten ihrer

*) Die früheren Bemühungen um Walter von der Vogelweide, ſeit Bodmer (1748) findet man bei Jördens, im Artikel Minneſinger, III, 653—655 zuſammengeſtellt; vgl. Uhland in der Vorr. der ſchon gedachten Schrift, p. V—VII. Am Vollſtändigſten bei Gräſſe, a. a. O. p. 991. 992. Gervinus charakteriſirt ihn I, 306—310. Seine Gedichte ſtehn in der Hagen'ſchen Sammlung I, 222—279. III, 321—325. Vgl. ibid. p. 451. 468 b. 468 bb. Einzeln herausgegeben ſind ſie durch Lachmann, Berlin 1827.

Verfaſſer allerdings verſchiedenen, aber insgeſammt trefflichen und erſchöpfenden Arbeiten zu verweiſen. Beſonders iſt die kleine Schrift von Uhland ein rechter Edelſtein: was bei Lobſchriften nicht oft geſchieht — man kann zweifeln, wem dieſe Schrift zur größern Ehre gereicht, ob dem, über den, oder dem, durch den ſie geſchrieben iſt; aber zur Ehre gewiß gereicht ſie Beiden. —

Wir wollen hier nur eine Stelle von Uhland (pag. 4.) anführen: „Walter von der Vogelweide hat nicht ſeine Perſönlichkeit in der alten Heldenſage des deutſchen Volkes untergehen laſſen, noch hat er ſeine Kunſt den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Grabe, von der Tafelrunde u. ſ. w. zugewendet, ſondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne geſungen, vielmehr iſt er gerade der vielſeitigſte und umfaſſendſte unſrer älteren Liederdichter, er behandelt die verſchiedenſten Richtungen und Zuſtände der menſchlichen Seele, er betrachtet die Welt, er ſpiegelt in ſeinem beſondern Leben das öffentliche, er knüpft ſeine eigenen Schickſale, wenn auch in ſehr untergeordnetem Verhältniß, an die wichtigſten Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit."

Und eine andere von Gervinus, a. a. O. 309. 310: „Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermann's Hof; ein deutſcher Mann nicht, weil ihn der Zufall auf dieſe Scholle geworfen hatte, ſondern weil ihn ſeine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies *), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenloſigkeit, die Unordnung und Schwäche des

*) Simrocks Ueberſetzung, I, p. 32:
Lande hab' ich viel geſehn,
Nach den Beſten blickt' ich allerwärts:

Reichs: vertheidigt deſſen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Chriſtus Lehre: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott was Gottes iſt. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenweſen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geiſtlichen, gegen das Unweſen des römiſchen Hofs auf, ſonſt aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Menſch... Von keinem Dogma iſt er beſchränkt, Chriſt, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte ſind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt und er macht ſie, und weigert ſelbſt den Erzengeln ſeinen Preis, wenn ſie der Chriſtenheit ſich nicht annehmen wollen, da ſie die Macht dazu haben."

Zum Schluß dieſes Abſchnittes wollen wir auch von ſeiner politiſchen Poeſie eine Probe geben. Wir bedienen uns dazu der Simrock-

---

Uebel möge mir geſchehn,
Wenn ſich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutſche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, ſo ſchwör' ich, ſie ſind beſſer hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig iſt der deutſche Mann,
Deutſche Frauen ſind engelſchön und rein;
Thöricht, wer ſie ſchelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer ſein:
Zucht und reine Minne,
Wer die ſucht und liebt,
Komm in unſer Land, wo es noch beide giebt;
Lebt' ich lange nur darinne!

ſchen Ueberſetzung und wählen, den Verhältniſſen dieſes Aufſatzes gemäß, ſolche Stücke, die beſonderer hiſtoriſcher Erläuterungen am Wenigſten bedürfen.

Zuerſt eine Ermahnung an die Fürſten, die ein herrliches Zeugniß von der männlich freien Stellung giebt, welche Walter ohne Rückſicht auf Lohn und Miethe, auch gegenüber den Großen dieſer Welt zu behaupten wußte, und wie wohl es ihm ſteht, ein Sprecher der Nation zu ſein:

Ihr Fürſten, adelt Euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde ſanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut ſo Mancher muß zu Euren Dienſten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt Euch ſtets in Würde ſchauen,
So loben Euch die reinen, ſüßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht ſollt Ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und ſchaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was Euch die Lügenbolde ſagen,
Folgt gutem Rath, ſo dürft Ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Sodann ein Strafgedicht an den Papſt (p. 12. a. a. O. II,80.):

Fluch und Segen.*)

Herr Papſt, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch Euch, wie es Pflicht.
Wir hörten Euch der Chriſtenheit gebieten
Dem Kaiſer unterthan zu ſein,
Wir ſahn Euch ihm den Segen leihn,
Daß wir ihn heißen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch Eures Spruches,
Ihr ſprachet: wer Dich ſegnet, ſei
Geſegnet, wer Dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches:
Um Gott, bedenkt, ob ſich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?

Und ebenſo das Folgende (p. 24.):

*) Die Ueberſchriften rühren von Simrock her: vgl. Wackernagel's Anmerkung zur Vorr. der Ueberſ. I, XII.

Zwei Zungen.

„Gott giebt zum König, Wen er will!“
Das glaub' ich gern und ſchweige ſtill:
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre;
Was ſie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun in's Widerſpiel verkehrt:
Nun thut's um Gott und Eure eigne Ehre
Und ſagt, bei Eurer Treue,
Mit welchem Wort Ihr uns betrogt.
Beweiſet uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß iſt, daß Ihr Eines legt:
Zwei Zungen ſtehen ſchlecht in Einem Munde.

Aus den Händen der Ritter kam die Dichtung in die Hände des Bürgerſtandes; auf die Minneſänger folgen die Meiſterſänger, auf Triſtan und Parcival Eulenſpiegel und der Pfaff von Kalenberg.

Damit hatte ſich der Entwicklungsgang der Weltlichkeit vollendet. Wie auf die Geiſtlichen, die von der Welt völlig abgekehrten, die Uebergangsſtufe des Ritterthums gefolgt war, in welchem wir eine Art weltlichen Mönchthums kennen gelernt haben, ſo auf dieſe halbe, gewiſſermaßen vor ſich ſelbſt verhüllte, gegen ſich ſelbſt mißtrauiſche Weltlichkeit folgte nun im Bürgerſtand das volle, ſelbſtzufriedene Regiment des Weltlichen. Statt auf die idealen Grundlagen des ritterlichen Standes, auf die Schwärmerei der Liebe, des Glaubens und der Ehre, hatte der Bürger, dieſer Träger des Handels und des gewerblichen Verkehrs, ſeine Exiſtenz vielmehr auf die ſolide Baſis der irdiſchen, leiblichen Güter, auf Reichthum und Beſitz gebaut. Er hatte keinen idealen Hintergrund, aber er brauchte und darum auch begehrte er ihn nicht. Er regierte die Welt durch die Welt. — Bei dieſer Lage der Dinge war für das Ritterthum begreiflicher Weiſe kein Raum mehr. Die Weisheit

dieſer Welt, die kleine ſchlaue Praxis der Wirklichkeit, trug den Sieg davon über die glänzenden Illuſionen des ritterlichen Lebens. Gewandtheit trat an die Stelle der Tapferkeit, Thätigkeit wog die Thaten auf, ein nüchterner, bedachter Sinn, der ſich auf das Kleinſte und Nächſte concentrirt, überholte in ſeiner geräuſchloſen, ſtill ausharrenden Stetigkeit die weit ausſchweifende, abentheuerliche Zerfloſſenheit der Ritter. So geſchah es, daß mitten aus dem Verfall des Reiches (denn mit dem Ritterthum, das ſeine Stütze geweſen war, mußte auch das Reich ſelbſt zerfallen) und unberührt, ja im Gegentheil gefördert durch die Zerrüttung der größeren politiſchen Verhältniſſe, der Bürgerſtand ſich in üppigem Wohlſtand erhob. Durch ihn wurden die Städte der wahre Mittelpunkt, Handel und Gewerbe die Adern des deutſchen Lebens. Selbſtändig, als wären ſie eigne politiſche Mächte, ſchloſſen die Städte Bündniſſe und Verträge, führten Kriege und Fehden und ſchlugen oft ſogar die Ritter und Fürſten aus dem Feld. Und wie die Städte auswärts zu Bündniſſen und Verbrüderungen zuſammentraten, ſo in ihrem Innern ſelbſt traten die einzelnen Kreiſe der Bürgerſchaft gleichfalls in Corporationen und Innungen zuſammen, und gaben durch dieſe ſich ſtufenweis wiederholende maſſenhafte Geſchloſſenheit, gegenüber der Auflöſung des Reichs und der Zerſplitterung des Ritterſtandes, dem Bürgerſtande ein unausbleibliches Gewicht. Vor Allem aber herrſchten die Bürger durch ihr Geld: wie die Ritter ihre Edelſitze, ſo mußten die Könige ihre Kronen an ſie verſetzen, und Karl der Fünfte ſelbſt, dieſer Herr der Erde, in deſſen Staaten die Sonne nicht unterging, mußte ſeinen Namen im Schuldbuch der Fugger ſehen.

Mit dieſer Hegemonie des deutſchen Lebens überkam der Bürgerſtand nun auch nothwendig die der Poeſie. Denn dies

iſt die allgemeine Ordnung der Natur: immer nur da, wo der Baum zur Frucht anſetzt, entfaltet ſich auch die Blüthe; nur wo der Same der Geſchichte reift, öffnet ſich auch die Knospe der Poeſie. Wir meinen dies: nur jedesmal diejenigen Völker und, in dem einzelnen Volk, diejenigen Kreiſe der Geſellſchaft, innerhalb deren das geſchichtliche Leben ſich concentrirt und die die Grundlage bilden für die praktiſche Bewegung ihrer Zeit, vertreten und beherrſchen auch zugleich die Dichtung. — So ſahen wir zuerſt, wo der deutſche Geiſt ſich ausſchließlich mit Aneignung des Chriſtenthums beſchäftigte und wo das Herz der deutſchen Geſchichte nur in der Sphäre der geiſtlichen Intereſſen ſchlug, auch die Poeſie in den Händen und unter dem ſtreng herrſchenden Einfluß der Geiſtlichen. Sodann in der folgenden Epoche, als gegen dieſe einſeitige Herrſchaft des geiſtlichen Elements allmälig die Reaction der Weltlichkeit eintrat und unſre Geſchichte aufs Neue ein bewegteres und kriegeriſches Anſehn gewann, ſahen wir dieſelben Ritter, die auf den Schlachtfeldern der Geſchichte kämpften, mit den rauhen kriegsgewöhnten Händen auch die Blume der Dichtung pflegen. Dies Geſetz erfüllt ſich nun auch hier beim Bürgerſtand: und ſo müſſen die Ritter mit dem Gewicht der politiſchen Geltung und dem Beſitz der materiellen Güter auch den Preis der Sangeskunſt an die Bürger überlaſſen.

Es läßt ſich vorausſehen, daß auch dieſer Uebergang nicht plötzlich und mit Einem Mal, ſondern allmälig und beinahe unvermerkt geſchah. Wir haben ſchon ein Beiſpiel dieſer Art gehabt. Wir ſahen bereits da, wo ſich die Weltlichkeit in der Form des abſtracten hiſtoriſchen Intereſſes zuerſt in die Dichtung der Geiſtlichen einſchwärzte, dieſe beiden Elemente eine Zeitlang ruhig neben einander gehen; ja wir ſahen ſogar, wie durch die

ganze ritterliche Dichtung noch immer ein Faden der geiſtlichen ſich fortſpinnt. Etwas Aehnliches geſchieht auch hier. Die bürgerliche Dichtung, indem ſie auf der einen Seite, nämlich als Schwank und im ſatyriſchen Gedicht, allerdings reinweg die Weltlichkeit vertritt, ſetzt gleichzeitig auf der andern Seite auch den Minnegeſang noch fort. Denn daß der Meiſtergeſang nichts Anderes iſt, als der, von ſeinem ritterlichen Athem verlaſſene, conventionell gewordene Minnegeſang, das iſt jetzt, nachdem zuerſt Jakob Grimm (in ſeiner Schrift: Ueber den Altdeutſchen Meiſtergeſang, 1811) die frühere irrthümliche Anſicht von einer getrennten gleichzeitigen Exiſtenz des Meiſter- und Minnegeſanges widerlegt hat, eine allbekannte und unbeſtrittne Sache. Dieſe Hälfte der bürgerlichen Dichtung war alſo mehr ein bloßes Erbe der Vergangenheit, als daß ſie die Gegenwart lebendig repräſentirte. Die wahre Dichtung der Zeit dagegen haben wir auf der andern Seite der bürgerlichen Poeſie zu ſuchen; im Schwank, dieſer naiven Darſtellung der Weltlichkeit, und dem ſatiriſch didaktiſchen Gedicht, welches, aus dem Standpunkt der Reflexion, gleichfalls den Weltlauf, wie er iſt, zum Inhalt hat. Hier auf dieſem Felde des gemeinen Lebens, auf das zum Theil auch ſchon die höfiſche Poeſie, ſowohl in Nithart und Aehnlichen (ſ. Gervinus, I, 311 und II, 329) als im Allgemeinen in der didaktiſchen Richtung hingelenkt hatte, welcher auch ſie ſich ergab, waren die bürgerlichen Dichter zu Hauſe. Dieſe kleinen beſchränkten Aufgaben der nächſten Wirklichkeit, dieſes Spiegelbild des gemeinen Weltlaufs mit ſeinen drolligen Zufälligkeiten, ſeinen Irrungen und Thorheiten, dieſe Schelmen- und Ehebruchsgeſchichten, dieſe Verſpottungen der Pfaffen, die ſich in Alles miſchen, und der armen, hungrigen

Landsknechte, der letzten, traurigsten Karrikatur der Ritter — das war ein Stoff, zu dem die bescheidenen Talente und Tugenden, welche die gewerbliche Thätigkeit der bürgerlichen Dichter in ihnen entwickeln mußte, eben ausreichend waren. Hier fanden der scharfe kaufmännische Blick, der auch das Kleine durchmustert; die schlaue Sicherheit, die, gleichsam von dem Söller ihres Besitzthums aus, sich den Weltlauf nur zum ergötzlichen Schauspiel dienen läßt und mit gutmüthiger Schadenfreude auf seine wunden Stellen lauert; die bürgerliche Theilnahme für die kleinen häuslichen Zustände; die satte Behaglichkeit, die beim Kruge Wein nach der Arbeit auch etwas Derbes zu lachen haben will — und ebensosehr auf der andern Seite der ernste nüchterne Sinn, die feste, in sich selbst beruhende Gesinnung, die sittliche Tüchtigkeit der Bürger: Alles fand hier eine reiche Befriedigung und einen geeigneten Spielraum, sich poetisch darzustellen.

Weniger freundlich wird das Gemälde dieser bürgerlichen Welt und ihrer Dichtung, wenn wir ihr Verhältniß zur Politik und den Ereignissen der Geschichte ins Auge fassen. Dabei sind zuvörderst hauptsächlich zwei Punkte zu beachten.

Zuerst die Stellung der Städte zum Reich und solchergestalt zur Gesammtheit der deutschen Geschichte. Es ist die Stellung eines egoistischen Particularismus. Erst auf den Trümmern des Reichs hatten die Städte ihre Macht gegründet; sie ließen das Ganze zerfallen, um sich, die Einzelnen, deste leichter emporzubringen. Reichsstädte nannten sie sich: aber nur darum, möchte man glauben, hatten sie unmittelbar das Reich zu ihrem Herrn gemacht, weil sie wußten, daß sie an ihm, dem hinfälligen, kraftlosen Greise, gar keinen Herren hatten. Und so berührten die Schicksale, welche das Reich und überhaupt das

gemeinſame Vaterland betrafen, die Städte wenig. Sie bildeten ebenſoviel Staaten im Staate; jede von ihnen hatte ihre eignen Intereſſen, ihre eignen Beſtrebungen und ihre eigne Politik. Auch jenen Bündniſſen und Verbrüderungen, welche ſie untereinander ſchloſſen, lag einzig der Zweck zu Grunde, dieſen Particularismus zu befeſtigen und zu erleichtern. Es war das Extrem der Weltlichkeit, die, von aller Idee verlaſſen, von keinem großartigen idealen Gedanken bewegt, nur allein ſich ſelber weiß, will und hat. Wie dieſe iſolirte ſelbſtſüchtige Stellung der Städte auf die politiſche Geſinnung der Bürgerſchaft einwirken mußte, iſt klar genug; haben wir doch noch heut zu Tage mit dem unſeligen Nachlaß jener Zeit zu kämpfen und wird es dem Deutſchen doch noch heut ſo unendlich ſchwer, über die angeſtammte, angeerbte egoiſtiſche Spießbürgerlichkeit ſich zu erheben.

Wie nun die Städte ſelbſt zur Geſammtheit des Staates, ſo zweitens hatten auch die Kreiſe der Bürgerſchaft unter ſich eine völlig abgeſonderte, particulare Stellung. Wir meinen das Innungs- und Gildeweſen. Doch nehmen wir billig Anſtand, hier näher in dieſen Gegenſtand einzugehen, weil ja, wie verlautet, die Politiker unſrer Gegenwart zum Theil ſehr lebhaft an der Wiederherſtellung dieſes mittelalterlichen Inſtituts arbeiten und wir alſo in die Gefahr kommen würden, mit einem Urtheil über die verrotteten Einrichtungen des vierzehnten Jahrhunderts zugleich die neueſte Staatsweisheit unſers neunzehnten zu richten. So viel iſt gewiß: will man das Volk auf eine ſichere und einſchmeichelnde Weiſe in ſeiner jetzigen politiſchen Theilnahmloſigkeit bewahren, will man es abhalten, jemals für das große Ganze des Staats ein Intereſſe zu faſſen, (und allerdings iſt das gefährlich, da aus der Theilnahme für den Staat auch

bald eine Theilnahme am Staat hervorgehn würde), ſo kann man freilich nichts Beſſeres thun, als daß man jeder Provinz, jedem Stande, jedem Gewerbe gleichſam ſein eigenes kleines Schneckenhäuschen baut, lauter kleine Staaten im Staate, einen Trichter, wie Dante's Hölle, von immer engern, immer kleinern, kreisförmig in ſich abgeſchloſſenen Intereſſen, auf deſſen unterſtem Grunde die Selbſtſucht ſitzt und aus dem kein Blick hinaufreicht in das Paradies der politiſchen Macht. Divide et impera. Man halte nur Jeden auf ſeinem Miſt und bilde ihm ein, der ſei die Welt; man laſſe die politiſche Kraft des Bürgers ſich nur ſelbſt aufreiben und verzehren in der erbärmlichen Tretmühle der Standes- und Innungsintereſſen; man theile nur wacker Privilegien aus und bekämpfe die Freiheit durch die Freiheiten: ſo wird es mit Volkseinheit und Conſtitution und Kammern und allen den andern politiſchen Neuerungen nichts zu ſagen haben. —

Dieſe Gleichgiltigkeit gegen das Allgemeine, zu der jetzt die Einſicht und der gute, unbedenklich gute Wille unſrer Staatsmänner uns wieder zurückgewöhnen will, brachte damals die Entwicklung des Mittelalters, als eine nothwendige, unvollkommene Form ihrer ſelbſt, von ſelbſt mit ſich. Wie die Idee des Staats in der Idee der Stadt untergegangen war, ſo wieder war der Begriff der Stadt unter die Geſichtspunkte der Gilden und Innungen zerſplittert. Dies war damals die einzig mögliche und erlaubte Form aller Exiſtenz. Auch die Poeſie mußte ſich ihr anbequemen. Beinahe ausſchließlich von Handwerkern geübt, war ſie ſelbſt, in den Stuben der Meiſterſänger, zum Handwerk geworden, und trat auch äußerlich als ein ſolches auf. Sie hatte ihre Meiſter und Geſellen, ihre Innungsrechte und Gebräuche, ſo gut wie das löbliche Gewerk der Schuſter oder

Schneider; worüber man die kurze und übersichtliche Darstellung bei Koberstein, 253—256 und Rosenkranz, a. a. O. 501—503 vergleiche. Auch was Jördens im Artikel Meistersänger (III, 504—515) über diesen Punkt zusammengestellt hat, ist noch jetzt lehrreich und brauchbar; nur hüte man sich übrigens, diesem Artikel noch zu trauen, der, wie alles Frühere, durch das Grimmsche Buch vollständig antiquirt ist. Ueber die Stellung und Bedeutung des Meistergesangs im Allgemeinen s. Gervinus II, 259—286.

Nun vergegenwärtige man sich diese Perspective. Die Städte losgetrennt vom Staat, ohne Theilnahme für die gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes, eingenistet und eingesponnen in egoistische, kleinliche Interessen; innerhalb der Städte die Bürgerschaft in Gilden, gleichfalls isolirt; die Mitglieder dieser Gilden, die also von der Gesammtheit der politischen Zustände (so zu sagen) schon im zweiten Grade entfernt sind, als Meistersänger zu einer neuen Gilde zusammentretend, die nicht einmal, wie die übrigen Innungen der Handwerker, unmittelbar ein wirkliches Element des bürgerlichen Lebens in sich trägt und auf dem Boden des praktischen Bedürfnisses beruht, sondern nur die Form, die bloße Abstraction einer Gilde ist: und man wird selbst abmessen können, welch Tröpfchen politischer Gesinnung durch die wiederholten Dornhecken dieses städtischen Gradirwerks hindurchsickern konnte, und wieviel, zwischen den reichsstädtischen Gäßchen und Erkern und Giebeln hindurch, von dem freien Himmel der Geschichte in den Singeschulen sichtbar ward.

So erklärt es sich hinlänglich, warum keine von den beiden Richtungen, welche wir vorhin in der bürgerlichen Poesie unterschieden haben, sich zum politischen Gedicht entwickelt hat. Von der einen, dem eigentlichen Meistergesang, als der unmit-

telbaren Uebertragung des Minnegesangs, stand das nach dem, was wir schon aus der ritterlichen Zeit über eine politische Befähigung desselben wissen, überhaupt nicht zu erwarten. Schon damals, wo er, in den Händen der Ritter, noch wirklich lebendig war, hatte der Minnegesang, wie wir wissen, kaum eine andere Beziehung zur Politik gehabt, als diejenige, welche aus der persönlichen Stellung der Ritter zu den persönlichen Vertretern der Politik, den Fürsten, floß: und wir haben gesehen, wie zweideutig diese Stellung, wie locker und inhaltlos diese Beziehung war. Jetzt, wo die Dichtung an einen andern Stand übergegangen war, hörte natürlich diese persönliche Beziehung auf. Zwar versuchten, bis zur förmlichen und allgemeinen Consolidirung des Meistergesangs in Schulen, das heißt bis gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, auch einzelne bürgerliche Dichter noch, die fahrende Lebensweise der ritterlichen Sänger nachzuahmen und sich, wie sie, von der Gunst der Höfe zu ernähren, was denn, unter ähnlichen Verhältnissen, eine ähnliche Poesie persönlicher Lob- und Strafgedichte, Klagen über die Unmildigkeit der Fürsten und dergleichen hervorrief, wie in der ritterlichen Zeit. Vgl. besonders über Michel Behaim die ausführliche Darstellung bei Gervinus II, 210 fgg. Aber theils stehen solche Beispiele immer nur vereinzelt und sind mehr als Nachklänge der Vergangenheit, denn als berechtigte Erscheinungen der Gegenwart aufzufassen; theils aber und hauptsächlich hat diese ganze Richtung mit der eigentlichen Geschichte nichts zu thun. Das wird am Sichtbarsten in der Art und Weise, in der sie endlich verläuft: nämlich in den Wappendichtern, Pritschmeistern und Spruchsprechern, denen allen dies Moment gemeinsam ist, daß sie die Poesie, und durch sie

ihre eigene Perſon, in ein unmittelbares perſönliches Verhältniß, ein Verhältniß der Dienſtbarkeit und des weltlichen Vortheils, zu den Großen und Mächtigen ſetzen wollen, alſo nach der Reihe zu Fürſten, Rittern, Corporationen und einzelnen reichen Bürgern. — Der wahre Meiſterſänger dagegen ſaß am eignen Herd, wo er ſich von ſeiner Hände Arbeit nährte; er brauchte die Gunſt der Fürſten nicht: und alſo fielen alle Beziehungen, die ſich in der ritterlichen Dichtung auf dieſem Verhältniß aufgebaut hatten, hier hinweg. Neue Beziehungen zur Politik aber konnten die Meiſterſänger, in ihrer ſiebenfachen gildenmäßigen Einſchachtelung, nicht anknüpfen.

Auch wäre für dergleichen neue Beziehungen ohne Frage der Meiſtergeſang das unbrauchbarſte Organ geweſen. Wir haben bereits bemerkt, daß er nur ein todtes Erbtheil, die verknöcherte Hülſe des Minneliedes war. Sein ganzes Beſtreben ging daher auf die Aeußerlichkeit der Form. Die Form aber, die mit Beſeitigung des Inhalts nur ſich ſelbſt ſucht und will, geht eben in dieſem einſeitigen Streben ſich ſelbſt verloren: denn nur der Geiſt iſt es, der Formen ſchaffen und erhalten kann. So war auch der Meiſtergeſang vor lauter Form formlos geworden. Man ſehe nur z. B. die Probe an, welche Gervinus von der „hohen goldnen Weiſe“ des Michel Behaim giebt: II, 277. Note 328. Uns erſcheint das jetzt unſäglich geſchmacklos: und doch mochte dieſe „hohe goldne“ Weiſe unter den übrigen „Schwarzdinten-, Strohhalm-, kurze Affen-, abgeſchiedene Vielfraß-, Kälber-, wohlriechende Majorans-, heiße Thränen-, harte Tritt-, verſchalkte Fuchs-, Apollos Harfen-, ſtarke Straußen-, Zimmtröhren- und andern Weiſen (ſ. Roſenkranz a. a. O. 505.) gewiß keinen kleinen Rang einnehmen. Wie hätte der lebendige Inhalt der Geſchichte

ſich dieſen todten barbariſchen Formen anſchmiegen können? Da war nur ein Inhalt brauchbar, der für ſich gar keinen Anſpruch machte. Man hörte dieſe Geſänge ja nur der Form wegen, jeder an ſich bedeutſame Inhalt hätte das Intereſſe getheilt und dadurch das Weſen des Meiſtergeſangs, als der auf ſich ſelbſt capricirten Form, zerſtört. Die wackern Meiſter wußten daher ſehr wohl, was ſie thaten, indem ſie die Geſchichte ſeitwärts liegen ließen und nur allgemein bekannte, leidenſchaftloſe Stoffe, die bibliſchen Hiſtorien, die Dogmen der kirchlichen Scholaſtik, kurzum: Stoffe, die keinem Menſchen das Blut zum Herzen treiben, als ein weiches, geduldiges Erz unter das künſtliche Hämmerwerk ihrer Melodieen brachten.

Ehe möchte man glauben, daß es dem Schwank und namentlich dem ſatiriſchen Gedicht, als der eigentlichen und entſprechenden Dichtung jener Zeit, möglich geworden, einen Uebergang zur politiſchen Poeſie zu finden. Allein wir haben ſchon oben die enge Sphäre bezeichnet, in welcher auch dieſe Dichtung ſich bewegt und in der ſie freilich ein treues Spiegelbild des Lebens, aber eben darum auch ebenſo beſchränkt war, wie dieſes Leben ſelbſt. Zwar greift der Satiriker mitunter auch in etwas höher gelegene Kreiſe über, er verſteigt ſich auch wohl bis zu Fürſten und Königen und läßt, in ſeiner Muſterung der Stände, auch dieſe höchſten an ſich vorübergehen. Allein mit der Politik hat er darum noch nichts zu thun; ſein Standpunkt bleibt immer nur derjenige der moraliſchen Reflexion. Nicht die Thaten, ſondern die Sitten der Großen muſtert er und auch dieſe in einer beſcheidnen Allgemeinheit, indem er nirgend an beſtimmte Perſonen anknüpft, ſondern nur überhaupt von der Laſt des königlichen Amtes, den Gefahren und Untugenden des Hoflebens und ähnlichen Gegenſtänden moraliſcher Betrachtung ſpricht.

Intereſſant iſt in dieſer Hinſicht auch die Stelle, welche jetzt, ſowohl im Schwank, als im ſatiriſchen Gedicht, die Geiſtlichkeit einnimmt. Jener politiſche Geſichtspunkt, aus dem z. B. Walter von der Vogelweide das Zerwürfniß der weltlichen und geiſtlichen Macht und die ſittliche Verderbniß des Klerus betrachtet hatte, iſt den bürgerlichen Dichtern gänzlich verloren gegangen. Dieſe großartigen Beziehungen liegen für ſie zu tief, ſie faſſen auch hier nur das Nahe und Nächſte auf: nur die unmittelbare Stellung des Geiſtlichen zur Geſellſchaft, die ſchlechten Sitten, die Habſucht und Lüſternheit der Pfaffen, wie ſie hier einmal geprellt und dort beſchämt werden und wie ſie nichts als Unheil und Verwirrung anrichten — darüber klagen, darüber ſpotten ſie. Aber im Ganzen ſpotten ſie mehr, als ſie klagen. Denn wenn die hiſtoriſchen Conflicte, welche Walter von der Vogelweide mit politiſchem Blick auffaßte, mit Recht ſeine Furcht und ſeinen Zorn erweckten, ſo ſehen dieſe dagegen nur die ſittlich-geſellſchaftlichen. Das Pathos iſt dem Humor gewichen: die Geiſtlichen ſind mehr lächerlich als furchtbar, kein Gegenſtand mehr der Ode, ſondern nur noch der Satire.

Wenn wir nun (wie wir doch wohl müſſen, ſo ſehr auch die Erfahrung unſrer Tage, unſre Geſchichte und unſre Politik uns darin widerſpricht) nur ſolche Ereigniſſe, durch welche die Entwicklung eines ganzen Volkes vorwärts rückt, geſchichtliche Ereigniſſe — und ebenſo nur die Verhältniſſe, in denen wirklich hiſtoriſche Mächte zu einander ſtehen, politiſche Verhältniſſe nennen und demgemäß nur eine Poeſie, welche ſich dieſer Stoffe bemächtigt, mit dem Namen hiſtoriſcher oder gar politiſcher Poeſie bezeichnen dürfen; ſo iſt in der bürgerlichen Dichtung allerdings keine Spur von politiſcher Poeſie zu finden. Aber auch die Fröſche und Mäuſe

haben Krieg geführt: und auch dieſe Kriege haben ihren Homer gefunden. So haben in jenem Zeitalter auch die deutſchen Städte, trotz ihrer iſolirten und zurückgezogenen Stellung, eine Art von Geſchichte; auch in ihren engen, abgeſchloſſenen Kreiſen kommt es zu einzelnen Conflicten, und der Nachhall ſolcher „Ereigniſſe" bringt mitunter auch bis in die Stuben der Meiſterſänger. Zwar an die lombardiſchen Städte und einen Dichter, wie Dante, dürfen wir dabei nicht denken. Ihren bürgerlichen Fehden lag der große Kampf ihrer Zeit überhaupt zu Grunde; in Deutſchland, in den abgeſperrten Kreiſen unſrer Städte, gehen die Sachen viel einfacher vor ſich. Eine Feuersbrunſt, ein hochmüthiger Bürgermeiſter, ein verrannter Paß, ein Raubritter, dem man endlich an den Hals gekommen, ein armer Jude, der kleine Kinder gemordet oder die Brunnen vergiftet haben ſoll, ja wenn es hochkommt, Krieg und Fehde mit einer eiferſüchtigen Nachbarſtadt oder irgend einem Fürſten, dem es nach dem Fett der reichen Bürgerſchaft gelüſtet — ſiehe da die Weltgeſchichte unſrer Städte und die hiſtoriſch-politiſchen Stoffe ihrer Meiſterſänger! — Doch wollen wir unſern Städten damit nichts Böſes nachgeſagt haben. Welchen Grund hätten wir auch, uns über ihren Begriff von Ereigniß und Geſchichte zu erheben — wir, bei denen die Kehlfertigkeit einer Sängerin ein Ereigniß hieß, denen (ſo ſagt man) die Beine einer Tänzerin Weltgeſchichte vorgetanzt haben und bei denen neuerdings „die Aufführung der Antigone in die Reihe der Ereigniſſe tritt?" *)

*) Dies Letztere hat ein Berliner Hiſteriker, Dichter und Philoſoph geſchrieben: ſ. Fr. Förſters Vorr. zu dem von ihm herausgegebenen Büchlein: Ueber die Aufführung der Antigone u. ſ. w. Und ge-

Allein auch dies Minimum hiſtoriſch-politiſcher Poeſie hat die bürgerliche Dichtung wohl nicht ganz aus ſich ſelbſt hervorgebracht. So ſehr die Meiſterſänger, im ſtolzen Bewußtſein ihrer Gildemäßigkeit, den Volksgeſang, „die ſchändlichen Gaſſenlieder" verachteten (Gervinus II, 264 Note 387), ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß auch der Meiſtergeſang ſich dem Einfluß des Volksgeſanges nicht völlig hat entziehen können, am Wenigſten im hiſtoriſchen Gedicht. Denn dies gerade war der Ausgangspunkt des wieder erwachten Volksgeſanges; von hier aus breitete die muntre Lerche des Volksliedes ihre Schwingen — kein Wunder, daß ſie die Meiſterdichtung in ihrem engen Käfigt überflog.

Wir haben hier alſo einige Augenblicke bei der Regeneration des Volksliedes zu verweilen. —

Zuvörderſt aber wollen wir hier noch die Erwähnung desjenigen Gedichts einſchieben, welches unſre ſo eben geäußerte Meinung von der politiſchen Unzulänglichkeit der bürgerlichen Dichtung und ihrer Unfähigkeit, die Geſchichte anders als nur in lokaler Beſchränktheit und in kleinen, unerheblichen Bruchſtücken aufzufaſſen, anſcheinend widerlegt. Es iſt dies der Theuerdank, über den ſich von Alters her und wohl gar bis auf die neueſte Zeit viel lobpreiſende Traditionen erhalten haben.

---

wiß mit Recht. Nur das iſt bedenklich, daß er hinzuſetzt: bei uns. Hat das die Beſcheidenheit, der Patriotismus oder — der Schalk hinzugeſetzt?

Ein Kaiſer, wie Maximilian der Erſte, der letzte Ritter, tapfer, klug, gebildet, ſcheint freilich würdig, der Inhalt eines Gedichts zu ſein. Ein ſolches kaiſerliches Leben, ſollte man glauben, müßte doch wohl immer ein tüchtiges Stück wirklicher Geſchichte enthalten: und daher auch die Dichtung, welche dies Leben verherrlicht, wird der Athem der Geſchichte durchwehen müſſen. Aber näher angeſehen, ſteht das Ding ganz anders und (um es ehrlich zu ſagen) ziemlich kläglich. Maximilians Leben iſt reicher an Entwürfen, als an Begebenheiten; es iſt mehr Thatluſt, als That. Der ritterliche Kaiſer ſelbſt (Gervinus nennt ihn den „klein-großen"), bei allem Nimbus, mit dem die neuere Romantik ihn umwoben hat, war im Grunde nur wenig an ſeinem Platz, wie er das ja ſelbſt, in dem bekannten Witzwort von ſich und Papſt Julius, naiv genug ausgeſprochen hat. Er wußte ſelbſt den politiſchen Kern ſeiner Stellung nicht auszubeuten: und ſo ſind denn auch die Ereigniſſe, die er durch ſeinen getreuen Melchior Pfinzing im Theuerdank aufſchreiben ließ, Alles in der Welt, nur keine politiſche. Es ſind lauter Privatbegebenheiten: Hochzeitsgeſchichten, Jagdabentheuer und kleine perſönliche Bedrängniſſe, in die der gute Kaiſer durch Unfall, Argliſt und Neid, die allegoriſchen Träger des Gedichts, verwickelt wird. Das Alles wird kapitelweiſe, Eins nach dem Andern erzählt; von einer hiſtoriſchen Idee, welche dieſe einzelnen Abentheuer zuſammenhielte, einem politiſchen Pathos, das ſie belebte, iſt gar keine Rede. Für den alten Kaiſer mag das recht erfreulich geweſen ſein, die kleinen Abentheuer ſeiner Jugend, wie er ſich hier einmal auf der Jagd verirrte, wie ihm dort einmal das Roß unter dem Leibe getödtet ward und wie man ihm die Braut, die reiche Maria von Burgund, nicht laſſen wollte —

es mag, ſagen wir, ihm recht erfreulich geweſen ſein, dieſe kleine Geſchichte ſeines Lebens in guten Meiſterſängerreimen, prächtig gedruckt, mit ſchönen Holzſchnitten vor ſich zu ſehen, und man mag es loben, daß er, der der deutſchen Geſchichte keine Thaten geben konnte, doch wenigſtens der Literatur ein Buch ſchenken wollte. Aber unerheblich bleibt dies Buch darum doch und iſt durch die Art, wie es die Geſchichte in lauter kleine perſönliche Abentheuer zerlegt, vielmehr eine Beſtätigung, als eine Widerlegung unſrer Anſicht. Vgl. Gervinus II, 421 fgg. und die neue, ſehr tüchtige Ausgabe des Gedichtes ſelbſt, von K. Haltaus, 1836. — Daſſelbe was hier vom Theuerdank geſagt iſt, gilt auch vom Weißkunig, einem zweiten Gedichte, in welchem Maximilian gleichfalls ſein und ſeines Vaters, Friedrichs des Dritten, Leben verherrlichen ließ: ſ. Gervinus, a. a. O. und Koberſtein, p. 328 in der Note.

Vielleicht endlich erwartet man hier auch den Reineke Fuchs erwähnt zu finden, indem die Erneuerung und namentlich die moraliſch-politiſche Umdeutung, welche die uralte deutſche Thierſage in dieſer Zeit erfuhr (der niederdeutſche Reineke, dies Vorbild des ſpäteren Bearbeiters, mag dieſer nun Baumann oder Heinrich von Alkmar geweſen ſein, erſchien zuerſt 1498. Vgl. Jakob Grimm's Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Reinhart Fuchs, 1834, und Gervinus I, 102 fgg. 443 fgg.) allerdings mit dem ganzen Charakter dieſer Epoche aufs Genaueſte zuſammenhängt. Allein theils halten dieſe Erneuerungen ausſchließlich den allgemeinen moraliſchen Geſichtspunkt feſt, theils, wo ſie, verſteckter Weiſe, auf poſitive Verhältniſſe eingehen, ſind dieſe Verhältniſſe wiederum ſo eng und klein, bloße Hofgeſchichten ſtatt Geſchichte, ſo daß Alles, was wir oben

über die politiſche Beſchränktheit der bürgerlichen Dichtung überhaupt geſagt haben, auch vom Reineke Fuchs gilt und es daher einer beſondern Erwähnung dieſes Gedichts hier wohl nicht mehr bedarf. Vgl. Gervinus II, 402 – 410.

Wir haben im Früheren das deutſche Volkslied da verlaſſen, wo es, von den Geiſtlichen theils verfolgt und theils, als ein Stoff der Kunſtdichtung, an ſich geriſſen, jedenfalls wider den Einfluß der Geiſtlichen ſich nicht behaupten konnte. Aber wir bemerkten auch ſchon da, daß es, wenngleich in ein unſcheinbares Dunkel zurückgetreten und dem Auge des Geſchichtsforſchers entzogen, darum doch keineswegs aufgehört hatte zu exiſtiren. Nur dies unſichtbare Daſein an den Tag zu legen und ſich ſelbſtändig, als ein eigenes Element der Dichtung auszuweiſen, dazu war in der ganzen literariſchen Entwicklung dieſes Zeitalters der Volksdichtung kein Raum gegeben. Denn wie wir geſehen haben, ſo hatte, bedingt durch die Selbſtbewegung des Geiſtes und analog unſrer politiſchen Entfaltung, auch dieſe literariſche Entwicklung die Stadien der Geiſtlichkeit, der Ritter und der Bürger zu durchlaufen. Was außerhalb dieſer Kreiſe fiel, das war für die Geſchichte jenes Zeitalters ſo wenig in der Politik, wie in der Literatur vorhanden und konnte daher weder in der einen, noch in der andern zu einer ſelbſtändigen Offenbarung ſeines Daſeins gelangen. So wenig daher im Mittelalter der Begriff des Volkes, als eines ganzen, unzertheilten, in Stände und ähnliche fixe Unterſcheidungen nicht zerſplitterten, ſo wenig exiſtirt auch eine ſelbſtändige Volksdich-

tung; ſondern was von derartigen Elementen vorhanden iſt, bleibt entweder, eine Saat der Zukunft, im Verborgenen oder es ſchmiegt ſich der Kunſtdichtung dienſtbar an.

Nun aber haben wir auch geſehen, wie mit der einſeitigen Anerkennung der Weltlichkeit, mit dem Principat des Pfahlbürgerthums und der abſtracten Aeußerlichkeit des Meiſtergeſanges, dieſe bisherige Entwicklnng des Mittelalters ſich in ſich ſelbſt vollendet und dadurch zu ihrem Abſchluß und ihrer Berichtigung gelangt. Denn nicht weniger fruchtbar und weiſe, als die Natur, iſt die Geſchichte. Wie jene zu jedem Gift auch das Gegengift hat wachſen laſſen, ſo heilt auch die Geſchichte jedes Aeußerſte durch ſeinen Gegenſatz, in den es gerade dann umſchlägt, wenn es, auf dem Gipfel ſeiner Entwicklung, ſcheinbar am Mächtigſten iſt. Das iſt ſo nicht bloß in der Literaturgeſchichte, ſondern auch anderwärts iſt es ſo: und anderwärts noch deutlicher. Allein man will es nicht ſehen oder kann es nicht, weil Könige, wie Bettler, ihr Schickſal vollenden müſſen.

Auch die Erneuerung des Volksgeſanges iſt aus dieſem urewigen und allgemeinen Geſetz des Gegenſatzes hervorgegangen. Die Poeſie, noch eben das abgegrenzte Beſitzthum geſchloſſener Körperſchaften, ſchlägt plötzlich um und wird, im Volkslied, das freie Eigenthum einer ganzen großen Nation. Aus der ängſtlichen Umzäunung der Singeſtuben, „aus Handwerks- und Gewerbes Banden", wird ſie mitten hinein in das friſche Gewühl der Welt, unter den freien Himmel des Lebens entrückt; gegen die ſtarre Aeußerlichkeit des Meiſtergeſangs regirt die Innerlichkeit des Volksliedes, gegen die verknöcherte inhaltloſe Form das lebendige Pathos des Gemüths.

Denn dies iſt der eigentliche Charakter aller Volksdichtung und dasjenige, wodurch dieſelbe bei aller Wechſelwirkung, die nach Form und Stoff zwiſchen beiden ſtattfindet, ſich ins Beſondere von der Poeſie der Meiſterſänger grundſätzlich unterſcheidet: dies nämlich, daß die Volksdichtung, als ein Urſprüngliches, Vorausſetzungsloſes, unmittelbar aus dem Gemüth, dem Born aller Dichtung, quillt und nur dies, das innerlichſt bewegte, in Luſt aufjauchzende, in Schmerz aufſeufzende, immer friſche, immer lebendige Gemüth, ſonſt nichts, zu ſeinem Urſprung und ſeinem Echo hat. Damit iſt auch formal eine ganz neue Geſtaltung der Poeſie gegeben.

Die Form, die beim Meiſtergeſang Alles, der ganze Mittelpunkt der dichteriſchen Beſtrebung, der Maßſtab des Werthes und der Wirkung war, iſt, als ein Aeußerliches, im Volksliede nichts. So unabänderlich und ſtarr, wie ſie im Meiſtergeſange war, ſo weich und flüſſig iſt ſie hier. Wie ſie dort nach einer vorgeſchriebenen Norm, unter der richterlichen Wachſamkeit der Merker, aus der Reflexion des Verſtandes hervorging, ſo tritt ſie hier ſogar nicht ganz aus der Innerlichkeit heraus, ſie ſucht und liebt das Anonyme, Ungewiſſe, Schwebende, ſie bleibt, ſo zu ſagen, ſelbſt ein Stück Gemüth, das heißt: ſie iſt nur Muſik, und zwar nicht eine angelernte, vorgeſchriebene, ſondern jene Muſik, die mit friſcheſter Gewalt, wie ein Quell aus Felſen, unwiderſtehlich und unbewußt aus dem bewegten Herzen quillt. Hierin alſo hat das Volkslied zugleich ſeine Macht und ſeine Schwäche, ſeinen Vorzug und ſeinen Mangel: jenen, wenn wir es mit dem Meiſtergeſang vergleichen, dieſen, wenn wir den Maßſtab von dem nehmen, was die Kunſt ſein ſoll und in ihrer vollen Entwicklung wirklich iſt. Die Form nämlich aller Kunſt,

als der Verkörperung, der Verdichtung des Abſoluten im Sinnlich Schönen, ſoll plaſtiſch ſein, nicht bloß, wie die ſchwebende Form des Volksliedes, muſikaliſch — oder wenn auch muſikaliſch, ſo ſoll ſie doch ſtets eine klingende Säule, eine wiederhallende Wölbung ſein, die uns zugleich durch ihre ſichtbare Schönheit erheitert und erhebt. Hierzu iſt im Volksliede erſt der Anſatz. Die todte Maſſe der meiſterlichen Dichtung iſt erſt in Fluß gerathen, aber noch nicht wieder gebildet und geformt; mit Einem Worte: die Volksdichtung iſt zwar poetiſch, aber ſie iſt noch nicht Poeſie. Dies zu vollenden, gleichſam die poetiſchen Dämmerungen der Volksdichtung in den heitern Tag der Kunſtſchönheit zu verklären, das iſt die große Aufgabe unſrer modernen Poeſie, die weſentlich nichts Anderes iſt, als die zur Schönheit wiedergeborene — und zwar ſpeciell durch die antike, als die ewige Meiſterin der Form, die Mutter der Schönheit, wiedergeborene Volksdichtung.

Wir ſind hier alſo wieder bei einer Urzeit angelangt, bei einem Chaos gleichſam, aus dem, wie aus dem Durcheinander der früheſten heidniſchen Zeit das Mittelalter, ebenſo jetzt unſer modernes Leben ſich entwickeln ſoll. Es iſt von Wichtigkeit, dies hervorzuheben. Denn ſo ſehen wir nun in dem Wiedereintritt der Volkspoeſie eine Prophezeiung und Parallele deſſen, was politiſch, in der Wirklichkeit der Geſchichte, im Zeitalter der Reformation geſchieht. Wie das Volkslied am Ende der mittelalterlichen Dichtung, ſo die Reformation am Ende des mittelalterlichen Lebens. Wie mit dem Volkslied die Entwicklung der Poeſie innerhalb gewiſſer Stände aufhört, ſo brechen in der gewaltigen Bewegung der Reformation auch die bisherigen

ſiren Unterſchiede der Stände zuſammen. Wie dort das Volk, im Ganzen und als ſolches, in die Literatur, ſo tritt es hier in die Geſchichte ein. Wie jene der Fond unſrer modernen Dichtung, ſo iſt dieſe der Inhalt und Quell unſers modernen Lebens. Aber wie das Volkslied formlos bleibt, ſo bleiben es auch die politiſchen Anregungen der Reformation. Und wie wir es als die Aufgabe unſrer Poeſie erkannt haben, die Elemente der Volksdichtung innerhalb der ſchönen Form wiederzugebären, ſo iſt es auch die Aufgabe unſrer modernen Geſchichte, die politiſchen Anregungen der Reformation in der Wirklichkeit des Staates zu vollenden und in ſelbſtbewußten, darum lebendigen Formen zu fixiren. Ein Ziel endlich iſt beiden Entwicklungen gegeben: das Leben weiſt auf die politiſche Freiheit — und die Poeſie auf das politiſche Gedicht. Wir könnten dieſe Parallele noch weiter fortſetzen; wir könnten ſie namentlich auch auf den Inhalt Beider beziehen und der Innerlichkeit des Volksgeſangs die religiöſe Innerlichkeit der Reformation, der Reaction des Volksgeſangs gegen die hohle Aeußerlichkeit der Meiſterſängerei die Reaction der Reformation gegen die hohle Aeußerlichkeit und die abgelebten Formen der Kirche gegenüberſtellen. Doch mögen wir um ſo eher darauf verzichten, dieſe und ähnliche Seiten unſers Gegenſtandes hier näher zu beleuchten, als wir bereits an einem andern Orte (in dem Verſuch über den Göttinger Dichterbund, in der Einleitung pag. 8. 9. und 23—27.) unſere Anſicht darüber ausgeſprochen haben, und erlauben wir uns hier, unſere Leſer darauf zu verweiſen. — Wem es hauptſächlich um das Hiſtoriſche des Volksliedes zu thun iſt, der darf ſich vor Allem Soltau's Vorrede zu ſeiner mehrfach erwähnten Sammlung, dieſem ſchwer zu

erreichenden Muſter aller künftigen ähnlichen Unternehmungen, nicht entgehen laſſen.

In dem nun was wir ſo eben über die gemüthliche Baſis der Volksdichtung erinnert haben, liegt auch ſchon der Fortſchritt angedeutet, den nothwendig die politiſche Dichtung überhaupt dadurch machte, daß das Volkslied, die Poeſie alſo des lebendigen Gemüths, an die Spitze unſrer literariſchen Entwicklung trat. Es iſt der Fortſchritt vom lokalen zum hiſtoriſchen und ferner vom bloß hiſtoriſchen zum politiſchen Gedicht: zu einem Gedicht, das unmittelbaren und perſönlichen Antheil an den Begebenheiten der Geſchichte nimmt, das den Strom der Ereigniſſe nicht bloß an ſich vorüberrauſchen läßt und zu ihm ſpricht: mach' mich nicht naß! ſondern das ſich friſchen Muths in die Mitte der Wellen ſtürzt und, von ihnen getragen, alle Schwankungen der Geſchichte, als eben ſo viele Pulsſchläge des eigenen Herzens fühlt. So ſtehen auch die Dichter des Volksgeſanges ſelbſt unmittelbar im Leben. Denn die Vorausſehung der Tradition kennt das Volkslied nicht: was ſie nicht ſelbſt erlebt haben, ſeien es Schlachten oder Liebesgeſchichten, davon wiſſen die Volksſänger auch nichts zu ſagen, nur der lebendige Augenblick iſt ihre Muſe.

Wie nun aber dieſe Dichtung aus dem Gemüthe ſtammt, ſo will ſie auch auf das Gemüth wirken: und ferner, wie ſie aus dem Volke ſelbſt hervorgeht, ſo will ſie auch zum Volke ſprechen, das enge, kleine Publikum der Singeſchulen genügt ihr nicht, in alle Welt wollen dieſe fliegenden Blätter flattern

und die Herzen eines ganzen Volks entzünden. Damit iſt nun nothwendig gegeben, daß das Volkslied ſich entſchieden ſolcher Stoffe zu bemächtigen ſucht, die ſchon an ſich im Stande ſind, dieſe allgemeine Wirkung in der That hervorzubringen. Darum nach der ideellen Seite hin ergreift das Volkslied hauptſächlich die allgemein menſchlichen Zuſtände der Liebe, als der univerſalſten Leidenſchaft, und jene Situationen des Abſchieds, der Trennung, des Wiederſehens, die nie veralten, die heut wie geſtern im Leben jedes Einzelnen wiederkehren und ſtets, eben weil ſie etwas ſo Uraltes und Allgemeines ſind, jeden Einzelnen zu Theilnahme und Mitgefühl erregen. Und ebenſo nach der andern Seite hin, wird auch das hiſtoriſche Lied allmälig über die beſchränkte Sphäre jener bürgerlichen Stadtgeſchichten, über die Raubritterfehden, die Bürgermeiſterwahlen und Anderes deſſelben Schlags hinaus- und auf ſolche Ereigniſſe hingetrieben, die bedeutend und mächtig genug ſind, das Intereſſe eines ganzen Volkes zu erregen.

Dergleichen große Ereigniſſe gab es, wie wir wiſſen, damals freilich in unſrer, zum Particularismus eingeſchrumpften Geſchichte nicht. Es iſt daher ganz conſequent, wenn auch unſer Volkslied da, wo es zuerſt erwähnt wird, ſich entweder nur auf das Gebiet der inneren Zuſtände oder, wo es hiſtoriſch iſt, doch auf Begebenheiten von nicht mehr, als lokaler Wichtigkeit beſchränkt. Dieſe erſte ausdrückliche Erwähnung finden wir in der Limburger Chronik, welche (die verſchiedenen, zum Theil widerſprechenden Berichte über den Verfaſſer derſelben ſiehe bei Koberſtein, p. 290 Note) um das Jahr 1340 begonnen, den mittleren und letzten Theil des vierzehnten Jahrhunderts umfaßt. Aus dieſer Zeit, und zwar zuerſt vom Jahre 1343, ungefähr

alſo derſelben Zeit, wo der bürgerliche Geſang anfing ſich ſchulmäßig zu conſtituiren, werden in der Limburger Chronik Lieder erwähnt und zum Theil in Bruchſtücken angeführt, (die vollſtändige Sammlung derſelben ſiehe bei Koch, II, 69—73), welche „man in deutſchen Landen ſang und die gemein waren zu pfeiffen und zu wampen und zu Aller Freude, durch ganz Deutſchland." Aber dieſe Lieder erſcheinen ſämmtlich nur als ein Nachhall des Minnegeſangs, indem ſie zumeiſt daſſelbe Thema ausbeuten, das dieſem ſo geläufig war, nämlich die Verherrlichung der Frauen, den Preis des Frühlings und dergleichen; ebenſo wie wir uns andrerſeits die wenigen hiſtoriſchen Lieder, die aus dieſer Zeit und zum Theil noch früher her*) erhalten ſind: die Geſchichte eines Judentodtſchlags, einer Feuersbrunſt, einer Fehde zwiſchen Stadt und Ritterſchaft (Soltau, a. a. O. p. 51. 67. 69), nicht ohne einigen Einfluß der bürgerlichen Dichtung zu denken haben.

*) Auf die Volkslieder, welche Soltau (p. 39—48) ſogar aus dem dreizehnten Jahrhundert mittheilt, haben wir hier deshalb keine Rückſicht genommen, weil wir in der That mehr als bedenklich ſind, ſie überhaupt als Volkslieder paſſiren zu laſſen. Denn theils (p. 41 und 47) ſind es lateiniſche Gedichte, die ſchon durch dieſe Aeußerlichkeit der Sprache auf einen andern, als volksthümlichen Urſprung hinweiſen; theils (p. 42 und 44) ſind es Geſänge, die ganz ausdrücklich zwei Minneſängern, dem Meiſter Stolle (vgl. Hagen's Minneſinger, Band III, 3 fgg. und IV, 166. 249.) und Meiſter Rumsland (ebend. IV, 671 f.) zugeſchrieben werden. Es würde alſo nur das fünfte, p. 46: Wi Kennig Adolfs geſtade geleſtirt wart, vom Jahre 1293 bleiben. Aber auch dies iſt noch problematiſch, nämlich ob es nicht Bruchſtück einer größeren Dichtung iſt, worauf uns die Abweſenheit allen Prologs und Epilogs, wie er dem Volksliede ſonſt wohl eigen iſt (über letzteren vgl. Soltau in der Vorr. p. LXVI. f.) beinahe hinzuweiſen ſcheint. In jedem Fall iſt es immer nicht mehr, als ein Schwank: eine Geſchichte, aber nicht Geſchichte.

Die Anregung zum politiſchen Gedicht konnte dem deutſchen Volkslied alſo nicht unmittelbar aus Deutſchland ſelbſt kommen. Sie kam ihm von jenem äußerſten Vorpoſten deutſcher Bildung, von dem der deutſchen Literatur wiederholentlich ſo viel Treffliches zugeführt worden iſt: aus einem Lande, dem wir, wie damals die lyriſche Kritik des Lebens, ſo vier Jahrhunderte ſpäter die Anregung zur äſthetiſchen Kritik der Literatur verdanken und unter deſſen literariſchen Verdienſten um Deutſchland der Lobredner derſelben *) auch dies nicht hätte vergeſſen ſollen: aus der Schweiz. Hier in der Schweiz, in den wiederholten Kriegen, welche ſie gegen Oeſterreich und Burgund führte, entwickelte ſich zuerſt innerhalb des deutſchen Stammes der Begriff eines einigen, freien, ſelbſtbewußten Volkes. Sie war der erſte Schauplatz, auf welchem wieder einmal ein deutſcher Stamm um den höchſten Preis und die erſte Grundlage aller Volksthümlichkeit, um die Freiheit kämpfte. „Es kamen, ſagt Gervinus (II, 199), Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung ſich der Bauer gegen den ſtolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündniſſe geſchloſſen, die den Begriff von Herd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und ſchlichte Sitte mit Hoffart und Adelſtolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen ſeines Landes vertrauen.“ Dieſer Entwicklung des Lebens mußte auch die Dichtung folgen. Dem Kriege konnte das Kriegslied, der politiſchen That das politiſche Gedicht nicht fehlen: und das um ſo weniger, als die Schweiz ſich von jeher als ein ſangreiches Land erwieſen und

*) Wilh. Wackernagel in ſeiner akademiſchen Antrittsrede: Die Verdienſte der Schweizer um die deutſche Literatur. Baſel, 1833.

ſchon frühzeitig ſein ſtattliches Contingent zu unſrer Dichtung geſtellt hatte, der geiſtlichen ſowohl, wie auch der ritterlichen, worüber man die bereits genannte Schrift von Wackernagel, p. 7—15 vergleiche. Jetzt, wo das Volk in die Geſchichte eintrat, konnte dieſe volksthümliche Epoche auch nur in einer volksthümlichen Dichtung ihren Nachklang finden. Wie früh dieſes politiſche Bewußtſein in der Schweiz lebendig war und das Pathos der Poeſie abgab, zeigt das Lied von dem Bunde zwiſchen Bern und Freiburg, vom Jahre 1243. Es iſt in der Tſchudiſchen Chronik erhalten und von O. L. B. Wolff in der Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder und Gedichte der Deutſchen, 1830 p. 448 fgg. abgedruckt. *)

*) Ein beſonderes Intereſſe gewährt dies Gedicht durch die „kecken Späße und Ironieen", welche Gervinus (II, 200.) an den Liedern des Halb Suter ſo wohl gefallen. Jene naive Anwendung des Thierlebens auf das politiſche, wie ſie ſich auch bei Suter findet, z. B. am Schluß des Sempacher Liedes (Wolff, 464, und Gervinus a. a. O. Note 274), bildet hier die Grundlage des ganzen Gedichtes, ſo daß man mit Recht behaupten darf, daß Suter dies Element, aus dieſen und ähnlichen Liedern, bereits als ein fertiges überkommen hat. Wie in dem Sempachliede „Ku Brüni zum Stiere" ſpricht, ſo erſcheinen hier Freiburg und Bern überhaupt als „zwen Ochſen groß nit kleine," die eine gemeinſame Weide haben und ſie mit vereinter Kraft gegen alle übrigen Thiere, gegen Wölfe und Füchſe, ſchützen. Da heißt es denn u. A.:

Es ſind zween alte Pfarren,
Die freche Mäte hand:
Niemand darf mit Inen ſtoßen,
Dieweil ſie ſind Eidgenoſſen
Und ſich nicht ſcheiden land.

Got geb den Ochſen beiden
Einen ſtiffen ſtäten Sinn
Und laſſe ſie nit hören,
Das ſie möchte zerſtören,

Dergleichen Lieder, deren es gewiß ſchon damals eine größere Zahl gab, wennſchon die Ungunſt der Zeiten ſie uns nicht aufbehielt, bilden gleichſam die Schule und Einleitung zu demjenigen, was ſich ſpäter, unmittelbar aus den öſterreich-burgundiſchen Kriegen ſelbſt, mit überraſchender Schnelligkeit entwickelte. Mit derſelben derben Tüchtigkeit, derſelben Friſche und Sicherheit, mit der die wackern Schweizer Bauern die goldverbrämten Ritter Leopolds von Oeſterreich und Karls des Kühnen niederſchlugen („zu tod geſchlagen" lautet der Refrain, den das Sempacher Lied in übermüthiger Freude raſtlos wiederholt): ebenſo derb,

---

Es wäre nit Ir Gewinn.
Noch uß dem Joche tretten,
Dann wurdend ſie entwetten,
So ſchlug es übel uß,
Daß ich ſie beide warne,
Die Wölff ſind in dem Garne,
Die kämind dann haruß.

Nun will ich Euch bedüten,
Wer die zween Ochſen ſind,
Man mag es hören gerne:
Es iſt Fryburg und Berne,
Als es ſich wol befind,
Die kann niemand geſcheiden,
Von Pundt und Iren Eiden,
Und minder dann ein Ee,
Als noch Ir Briefe ſingend,
Wie ſies zeſammen bringend,
Das wüſſend jemeer mer.

Ueber den vermuthlichen Urſprung dieſer Anſpielungen aus der Thierwelt ſiehe Gervinus a. a. O. p. 203. Doch wird daneben auch auf das Nächſte, die ländliche Beſchäftigung des Volkes nämlich, welche dieſe Bilder von Ku Brüni und dem umgeſtoßenen Milchkubel und den Ochſen „mit Gehürne, das iſt ſpitze" u. ſ. w. unmittelbar darbot, wohl einige Rückſicht zu nehmen ſein. —

frisch, wacker schreitet das Kriegs- und Siegslied daher. Den ersten Rang unter diesen Dichtern, deren Namen, so weit dieselben überhaupt bekannt sind, in dem Verzeichniß bei Soltau, Seite LXXI der Vorrede, gefunden werden,*) nimmt ohne Widerspruch der schon genannte Halb Suter ein. Er war aus Lucern gebürtig und hatte in der Sempacher Schlacht (1386), die er mit Gesang verherrlichte, selbst mitgekämpft.**) Vgl. Gervinus a. a. O. II, 397 fgg. Aus den späteren Kriegen mit Burgund ist besonders Veit Weber bekannt und berühmt. Wie sein großer Vorgänger, hatte auch er unmittelbaren Antheil an dem Kampfe selbst genommen, und besang nur das, was er selbst gesehen, und die Siege, zu denen er selbst geholfen. Seine Gedichte sind in der Chronik des Diebold Schilling von Solothurn (s. Wackernagel, a. a. O. p. 17.) erhalten; sie sind in neuerer Zeit oft wieder abgedruckt worden, auch bei Wolff. p. 504 fgg. und in einer besondern Ausgabe von H. Schreiber, Freiburg 1828. Vgl. auch Gervinus, a. a. O. 204, wo die Weber'schen Lieder, im Vergleich zu denen des Halb Suter,

*) Vgl. die von Soltau, a. a. O. p. XLIII fg. näher besprochene Eidgenössische Liederchronik von Rochholz, Bern 1835. (Oder wie der vollständige Titel lautet: Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zäringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkundensammlungen, Chroniken, fliegenden Blättern und andern Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert ꝛc.)

**) So lautet der Schluß des gedachten Liedes:

Halb Suter unvergessen, also ist Ers genannt,
zLucern ist Er gsessen und allda wol erkannt.
He, Er war ein fröhlich Mann,
Dies Lied hat er gedichtet, als er ab der Schlacht ist kan.

Ein anderes Lied auf die Sempacher Schlacht (ein Spruch vom Sempachstreit) s. bei Soltau, p. 74.

denen ſie allerdings nachſtehen, doch vielleicht ein wenig zu ſtrenge beurtheilt ſind, und Koch's Compendium II, 76—78.

Wie es nun im politiſchen Leben nicht anders ſein kann, als daß ſich der Partei die Partei gegenüber ſtellt, ſo fehlte es auch dieſen Liedern der Schweizer nicht an Gegenliedern ihrer Feinde. Peter Suchenwirt, ein öſterreichiſcher Hofpoet, der noch im Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts die ritterliche Dichtung zu erneuern ſuchte (ſiehe über ihn Gervinus II, 187 fgg.), ſetzte Suter's Triumphgeſang über den Sieg bei Sempach ein anderes Sempachlied entgegen (bei Soltau, p. 71—73), das in der Form nicht ohne Anklang an die Volksdichtung iſt. Er beklagt den edlen Herzog von Oeſterreich, und ſtellt ſeinen Tod als den Heldentod eines Ritters dar, der lieber fallen, als ſeiner Ehre etwas vergeben wollte; über die aber, die dabei ſtill zu Roſſe hielten und zuſahen mit Schanden, über die ruft er Schmach und Schimpf: hätten ſie Alle Recht gethan, die mit dem Fürſten ritten, der Ausgang der Schlacht wäre wohl ein anderer geweſen! So weiß er, als ein guter Hofdichter, dem Dinge noch eine Wendung zu geben. Sein Gedicht iſt mehr ein bloßes Lob- und Ehrenlied zum Gedächtniß des gefallenen Leopold, als ein politiſches Lied. Gegen die Feinde ſelbſt, die Schweizer, nimmt er eine ganz neutrale Stellung, er hat kein Fünkchen politiſches Pathos und zeigt ſolchergeſtalt recht, wie untauglich dieſe in Egoismus, Schmeichelei und Höflingsphraſen erſtorbene Ritterdichtung war, in einer bewegten Zeit als politiſches Inſtrument zu dienen. Weit beſſer verſteht es „der von Iſenhofen" in ſeinem Schmachlied gegen die Eidgenoſſen, 1444. Es iſt ein Volkslied in derbem, friſchem Ton, voll bittern Haſſes. Aber freilich ſteht der

von Isenhofen den Begebenheiten auch nicht so fern, wie Suchenwirt, der Hofpoet, der hübsch zu Hause bleibt und dann erst hinterdrein nachträgliche Leichencarmina liefert. Dieser dagegen hat sich selbst unter die Feinde geschlichen und heimlich ihren Rath belauscht.*) Nun ruft er ihnen höhnisch zu, daß es nächstens aus sein werde mit der Macht der Bauern und daß der Bund, auf den sie so hart gepocht, schon anfange sich zu biegen. Das Lied ist bei Wolff, p. 480 abgedruckt; ebendaselbst (p. 474 und 478) sind auch noch zwei andere Lieder der österreichischen Partei zu finden. Vgl. Gervinus II, 201.

Während nun dies im Süden, in der Schweiz vorging, wurde ein ähnlicher Kampf an der nördlichen Grenze Deutschlands, bei den Dithmarsen, (1500) geführt und fand seinen Nachhall in ähnlichen**) Liedern, aus denen, „obgleich die historisch treue und minutiöse Erzählung den poetischen Werth gering hält, ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß, wenn sie Recht hätten, Gott

*) Der uns dies Liedlein hat gemacht,
Der ist von Isenhofen,
Die Puren hattend sin kein Acht,
Als Er saß hinderm Ofen,
Und loset Irem Rate,
Und was sie weltend triben,
An einem Abend spate,
Er hats nit mut ze verschwigen.

**) Eine Aehnlichkeit, die sich sogar auf die Form erstreckt: Gervinus II, 205 und 200.

ſie nicht verderben, hätten ſie aber Unrecht, ſie möge ſterben laſſen.“ (Gervinus II, 205. Die Lieder ſelbſt ſtehen in der Chronik des Neocorus, ſt. 1630, herausgegeben von Dahlmann, 1827 und von dort wieder abgedruckt bei Wolff, p. 324—369.) Und endlich regte ſich die politiſche Dichtung auch an der öſtlichen Grenze, in Böhmen, wo die Huſſitenkriege und allerhand Streitigkeiten um den Thronbeſitz rumorten, die zum Theil auch in den Gedichten des Nürnbergers Hans Roſenplut, des Schnepperers, welcher bei einigen dieſer Kämpfe perſönlich zugegen geweſen war, ſich wiederſpiegeln: mehr freilich nur in Allegorieen und verſteckten Anſpielungen, als in einem offenen poetiſch politiſchen Bekenntniß. Vgl. Gervinus II, 202. 203.

Dies Alles konnte nun natürlich nicht ohne Einwirkung auf die Entwicklung des deutſchen Volksliedes bleiben. „Die Lieder von Sempach und Näfels erkämpfen dem deutſchen Volksliede ſo gut ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poeſie, wie die Schlachten ſelbſt dem Volke, das ſie gewann, ſeine Freiheit.“ Gervinus a. a. O. p. 200. Langſam zwar ging dieſe Entwicklung vor ſich. Die meiſten hiſtoriſchen Lieder dieſes Zeitraums beſchäftigen ſich, im Geiſte der bürgerlichen Dichtung, wie wir es oben bereits beſprochen haben, mit lokalen Ereigniſſen, und die einzelnen Gedichte, die über dies enge Terrain, dies provinciale Intereſſe hinausgehen, wie das Gedicht von dem Concilio zu Coſtanz, 1415 (Soltau, p. 85 fgg.) u. ſ. w. ſind eben vereinzelt. Im Ganzen indeß nahm auch hier das Intereſſe am öffentlichen Leben zu. Einen Beleg dafür giebt die von Koch, II, 73. 74 mitgetheilte Stelle aus Cyriacus Spangenberg's Sächſiſcher Chronica (Frankf. a. M. 1585), bei der man ſich, um den Fortſchritt zu

ſpüren, an dasjenige erinnern muß, was uns, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die Limburger Chronik von Volksliedern mitzutheilen hatte. Etwa hundert Jahre ſpäter, vom Jahre 1452, heißt es in der Spangenberg'ſchen Chronik: „Dieſe Zeit wurden Lieder gemacht und geſungen, darin man die Oberkeit erinnert und ermahnt, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nit zu viel Freiheit und Gewalt zu verhengen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Geprenge zu verſtatten, das gemeine Bawersvolk nit über Macht zu beſchweren, die Straſſen rein zu halten und jederman Recht und Billigkeit widerfahren zu laſſen. Von welchen Liedern ſind noch etliche Geſetzlin verhanden, ſo etwan von alten Leuten, die ſie in irer Jugend von iren Eltern gehört, geſungen worden und ungefär alſo lauten" u. ſ. w. Dieſe Proben ſiehe gleichfalls bei Koch a. a. O. 74. 75. Im Ganzen freilich beweiſen auch dieſe Lieder nur das, was Gervinus von dem deutſchen hiſtoriſchen Liede dieſer Jahrhunderte überhaupt ſagt: „nämlich daß alles Große, was geſchah, nur an den Grenzen vorging, daß dagegen im inneren Deutſchland das hiſtoriſche Lied in ſeiner Nüchternheit blieb und die poetiſche Kritik des öffentlichen Lebens ſich mehr auf Moraliſches, als auf Politiſches bezog. (II, 201. 205.) Erſt mit dem Eintritt des ſechszehnten Jahrhunderts ward auch dies geändert; in Sachſen, in der Mitte Deutſchlands, begann im Jahre 1517 die Reformation.

Die Reformation, wie ſie die Grundlage der neuen Zeit iſt, bildet zugleich den Abſchluß und die Negation des Mittelalters. Der weſentliche Inhalt des Mittelalters war, wie wir

geſehen haben, der Kampf zwiſchen Geiſtlichem und Weltlichem, zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits, Himmel und Erde, Gott und Welt. Von dem Extrem der geiſtlichen, außerirdiſchen Richtung, vor der alle Güter der Erde, alle Thaten der Geſchichte nichts ſind, die nur in der Zurückgezogenheit von der Welt, in der Einſamkeit des Kloſters, in ſinniger Betrachtung des Ewigen den Endzweck des Lebens zu erfüllen meint, und die daher auch in der Literatur ausſchließlich die geiſtliche Richtung zur Herrſchaft bringt, war das Mittelalter ausgegangen: und gegen ſein Ende hin ſahen wir es, nach mancherlei Schwankungen, bei dem andern Extrem, bei der derben, unbekümmerten Weltlichkeit angekommen, die ſich feſtſtellt auf ſich ſelbſt, und in Folge deren auch in der Poeſie eine wahre Flucht vor allem Idealen und Allgemeinen, ein bornirtes Vertiefen in das Aeußerlichſte und Beſonderſte ſich geltend macht.

Dieſen Zwieſpalt, der im Mittelalter ſelbſt zu keiner Verſöhnung kommen kann, hebt die Reformation auf. Im Chriſtenthum überhaupt war, gegenüber der Unmittelbarkeit des heidniſchen Naturlebens, Gott, der Geiſt, das Abſolute, als ein Außerweltliches, Jenſeitiges zur Offenbarung gekommen. Damit war jener Zwieſpalt des Mittelalters gegeben, deſſen Entwicklung wir bisher verfolgt haben und der jetzt in der Reformation, als der principiellen Fortbildung und (daß wir dieſes Wort nicht ſcheuen) der Vollendung des Chriſtenthums, zur Verſöhnung gebracht wird. Denn wie die Reformation den Unterſchied aufhebt zwiſchen Geiſtlichen und Laien, wie ſie die ſtarre Aeußerlichkeit des katholiſchen Cultus beſeitigt und den ganzen religiöſen Proceß in das Innere jedes einzelnen Menſchen ſelbſt verlegt: ſo hebt ſie auch, eben durch die Vereinigung im Innern

des Subjects, die Trennung zwiſchen Dieſſeitigem und Jenſeitigem auf, ſie ſchmilzt gleichſam die erſtarrte Weltlichkeit im Feuer des Göttlichen, das eben dadurch aufhört, ein bloßes Ding an ſich, eine bloße Abſtraction zu ſein — mit Einem Wort: ſie legt den Grund und die Möglichkeit zu dem Reſultat, zu welchem, auf dem Boden der Reformation fortbauend, die Philoſophie unſrer Tage gekommen iſt: das Bewußtſein nämlich von der Immanenz Gottes in der Welt, die keineswegs, wie in der antiken Zeit, ſelbſt Gott iſt, die aber auch nicht, wie im Mittelalter, von Gott verlaſſen und entfremdet, ſondern die in Gott und in der Gott iſt, Ein Leib, Eine Seele, Ein gemeinſames Sein, Werden und Entwickeln.

Die praktiſchen Conſequenzen dieſes neuen Bewußtſeins ſind unermeßlich. Wir haben ſie noch heute nicht vollendet, ja wir ſperren uns ganz unbändig und laufen ſeitwärts und rückwärts und verſuchen tauſend Ausflüchte, nur um ſie nicht zu vollenden. Was Wunder alſo, daß auch ſogleich bei ihrem erſten Auftreten gewaltige praktiſche Erſchütterungen erfolgten. Die deutſche Geſchichte kommt in Wallung: und wie es fortan kein Aeußerliches mehr giebt, das weiter nichts als dieſes und nicht zugleich aufgenommen wäre im Geiſt, ſo reißt die Bewegung der Geſchichte, das Drängen und Treiben der Ereigniſſe auch die Geiſter, die Gemüther des Volks in derſelben Wallung mit ſich fort. In unendlich erhöhtem Grade alſo wiederholte ſich hier, was wir früher, bei den Bewegungen der ritterlichen Zeit und den erſten Conflicten zwiſchen weltlichem und geiſtlichem Regiment, geſchildert haben. Hatte die Bewegung ſich dort nur in gewiſſen Kreiſen abgeſchloſſen und war ſie auch innerhalb dieſer Beſchränkung zwar äußerlich der Anſtoß der

Ereigniſſe, nicht aber auch innerlich der Inhalt des Bewußtſeins geworden; ſo ging ſie dagegen hier durch alle Stände, durch das ganze Volk, durch alle Geiſter und Gemüther.

So war denn nun Alles vorhanden, was das Volkslied brauchte, um ſich auch bei uns, im Innern des deutſchen Lebens ſelbſt, zur politiſchen Dichtung auszubilden. In der That iſt in dieſer Epoche unſer Reichthum an politiſchen Liedern außerordentlich; nie wieder, weder vorher noch nachher, hat unſre politiſche Dichtung in ähnlicher üppiger Blüthe geſtanden. Alles, was damals in Deutſchland gedacht und gedichtet, geſagt und geſungen ward, war von politiſchem Intereſſe erfüllt; das Volkslied, mit dieſem großen hiſtoriſchen Inhalt, war die einzige poetiſche Exiſtenz der Zeit.

Es iſt nun artig zu ſehen, wie die drei mittelalterlichen Stände, die durch die Bewegung der Reformation in den großen Begriff des Volks zuſammenſchmelzen, und ebenſo die drei Sphären der mittelalterlichen Dichtung, an deren Stelle die Volksdichtung tritt, alſo die Geiſtlichen, die Ritter und die Bürger, gleichſam ihre drei Abgeordneten ſchicken, die ſie ſowohl bei der Reformation ſelbſt, als bei dem poetiſchen Organ derſelben, dem politiſch-volksthümlichen Gedicht, vertreten, gleich als wollten ſie damit ein ausdrückliches ſichtbares Zeichen der großen Ausſöhnung, die hier ſtattgefunden, und ein Unterpfand geben für die Allgemeinheit des Intereſſes, das jetzt überall alle Welt ergriffen hat. So kommt Luther, der Bauherr des großen Werkes ſelbſt, von der Geiſtlichkeit und dem geiſtlichen Gedicht; Hutten von der Ritterſchaft und der höfiſchen Dichtung, und endlich Hans Sachs, der Schuhmacher und Poet dazu, von dem Bürgerſtand und der Poeſie der Meiſterſänger. Wir wollen bei

jedem dieſer drei Männer einen Augenblick verweilen, um die Stellung, welche ſie zur politiſchen Dichtung einnehmen, zu betrachten.

Unmittelbaren Antheil an der politiſchen Dichtung hat Luther nicht genommen. Es entſpricht das dem Verhältniß, in welchem er ſich auch übrigens zu den politiſchen Bewegungen ſeiner Zeit erhielt. Er lehnte ſie von ſich ab, er beklagte zum Theil und verdammte ſie ſogar, wenn dieſe praktiſchen Stürme ſein großes Werk der geiſtigen Reformation zu ſtören oder doch auf eine Bahn zu lenken drohten, in der ſeine eigene That ihn wie fremd anſehen mußte. Dafür hat Luther ſich nicht bloß von Einzelnen ſeiner Zeitgenoſſen, deren raſcher Sinn ſich ärgerte an Luther's gründlicher Bedächtigkeit und ſeinem energiſchen Feſthalten an dem, was er nun einmal als die Aufgabe ſeiner Zeit und ſeines Lebens erkannt hatte: ſondern auch in neueſter Zeit, und namentlich von einigen Stimmführern der modernſten Jugend, hat Luther ſich dafür müſſen ſchelten laſſen, als ſei er nur ein dickköpfiger Dogmatikus, ein beſchränkter Theolog, wohl gar halb und halb ein Fürſtenknecht geweſen, der bloß aus Liebedienerei gegen die, von denen er Schutz und Schirm für ſein kirchliches Beginnen erwartete, wider die politiſchen Reformationsverſuche Partei genommen. Glaubt man dieſen Leuten, ſo hätte Luther nichts Beſſeres thun können, als nur ſchnell ſeine Bibelüberſetzung unfertig ins Feuer werfen und dafür das Schwert umſchnallen und ſich, wie Thomas Müntzer, an die Spitze von Bauern und Geſindel ſtellen. Ja ſie haben nicht übel Luſt, den hirnverbrannten Pfarrer von Allſtedt weit über Luther zu ſetzen, als den eigentlichen Helden, den Märtyrer der

Reformation, gegen deſſen univerſale Pläne Luther doch nur ein armſeliger Philiſter war. Die ſo urtheilen freilich, haben ſich ſelbſt (wir ſehen es ja täglich!) im Leben wie in der Literatur allzuſehr zerſplittert, ſie haben ſich ohne die Schule der Theorie, zu munteren Sinnes unmittelbar in die Praxis, wenn auch nur in die Praxis der Literatur geſtürzt, als daß ſie wiſſen ſollten, daß Großes nur aus der Beſchränkung wächſt und daß keine Frucht der Praxis taugt, die nicht auf dem Boden der Theorie gewachſen iſt. Wir dagegen wollen es Luther Dank wiſſen, daß er die geiſtige Reformation in ihrer eigenthümlichen Sphäre erhalten und uns dadurch die Möglichkeit geſichert hat, dieſe praktiſche Reformation, wenn einmal ihre Zeit gekommen ſein wird, vollſtändiger und vollkommener durchzuführen, als unſre Nachbarn in Frankreich und England gekonnt haben, in deren politiſchem Daſein, bei aller Lebendigkeit und allem Streben, es ſich doch jeden Augenblick rächt, daß ſie die Praxis unmittelbar aus der Praxis ernten wollen, und den Durchgangspunkt der theoretiſchen Läuterung, der geiſtigen Befreiung verſchmäht haben. Und überdies, was heißt das, Luther zu verunglimpfen, weil er zu der Reformation nicht auch gleich über Nacht eine politiſche improviſirt und zur Freiheit des Geiſtes nicht auch gleich die Freiheit der praktiſchen Exiſtenzen deſſelben, die Freiheit des Staates, proclamirt hat, da ja noch jetzt, nach drei Jahrhunderten und mit der großen Erbſchaft deſſen, was Luther uns erworben, wir ſelbſt mit dieſer zweiten Reformation nicht zu Stande kommen können? —

Aber ſelbſt dieſe mißliebigen Beurtheiler werden an Luther nur immer das ausſetzen können, daß er ihnen nicht liberal genug geweſen. Antheillos überhaupt verhielt er ſich zu den

politiſchen Ereigniſſen ſeiner Tage nicht; vielmehr ſchleuderte er manch feuriges Wort dazwiſchen, ermunternd, belehrend, ſtrafend, immer derb und feſt, immer ſicher und groß, nicht minder den Fürſten gegenüber, als dem Volk, und in einer Sprache, die aus Erz, oft aus recht grobkörnigem, geſchmiedet ſcheint. Hierdurch iſt er nun auch auf die Dichtung ſeiner Zeit von ungeheurem Einfluß geweſen. Das politiſche Gedicht, ja das Pasquill der Reformationszeit hat ſeine derbe Sprache, ſeinen brennenden Witz, ſeine unerſchrockne Haltung, guten Theils aus Luther'ſchen Schriften gelernt. Will man endlich auch die geiſtlichen Gedichte Luther's hier einigermaßen in Betracht ziehen, ſo wird ſich dagegen wohl kaum etwas einwenden laſſen, da ja die Reformation, ſo wenig ſie ſelbſt, in Luthers Sinne, dies auch ſuchte, zugleich auch eine politiſche Bewegung in ſich ſchloß und daher das religiöſe Bekenntniß, wie Luther's Lieder es ausſprachen, ſich zugleich zum Wahlſpruch einer politiſchen Partei erweitern mußte. In der That nehmen wir keinen Anſtand, Luther's unnachahmliches: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, auch hier ausdrücklich zu erwähnen. Was in dieſem Liede ausdrückliches theologiſches Bekenntniß iſt, das zwar mag für die heutige Zeit, die allerdings um ganz andere Güter ſtreitet, großentheils ſeine Bedeutung verloren haben. Allein neben dem kirchlichen Element lebt in dem ehernen Klang dieſes Gedichts ſoviel wahre und urſprünglich ewige Religion, daß daſſelbe noch heut, als ein allgemeiner Ausdruck für die unbedingte Hingabe des Menſchen an das Göttliche, auch die Herzen derer erſchüttert und erweitert, die nicht, wie Luther, bloß vom Meſſias für ſich kämpfen laſſen, ſondern ſelbſt kämpfen wollen. Dieſe unbedingte Hingabe, dieſes: „Nehmen ſie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!" verlangt

jedes Princip: und darum muß ein Lied, welches ſie ausſpricht, ſtets unvergänglich und auch für diejenigen von höchſter Wahrheit bleiben, deren Religion allerdings nur der Glaube an den Geiſt, deren Gottesdienſt nur der Dienſt der Freiheit iſt. Und das wird auch vollendet werden — „und ob die Welt voll Teufel wär'!"

Iſt nun Luther der politiſchen Bewegung ſeiner Zeit wenn auch nicht fremd, doch perſönlich fern geblieben, ſo hat dagegen Ulrich von Hutten*) ſich kopfüber, und auch den eigenen Untergang nicht ſcheuend, in dieſelbe hineingeſtürzt. Er iſt der eigentliche Verkämpfer für die politiſche Richtung der Reformation, in ihrer praktiſchen ſowohl wie in ihrer poetiſchen Offenbarung. Wo Luther belehrt, zurückhält, warnt, da regt Hutten auf, treibt vorwärts, beſchwört Volk und Fürſten zum Aeußerſten und Letzten. Und wie Jener für die politiſche Poeſie nur mittelbar, theils durch den Kern ſeiner Geſinnung und die religiöſen Anregungen überhaupt, theils und beſonders in ſprachlicher Rückſicht von Bedeutung iſt: ſo dagegen bildet Hutten perſönlich einen hauptſächlichen Ausgangspunkt der politiſchen Dichtung, deren Ton und Färbung (Gervinus II, 440. 449.) lange Zeit durch ſein Beiſpiel beſtimmt ward. Ja und wenn er etwas Aehnliches, wie für die politiſche Poeſie, nicht auch für die politiſche Praxis geworden iſt, ſo hat das nicht an ſeinem

*) Seine Werke ſind neuerdings (1821 fgg. 5 Bde.) von E. Münch geſammelt worden, zum Theil auch (Dichtungen von U. v. Hutten, 1838) überſetzt. Eine kleine Auswahl, die freilich, außer dem Geſpräch mit dem Fieber, nur zwei Gedichte Hutten's, wiewohl die bedeutendſten, nämlich ſeine Klagrede an die deutſche Nation und die Klage über den lutheriſchen Brand zu Mentz enthält, hat Aloys Schreiber ſchon im Jahre 1810 herausgegeben. Auch iſt daſelbſt ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß ſeiner zahlreichen Schriften beigefügt. Im Uebrigen vergleiche die treffliche Charakteriſtik bei Gervinus, II, 424—447, und die Lebensbeſchreibung bei Erhard II, 268 fg.

Willen und nicht an seinem Muth gelegen, nur das Schicksal hinderte ihn — oder wie wir lieber sagen wollen: die Geschichte.

In dieser doppelten Thätigkeit Hutten's zeigt sich nun auf eine überraschende Weise, zu welcher Höhe der Gesinnung die Reformation, diese Verkündigung des Ewigen und Allgemeinen, auch die Besonderheit des ritterlichen Standes und der höfischen Poesie fortreißen konnte. Denn in diesen beiden Sphären hat Hutten eigentlich seinen Ausgangspunkt: nur daß wir die höfische Dichtung jetzt vielmehr die gelehrte nennen müssen.

Wir haben bereits an einem andern Orte *) nachzuweisen versucht, welchen geschichtlich nothwendigen Zusammenhang mit der Entwicklung dieser Zeit die Einführung der klassischen Studien und namentlich die Erneuerung der antiken Dichtung gehabt hat. Hier wollen wir es als eine Thatsache hinnehmen, daß, etwa mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, das Studium der alten Literatur auch in Deutschland erwacht war und daß, bei der Lebendigkeit, mit welcher die Humanisten das Alterthum empfingen und selbst reproducirten, sich aus diesen gelehrten Studien auch sogleich eine gelehrte Poesie, eine neulateinische Dichtung, besonders in Nachahmung der römischen Lyriker, entwickelt hatte. Diese Dichtung, ganz abgesehen von dem Inhalt, hatte vor der eigenthümlichen deutschen Poesie jener Zeit den außerordentlichen Vorzug der gebildeten und eleganten Form. Während in den Gesängen der bürgerlichen Dichter der deutsche Vers schwerfällig und gleichsam mit steifen Knieen daherhinkte, während auch das Volkslied, seiner Natur gemäß, es nur bis zum musikalischen Klang, nirgend aber zur wirklichen

*) Vgl. Göttinger Dichterb. p. 27 sqq.

Formvollendung brachte: ſo ſchmeichelte dagegen die neulateiniſche Dichtung ſich mit der vollen, ſonoren Pracht, den mächtig rauſchenden Wogen, dem zierlichen Spiel des antiken Rhythmus in die Ohren der Vornehmen ein. Sie ſchmeichelte den Vornehmen ferner und unterhielt ſie durch den blendenden Apparat von Bildern, Vergleichungen und Anſpielungen, die mythologiſche und antiquariſche Gelehrſamkeit, die ſie mit ſich führte. Kein Wunder alſo, daß die neulateiniſche Poeſie die Poeſie der Vornehmen ward und daß die gelehrten Dichter an den Höfen der Großen in die Stelle traten, die früher die ritterlichen Sänger eingenommen hatten. Wie zu den Hofhaltungen der Fürſten ehemals die fahrenden Dichter, ſo drängten ſich jetzt die fahrenden Gelehrten herzu; wie früher die Milde gegen die ritterlichen Dichter, ſo gründete jetzt die Freigebigkeit gegen die Gelehrten den Ruhm der Fürſten und bereitete ihnen einen klangvollen Namen; wie ſonſt an jene Geld und Kleider, Geſchmeide und Ländereien, ſo theilten ſie jetzt an dieſe Titel und Würden, Penſionen und Ehrenketten aus: ein Verhältniß, das ſeinen Gipfel in der Würde des **Poeta Laureatus Caesareus** hat, des gekrönten kaiſerlichen Poeten*), die ausſchließlich der lateiniſchen Dichtung beſchieden war. Die vaterländiſche Dich-

*) Dieſe Dichterkrönungen waren eine Einrichtung Friedrichs des Vierten, Maximilians Vater, der mehr als funfzig Jahre (1440–1493) auf dem Stuhl der deutſchen Könige faullenzte und durch ſeine beiſpielloſe Indolenz die Zerrüttung des Reichs weſentlich beförderte. Dafür krönte er denn Poeten: zuerſt den Aeneas Sylvius, 1442. Doch ſteht dieſe Krönung einzeln da und traf auch keinen Deutſchen, weshalb man den Anfang der Dichterkrönungen gewöhnlich erſt von Conrad Celtes, 1487 datirt. Seitdem wurden ſie häufiger und bald zahllos, womit natürlich auch der Nimbus verſchwand. Vgl. Erhard, Geſch. des Wiederaufblühens u. ſ. w. II, 23.

tung blieb an Bürger und Bauer überlassen: die lateinische allein war die aristokratische, hoffähige, die kaiserliche Kunst.

So gehört auch Hutten dem ritterlichen Stande; so geht auch er von den humanistischen Studien aus; so hatte auch ihn Kaiser Maximilian selbst in Augsburg (1517.) als kaiserlichen Dichter gekrönt; so hatte auch er, nach mancherlei Schicksalsstürmen, am Hofe des Churfürsten Albert von Mainz Schutz und Unterhalt gefunden. Bis soweit also sind die Verhältnisse sich ähnlich; aber wie verschieden nun ist die Art und Weise, in der Ulrich von Hutten, erfüllt von dem Pathos der neuen Zeit, diese Verhältnisse ausbeutet! Ritter ist er: aber nicht bloß um in diesem Vorzug der Geburt eine Anwartschaft auf Hofstellen und Gunstbezeugungen zu haben, sondern um Waffenthaten zu vollbringen und mit seinem Ritterschwert für den Sieg der neuen Zeit zu kämpfen. Durch das Alterthum ist er gebildet: aber nicht bloß die Formen hat er ihm abgelauscht, sondern auch mit der freien und großartigen Denkart des Alterthums hat er sich erfüllt, er kann nicht bloß glatte Verse machen, sondern auch einen großen und schönen Inhalt hineinlegen, er hat seinem Lucian nicht bloß die Gewandtheit des Stils, sondern auch die Schärfe des Witzes, den Stachel der Satire abgeborgt. Kaiserlicher Poet ist er: aber nicht um dem Kaiser zu schmeicheln, sondern um ihn aufzurufen zu großen Thaten, zum Schutz der Freiheit, zum Kampf gegen Papst und Türken. Am Hofe Albert's von Mainz lebt er und besingt ihn in Gedichten: aber nicht für sich bittet er, nicht Geschenke und Jahrgehalte sind es, zu denen er den Churfürsten antreibt; sondern für das Vaterland bettelt er, für die große Sache der Reformation, die soll er ergreifen, da seien Lorbeern zu holen,

da werde ſein Name den Erdkreis übertönen. Welch eine Verklärung des Ritterthums und der Humaniſten! welche Aufopferung der ſchlechten Perſönlichkeit, an der die höfiſche, und des hohlen Formalismus, an dem die gelehrte Dichtung krank lag! Hutten's ganze Entwicklung iſt die Negation deſſen, wovon er ausgegangen: Rang und Wohlleben, Gunſt der Fürſten, Beſitz und Sicherheit, Alles wirft er hin und macht dafür die armen Landsknechte, die Bauern und das Volk zu ſeinen Brüdern. Gelehrter iſt er ſelbſt: aber nur um die Gelehrten, die nichts ſind als das, die Pedanten und Geſinnungsloſen, mit unermüdlicher Geißel zu züchtigen. Am Hofe lebt er: und ſchreibt Satiren gegen die Höflinge. Gekrönter Poet iſt er, ein leuchtendes Geſtirn der lateiniſchen Verskunſt: und ſpricht dem kaiſerlichen Lorbeer Hohn, er will nichts mehr wiſſen von der Poeſie der Gelehrten, der verachteten Volksdichtung kehrt er ſich zu und redet deutſch zu Deutſchland. Welch ein Wachsthum, welch eine Erweiterung des Intereſſes von ſeinem erſten Buch, in welchem er lateiniſche Metrik in lateiniſchen Verſen docirt (Ulrici Hutteni de arte versificandi liber unus heroico carmine, Vitebergae, 1511.) bis zu dem „Aufwecker teutſcher Nation"! (1521.), von dem Grimm jener perſönlichen Klagen, jener perſönlichen Bitten um Beiſtand und Recht, als der Greifswalder Bürgermeiſter Lötz ihn ausgeplündert hatte, oder als ſein Vetter vom Herzog von Würtemberg meuchlings ermordet war, bis dahin, wo er um Beiſtand bat für die Sache der Freiheit und des Glaubens, um Recht für die deutſche Nation, wo das Ewige und Abſolute ſeine eigne Perſon ganz verdrängt hatte, wo er vorausſah, wie er ſterben würde: in der Blüthe ſeiner Jahre und doch ſchon gebrochen, arm, elend, verfolgt, ein heimathloſer

Mann — und wo er doch nicht nachließ und doch der unſeligſten Zukunft ſein tapfres: Ich hab's gewagt! entgegenſchleuderte! —

Aber ſo viel Kraft und ſo viel großartigſter Muth blieben doch fruchtlos. Es war ein lebhaftes ſchönes Feuer, in welchem das Ritterthum, dieſer Stand der bevorzugten Perſönlichkeit, auflohderte, ſich ſelbſt von ſeinen Schlacken läuternd. Aber die Zeit gehörte nicht mehr einzelnen Perſönlichkeiten, und ob ſie die edelſten, die größten waren: ſie gehörte dem ganzen Volk, und nur diejenigen, die unmittelbar in dem Bewußtſein des Volks wurzelten und deren Pläne nicht über die geheiligte Schranke ihres Volks und ihrer Zeit hinausſtürmten, nur die (mit Einem Wort) unmittelbar der Gegenwart lebten, nur deren Werk gedieh. Die Andern haben auch nicht nutzlos gelebt; ſie haben Samen der Zukunft geſtreut — möge er reifen! *)

Gegen dieſe blendende Erſcheinung Hutten's ſteht die reformatoriſche Entwicklung der bürgerlichen Poeſie in Hans Sachs allerdings ein wenig farblos und unerheblich aus. Was in Hutten lebendiges Pathos und unmittelbarſte perſönliche Leidenſchaft wird, das bleibt bei Hans Sachs ein allgemeines wohlwollendes Intereſſe, eine behagliche ideelle Theilnahme an den Bewegungen der Zeit. Göthe („der es ſelbſt wußte, wie ſchwer es iſt, ſich hereindrängenden Zeitverhältniſſen überlegen zu halten" Gervinus II, 463.) hat das an Hans Sachs ſehr gerühmt und auch Gervinus, in ſeiner liebevollen Darſtellung dieſes Dichters, II, 458—477, hat

*) „Wer dem erwartungsvollen Hutten geſagt hätte, in ſeiner unglückſeligen Gier und Unfähigkeit, die Zeit zu erwarten, daß noch nach drei Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutſchland ſein würde!" Gervinus II, 441.

es lebhaft hervorgehoben, daß „dieſer Mann mit ſo umſtändlicher und eindringlicher Vielſeitigkeit der Lage ſeiner Zeit und ſeines Volkes folgen und ſie ergründen und in tauſend verſchiedenen Dichtungsſtücken ſchildern, loben und tadeln konnte, ohne aus ſeiner Stelle zu weichen, ohne in ſeiner Beſonnenheit zu wanken, ohne von ſeiner Höhe herabzuſinken, von der er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zuſtände, die ungeheure Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannigfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahlloſen Werkchen des ehrlichen Schuſters, lebenvoll und ſprechend, aber nicht leidenſchaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Abſicht. Er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Haſt, ungeirrt an ſich ſelber, aus ſeiner ſtillen Klauſe, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit ſich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm ſeinen Gleichmuth raubt.“ (a. a. O. 461.) Das iſt eine ſehr wahre und liebevolle Schilderung: und auch das geben wir gern zu, daß in der Weltbeſchaulichkeit des Nürnberger Poeten die bürgerliche Dichtung allerdings einen Fortſchritt machte. Denn hatte ſie früher nur auf die nächſten Dächer geſchaut, ſo richtete ſie ihren Blick jetzt doch überhaupt ins Freie hinaus. Und das war immer Etwas, es war ſogar Alles, wozu die bürgerliche Dichtung, die nun einmal feſt lag am Anker der Beſchränkung, es bringen konnte; weshalb Hans Sachs ebenſowohl der bedeutendſte unter den Meiſterſängern, als auch der Letzte von ihnen iſt, der überhaupt Bedeutung hat. Im Uebrigen aber, ſei es nun Fehler unſers Bluts oder Beſchränktheit unſrer Einſicht, genug: wir ſehen in dem, was Gervinus an Hans Sachs lobt, weit weniger einen perſönlichen Vorzug des

Dichters, als vielmehr einen Mangel der bürgerlichen Dichtung überhaupt, wie wir das schon früher angedeutet haben. Wir meinen immer, es würde auch dem Dichter nicht schlecht gestanden haben, der Bewegung nicht bloß zuzuschauen, sondern sie selbst in seinen Liedern und (wenn sein Glück ihm das erlaubte) in seinem Leben mitzumachen.*) Der Dichter braucht nicht bloß ein Echo zu sein, es ziemt ihm wohl, und dazu ward ihm die Gabe des Gesangs, selbst ein Echo hervorzurufen; nicht bloß mit dem Spiegel hinterdrein, er wird dem Zuge der Geschichte wohl mitunter auch vorangehen dürfen, und nicht bloß die Gegenwart wiedertönen, sondern auch die Zukunft heraufbeschwören. Aber diese Stellung des Poeten, die heut noch von den Wenigsten begriffen, von den Meisten bestritten wird, dürfen wir natürlich nicht bei Hans Sachs erwarten. Er war ein Meistersänger: und so weit wie der es bringen kann, hat er es gebracht.

An diese drei Männer nun, an jeden in seinem Kreise, hat sich die Literatur der Reformationsepoche angeschlossen. Luthers Vorgang wirkte hauptsächlich im Kirchenlied und in jenen politisch-theologischen Tractaten, zu denen er in seinen bekannten Schriften an den Adel teutscher Nation, an Herzog Heinrich von

*) Nur Einmal, 1527, als die Reformation sich Nürnberg selbst näherte, hatte seine Gleichmüthigkeit sich zu einer leidenschaftlicheren Schrift gegen das Papstthum fortreißen lassen: und auch dies nicht ganz ohne fremdes (des Andreas Osiander, eines heftigen Antikatholiken, der ihm auch die Vorrede schrieb) Anstiften. Aber der Rath von Nürnberg vermerkte das übel und verwies es ihm ernstlich: er solle seines Handwerks und Schuhmachens warten und sonst nichts. Hans Sachs ließ sich das gesagt sein; er hat es nicht wieder mit der Censur verdorben. Siehe Gervinus, a. a. O. 462.

Braunſchweig, an Heinrich den Achten von England u. ſ. w. das Muſter gegeben hatte. Hans Sachs' Einfluß erſtreckte ſich mehr im Allgemeinen auf Geſinnung und Denkungsart der bürgerlichen Kreiſe, für die er eine „moraliſche Autorität" war (Gervinus II, 463), als unmittelbar auf die Literatur. In deſto erhöhterem Maße war dies mit Ulrich von Hutten der Fall: ſein Geiſt, ſein Witz, ſein Muth und Uebermuth war es was das Volkslied *) und das Pasquill, dieſe eigenthümlichſte, Erſcheinung jenes Zeitraums, belebte.

---

*) Hutten iſt auch ſelbſt Gegenſtand einiger Volkslieder geworden; zwei davon theilt Soltau mit, p. 257 und 261. Beide heben beſonders den theologiſchen Geſichtspunkt, Huttens Verdienſt um Reinigung des Glaubens, hervor. Das Erſte hat einigen Anklang an das Kirchenlied; das Zweite, in entſchiedenem Volkston, iſt weltlicher und hiſtoriſcher. Wie hoch er in der Meinung des Volkes ſtand und wieviel große und freudige Hoffnungen ſich an ſeinen Namen knüpften, mag man aus Stellen ſehen, wie die folgenden:

Huttenus halt ſich veſte,
das hab' ich gütten beſcheyt,
er wollt gern thuen das beſte
der frummen Chriſtenhait,
thut ſein Seel für vns ſetzen,
acht nit, wer in thue letzen,
an leib und gut drum ſetzen,
er halt veſt unverzagt,
das Ewangely ſagt.

diß lidle thue ich ſingen,
zu lob ainem Doctor werd,
ich hoff im werd gelingen,
er iſt groß eren werdt,
Ulrich von Hutten ich ſagen,
thut leib vnd leben wagen,
vnd thut gantz nit verzagen,
got geb im glück und ſtil,
daß er all ſach wohl ſchick. (p. 259, 260.)

Wie wir nun aber überhaupt eine vollständige und nach einigermaßen bewährten Principien eingerichtete Sammlung unserer historischen Volkslieder noch immer entbehren, (denn auch die von uns oft genannte und nach ihrem vollen Werth anerkannte Soltau'sche Sammlung stellt sich selbst nur als einen Nachtrag oder eine Probesammlung bisher unbekannter Lieder dar; auf Vollständigkeit macht sie ausdrücklich keinen Anspruch), so fehlt eine solche Zusammenstellung namentlich auch noch für das Zeitalter der Reformation, wiewohl gerade dies ohne Frage die Blüthezeit unsrer Volksdichtung ist, und daher zuerst, sowohl in poetischem wie in historischem Interesse, eine derartige Sammlung wünschenswerth und dankbar macht. Einiges, wiewohl man weder etwas Vollständiges, noch auch immer das Richtige erwarten darf (vgl. Soltau in der Vorrede, p. XX.), hat Wolff mitgetheilt. Höchst dankenswerthe Nachträge sind von Soltau gegeben, bei dem die Lieder aus dem sechszehnten Jahrhundert, wie billig, den bei Weitem umfangsreichsten Theil der Sammlung bilden: p. 171—451. Die Altteutschen Volks- und Meisterlieder von Görres (1817) enthalten, trotz der ausdrücklichen Ueberschrift, p. 209, nur wenig Historisches: was überdies in neuern Sammlungen, besonders in dem Wolff'schen Buch und dem des Herrn von Erlach, größtentheils wiederholt ist. Auch die „historischen Volkslieder" aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert von Ph. Max. Körner *) halten nicht ganz, was

*) Der vollständige Titel lautet: Historische Volkslieder aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. Stuttg. 1840. — Wenn übrigens in

ſie verſprechen. Denn weder ſind es hiſtoriſche Lieder im eigentlichen und einzigen Sinne dieſes Wortes, alſo Lieder von wirklich geſchichtlichem Inhalt, noch auch ausſchließlich Volkslieder, indem Vieles von dem Mitgetheilten vielmehr der bürgerlichen Dichtung zuzurechnen iſt. Doch möchte gerade hierin ein gewiſſes Intereſſe der Sammlung liegen, indem wir aus ihr eine Anſchauung des Einfluſſes gewinnen, welchen, in der früher berührten Weiſe, das Volkslied allmälig auch auf die bürgerliche Dichtung übte. Endlich würden noch die rein dilettantiſchen Sammlungen zu erwähnen ſein, wie des Knaben Wunderhorn (1806) und das vierbändige Werk des Freiherrn von Erlach (1834—1837). Allein dieſe Werke, wenn wir auch dem einen das Verdienſt der erſten nachhaltigen Anregung, dem andern den zweideutigen Ruhm, das umfangreichſte aller bisher erſchienenen zu ſein, gern zugeſtehen: ſo ſind ſie doch beide, wie geſagt, zu dilettantenhaft angelegt, ſie entbehren zu ſehr aller und jeder Ordnung, ſie halten zu wenig am Begriff des Volksliedes feſt, ſie ſind, bei unendlich viel Ueberflüſſigem, doch zu unvollſtändig und in dem, was ſie geben, bei Weitem zu ungenau und willkührlich, als daß man ſie Leſern empfehlen könnte, die nicht bloß mit dem allgemeinen Intereſſe gemüthlich-poetiſcher Anregung, ſondern mit hiſtoriſch wiſſenſchaftlichem Bedürfniß und dem Wunſch, den Charakter eines beſtimmten

---

der obigen Ueberſicht mit Uebergehung deſſen, was von hiſtoriſch politiſchen Liedern gelegentlich in Zeitſchriften und andern Werken (beſonders im Hormayrſchen Hiſt. Taſchenbuch) zerſtreut iſt, nur ausdrückliche Volksliederſammlungen angeführt werden, ſo wird das durch die Rückſicht auf dasjenige Publikum, welches dieſem Taſchenbuch hauptſächlich gewünſcht wird, hinlänglich gerechtfertigt ſein. Wer genauere Nachweiſe ſucht, der findet ſie in erſchöpfender Vollſtändigkeit bei Solian, Verr. p. VIII sqq.

Zeitabschnitts aus den ihm zugehörigen Volksliedern sich klar zu machen, an die Sache herangehn wollen. Vgl. über beide Sammlungen die Vorrede des Herrn von Soltau, p. XIV fgg. und XXXIX fgg., und sodann in der Erlach'schen Sammlung besonders den zweiten Band, Seite 161 fgg. (wo freilich nichts als ein Auszug aus Wolff) und 345—532.

Im Ganzen indeß ist das bisher Veröffentlichte hinreichend, sowohl um die hauptsächlichsten Kreise zu übersehen, in denen das historisch-politische Lied dieses Zeitalters sich bewegt, als auch um die Art und Weise kennen zu lernen, wie das Volkslied sich dieser Stoffe bemächtigte und wie es sie handhabte. Um dies Letztere vorauszunehmen, so theilt auch dieser Zweig der Volksdichtung den allgemeinen Charakter der gesammten Gattung, insofern in dem Volksliede (vgl. Götting. Dichterb. 20—23.) das Pathos des Gemüths, die lebendige Theilnahme des Subjects zwar bereits erwacht ist, aber nur des Subjects in seiner Allgemeinheit; individuelles Leben dagegen und persönlicher Charakter mangeln ihm. Wie in den Liebes-, Trennungs- und Wanderliedern das sentimentale Interesse, so wird hier auch das politische nur in allgemeinen typischen Umrissen sichtbar. Daher einen prägnanten, großartigen Charakter, selbständige politische Ansichten, eine entschiedene persönliche Haltung, wie sie die Gedichte Walters von der Vogelweide und Ulrichs von Hutten auszeichnen, dürfen wir vom politischen Volkslied nicht erwarten. Somit ist auch die Zahl der eigentlichen Tendenzgedichte verhältnißmäßig sehr gering: solcher Gedichte, meinen wir, die die Ueberzeugung eines Einzelnen oder einer Partei, eine bestimmte politische Ansicht, ein politisches Glaubensbekenntniß, als solches, aussprechen. Vielmehr schließt sich das Volkslied

faſt durchgängig hiſtoriſchen Ereigniſſen oder Perſonen an, und wiederum lieber Ereigniſſen als Perſonen; hauptſächlich kriegeriſchen Ereigniſſen, Schlachten, Belagerungen, Siegen und Niederlagen. In der Regel bildet ein Stoff dieſer Art den eigentlichen Kern des Liedes, das inſofern hiſtoriſches Lied iſt; das politiſche Element tritt nur im Allgemeinen in der Auffaſſung dieſer Ereigniſſe herzu, ob dieſe das Geſchehene billigt und preiſt, oder ob ſie es als ein Unglück und eine Schmach darſtellt. Auch dies geſchieht oft nur in ſehr flüchtigen und allgemeinen Zügen, meiſtens und hauptſächlich ſchon im Eingang des Liedes, der in der Regel, nach Art der alten Epen, das zu erzählende Ereigniß mit kurzen Worten ankündigt und ſogleich eine Art von Kritik beifügt, nach der man die Stellung des Liedes zu ſeinem Gegenſtand, ob dieſelbe freundlicher oder polemiſcher Natur iſt, ſogleich beurtheilen kann. Aehnlich wiederholt ſich dies am Schluß, wo der Dichter theils ſeinen Namen nennt, theils eine andere allgemeine Bezeichnung ſeiner Perſon, ſeines Alters, Standes oder dergleichen, beifügt, in der Regel mit der Verſicherung, daß er bei dem oben beſungenen Ereigniß ſelbſt zugegen geweſen, und daß er auch in Zukunft wieder, wenn es ſich ſo füge, ſeinen Mann ſtehn wird. Vgl. Soltau, p. LXVI fgg., und Gött. Dichterb. p. 21, 22.

Was ſodann zweitens die hiſtoriſchen Kreiſe angeht, in denen dieſe Dichtung ſich bewegt, ſo iſt in dem ganzen Zeitalter der Reformation, vom Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts bis über die Mitte des ſiebzehnten hinaus, wohl kein einziges hiſtoriſches Ereigniß von nur einiger Erheblichkeit, das nicht ſeinen Sänger und ſein Lied gefunden hätte. Dieſe außerordentliche Fülle und Fruchtbarkeit der Volksdichtung macht es ſchwer, ja

bei der gegenwärtigen Beſchaffenheit unſrer Sammlungen möchte es unmöglich ſein, dieſe Kreiſe vollſtändig zu überſehen und zu ſondern. Den Mittelpunkt bildet allerdings der religiöſe Kampf. Da giebt es Lieder für Luther und gegen Luther, für den Papſt (z. B. Soltau, 278, wo die Note am Schluß p. 284 zu beachten) und wider ihn. Doch iſt die Partei der Reformation bei Weitem geſang- und liederreicher, als die katholiſche Partei; denn immer iſt das Pathos des Angriffs lebendiger, als das des bloßen Widerſtandes, die Freiheit poetiſcher als die Unterwerfung. Auch innerhalb der proteſtantiſchen Partei ſelbſt giebt die Spaltung in Lutheraner und Calviniſten allerhand Stoff zu Gedichten, mitunter von größter Erbitterung und heftigſtem Ton: ſ. Einiges der Art bei Wolff, 303 fgg. Aber die Energie der Dichtung wächſt mit der Energie der Thatſachen; der ausbrechende Krieg ſteigert die Zahl der Lieder, ihre Mannigfaltigkeit und Friſche um ein Unermeßliches. Zuerſt der Bauernkrieg: ſ. Wolff, 198 fgg., und Soltau, 297—315, wobei es jedoch merkwürdig und ein Zeichen für die Stimmung iſt, welche, trotz aller religiöſen Aufregung, doch in Betreff politiſcher Zuſtände damals noch in Deutſchland herrſchte, daß von allen Gedichten, die über dieſen Krieg erhalten ſind, ſich kaum ein einziges zu Gunſten der armen Bauern ausſpricht. Sogar nicht einmal Mitleid hat man mit ihnen und erkennt das Drückende der Lage an, durch welche ſie, verbunden allerdings mit hirnloſen, abentheuerlichen Schwärmereien, zu jenem verzweifelten Aufſtand getrieben wurden: ſondern verſpottet werden ſie und ausgelacht, nicht von ihrem Elend, nur von ihrer Hoffart wird geſprochen, ja es gilt ſchlechthin für etwas ganz Unerhörtes, ganz Widerſinniges, daß die Bauern ſich haben

erfrechen wollen, „gegen die Herren" ſich aufzulehnen. Sodann der ſchmalkaldiſche Krieg und Moritz' Unternehmung gegen Karl, wo es beſonders die Perſon dieſer Beiden, und wiederum überwiegend die Perſon des Kaiſers iſt, an die ſich die Dichtung, bald freundlich, bald feindlich anlehnt. Doch überwiegt, was den Kaiſer anbetrifft, zuletzt die Zahl der Spottlieder bei Weitem die wenigen, die Gutes von ihm zu ſagen wiſſen: vgl. Wolff, 182, 267, 380 fgg. Soltau, 354 fgg. und Vorr. p. XXXIV, XXXV. Daneben laufen andere Ereigniſſe, die der reformatoriſchen Bewegung der Zeit zwar ferner ſtehen, die aber gleichfalls nicht unbeſungen bleiben, wie vornämlich die Würtemberger Händel (ſ. beſonders Soltau, 225 fgg.), die Braunſchweigiſchen (Wolff, 115.), die Grumbach'ſchen (ebend. 138, Soltau, 425.) u. ſ. w., woran auch einzelne außerdeutſche Begebenheiten und Perſonen, die Schlacht von Pavia (Soltau, 287, vgl. Vorr. LX und LXXXIV. Wackernagel's Leſebuch II, Sp. 1591 f. Wolff, 657, und Barthold im Leben Georg's von Frundsberg, in den Beilagen p. 507 fgg., vgl. p. 350, Note 1.) und Anderes ſich anſchließen. Nach dem Jahre 1560 tritt eine gewiſſe Ermattung ein, herbeigeführt weniger durch die Cenſurmaßregeln, deren wir ſogleich gedenken werden, als dadurch, daß die Bewegung der Reformation von dieſer Zeit an ſcheinbar ſtille ſtand. Erſt mit der gewaltigen Feuersbrunſt des dreißigjährigen Krieges flammt auch das politiſche Volkslied wieder auf: Wolff, 411—442, und Soltau, 453—509. Aber die alte Kraft und die alte Fülle ſind verſchwunden. Denn ſchon hatte damals die Hegemonie der Volksdichtung ihr Ende erreicht, die Poeſie der Gelehrten hatte ſich an ihre Stelle gedrängt, und die Volksdichtung war nur noch ein untergehendes Geſtirn. So wird auch der Kreis

immer enger, in welchem ſich das politiſche Gedicht bewegt. Außer und nach dem dreißigjährigen Kriege iſt es faſt nur die Türkennoth und hie und da einmal ein auswärtiges Ereigniß, ein berühmter General, die Neuigkeit einer Schlacht u. dgl. *), woran das Volkslied ſich hinfriſtet, bis es endlich völlig verſtummt,**) um noch einmal in der Kunſtdichtung der modernen Zeit von Neuem zu erwachen.

---

*) Die Türkenlieder ſiehe bei Weiſſ. p. 7 fgg., und Soltau, 320 fgg. Ferner ebendaſelbſt p. 517 eine ‚Gantz neue Zeitung, daß der Chur-Fürſt von Sachſen die Frantzoſen tapfer aus dem Landhofen geſchmiſſen,‘ 1690. Triumphirendes Seelied oder Engelländiſche chique und Holländiſche Sarabande, 1692: ebend. p. 519. Ferner Lieder auf däniſche Zuſtände von 1713: p. 525, auf Prinz Eugen: 537, und Marlborough p. 532. — Das Gedicht auf die Enthauptung Karls des Erſten von England, 1649, von Georg Greſſinger (bei Soltau p. 514, und auch bei Erlach I, 203, vgl. Koch, II, 129, ſowie über den Dichter ſelbſt Gervinus, III, 276—278.) gehört keinesfalls unter die Volkslieder, ſondern entſchieden zur Kunſt- und Gelehrtendichtung, wo es namentlich mit der Gemordeten Majeſtät oder Carolus Stuardus des Gryphius (Gervinus III, 43 und die genaue Analyſe von Tieck im 2. Band des altd. Th.) zu combiniren iſt.

**) Einen nicht geringen Antheil an dem Erlöſchen des hiſtoriſch-politiſchen Gedichts hat gewiß auch das Aufkommen eigener politiſcher Zeitungen, ſeit Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts (die erſte regelmäßige Zeitung erſcheint 1612, doch gab es einzelne Zeitungsblätter ſchon ſeit Ende des funfzehnten Jahrhunderts). Dadurch wurden die hiſtoriſchen Lieder, die bis dahin, vermöge ihrer Sangbarkeit und dadurch ihrer allgemeinen Verbreitung, die Stelle der Zeitungen vertreten hatten, wenigſtens in dieſer Rückſicht entbehrlich. Daß ſie dieſe Stelle zum Theil wirklich vertreten haben, giebt ſchon der Titel vieler Lieder: Ain new Zeitung ꝛc. zu erkennen. Ein höchſt deutliches Exempel bietet das Gedicht von dem Sieg der Schweden bei Lützen, bei Soltau 498. Es hat auch die Ueberſchrift: Gewiſſe newe Avise, und die Kehrſeite des letzten Blattes enthält noch einen in Proſa abgefaßten Bericht aus Oeſterreich. S. Soltau a. a. O. in der Note.

Zum Schluß dieſes Abſchnittes haben wir noch der ſchon oben genannten Pasquille zu gedenken, als einer beſondern und ſehr entſchiedenen Form unſrer politiſchen Volksdichtung, in der man ſich, beſonders in den erſten dreißig Jahren der Reformation, ganz außerordentlich gefiel. Es giebt über dieſen Gegenſtand eine erſchöpfende Monographie von Johannes Vogt: „Ueber Pasquille, Spottreden und Schmähſchriften aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts" in des Herrn von Raumer hiſtor. Taſchenbuch. Neunter Jahrgang, 1838 p. 321—524, und können wir daher in dem Wenigen, was wir hier über dieſen Gegenſtand zu ſagen haben, uns vornämlich dieſer Schrift anſchließen.

Zuerſt iſt zu bemerken, daß in dieſer Art von Poeſieen das poetiſche Intereſſe vollſtändig zurücktritt gegen das polemiſche. Wir haben ſie daher als eine Art von Zwittergattung zu betrachten, die nicht ſelten, wie aus dem Geiſt der Poeſie, ſo auch aus der poetiſchen Form heraus- und als Spottſchrift, als Tractat und Abhandlung, einem Gebiete anheimfällt, das außerhalb der Grenzen unſrer Betrachtung liegt. Sodann, wie wir geſehen haben, daß der deutſchen Poeſie die Anregung zur politiſch hiſtoriſchen Dichtung überhaupt nicht aus der Mitte Deutſchlands ſelbſt, ſondern von fremdher, von den Grenzländern gekommen: ſo entwickelt ſich auch das deutſche Pasquill erſt in Nachahmung der Fremde. In Italien, in Rom, an der Säule des Pasquin, war das Pasquill geboren (a. a. O. 341). Schon hier, in ſeinem erſten Urſprung, war ihm der Weg vorgezeichnet, den es ſodann beſonders in Deutſchland fortſetzte: ſeine polemiſche Richtung nämlich gegen den Papſt, die Gebrechen der Kirche, die Schwelgerei und Sittenloſigkeit ihrer Diener.

Eine Waffe dieſer Art, ſo ſcharf, ſo ſchneidend, ſo bequem zu handhaben, konnte auch in Deutſchland, in der gewaltigen Bewegung der Reformation, nicht unbenutzt bleiben, zumal da hier der Boden dafür ſo überaus günſtig war. Denn hatten wir in Deutſchland auch keine Säule des Pasquin und kein müſſiggängeriſches Publikum, das ſich vor dieſer Säule verſammelt: ſo hatten wir, was unendlich viel mehr war, eine Nation, die von einer allgemeinen hiſtoriſchen Kriſis ergriffen war, und als Hilfsmittel unzählige Druckerpreſſen, die das verwegene Wort mit Flügeln verſahn, mit unhemmbaren, unermüdlichen. Mit welchem Eifer der Deutſche, deſſen langſamer, gutmüthiger Natur man dies wohl kaum zugetraut hätte, dieſes Feld der Literatur ausbeutete, dies zeigen hauptſächlich die Pasquillorum tomi duo, welche angeblich von Cölius Secundus Curio geſammelt, im Jahre 1544 zu Baſel ans Licht traten (ſiehe Vogt a. a. O. 341 Note, für deſſen Aufſatz dieſe Sammlung die vorzüglichſte Quelle geweſen iſt, und Koch's Compendium I, 157. 158.) und von denen ein anſehnlicher Theil, namentlich im zweiten Band, auf die deutſchen Verhältniſſe bezüglich iſt. Vogt, in dem gedachten Aufſatz, hat von mehren dieſer Pasquille eine ausführliche Analyſe gegeben.*) Das All-

*) Wir wollen hier nur eines davon beiläufig hervorheben, die „gründliche urſach der jetz ſchwebenden Kriegsleuff und wie ſich darin zu halten ſei. Dazu ein klag des teutſchen Lands," von Johann Schradin von Reutlingen, 1546: ſ. Vogt, 488—503. In dieſem Gedichte nämlich treten Arioviſt, Armin, Friedrich Barbaroſſa (deſſen Mythus vom Kyffhäuſer in demſelben Jahre, 1546, zuerſt entſteht: a. a. O. 480 fgg.) und Frondsberg auf; Armin namentlich erzählt (p. 499) ſeine Heldenthaten und wie er die alten Deutſchen befreit. Somit ſehen wir hier den Anfang jener deutſchthümelnden, in die Vergangenheit unſrer Geſchichte und den alten Ruhm unſrer Altvor-

gemeine ihres Inhalts angehend, zerlegt er ſie in zwei große Kreiſe (p. 362). Der eine, umfangreichere, umfaßt die Kirche und das Kirchenweſen; in ihm wieder laſſen ſich die katholiſche Kirche im Allgemeinen, ſodann der Papſt mit dem römiſchen Hof und der Geiſtlichkeit überhaupt, ferner die Concilien, beſonders das zu Mantua, und endlich das Interim unterſcheiden, welches letztere einen der ergiebigſten und beliebteſten Stoffe dieſer polemiſchen Literatur abgiebt: p. 429 fgg. Der andre beſchäftigt ſich mit den weltlichen Verhältniſſen; er geißelt beſonders den Kaiſer, Karl den Fünften, und deſſen Anſtalten zur Unterjochung der deutſchen Freiheit, ſowie als deſſen Anhang die Fürſten und die Stände des Reiches überhaupt. — Was ferner die Form betrifft, ſo ſind dieſe Spottſchriften, inſofern ſie überhaupt noch dem Gebiete der Dichtung angehören, meiſt in Dialogen abgefaßt: a. a. O. 346. 390, wobei wir theils an die lokale Entſtehung des Pasquills, als eines Frag- und Antwortſpieles zwiſchen Marforio und Pasquin, theils aber auch an den durch Ulrich von Hutten vermittelten Einfluß des Lucian'ſchen Dialogs zu denken haben. — Eine beſondere Bedeutung endlich erhalten dieſe Pasquille auch noch dadurch, daß ſie zu Perſonen und Kreiſen gelangten, denen, wie wir wohl annehmen mögen, das eigentliche Volkslied ſich nicht nähern durfte. Denn nach Vogt's Mittheilung (p. 361) curſirten dieſe Pasquille auch an den Höfen und unter den Vornehmen, die ſie wechſelſeitig, zur Ergötzung, ſich zuſchickten. Sie nahmen alſo ſelbſt keinen Anſtoß an einer Literatur, die ſie nichts deſto

---

dern ſich vertiefenden Richtung, der wir nachher noch mehrfach begegnen werden, und zu welcher ſogar ſchon in Hutten ein Ausgangspunkt liegt: Gerv. III.

weniger im Volke unterdrücken wollten oder ſollten; weshalb es denn dieſen Unterdrückungsmaßregeln auch durchgängig an derjenigen Energie der Ausführung mangelte, die ihnen allein zu einer, ſei es auch nur momentanen Wirkſamkeit hätte verhelfen können.

Nämlich ſchon im Jahre 1524 hatte Karl der Fünfte ein Cenſuredict gegen die politiſchen Lieder und Pasquille erlaſſen. Allein bei der Stimmung des Volks und zum Theil ſogar der Großen konnte daſſelbe nicht anders, als ohne Wirkung bleiben; ſo daß es bereits wenige Jahre darauf (1530) mit geſchärften Drohungen wiederholt werden mußte. Als ſodann in den vierziger Jahren mit dem Ausbruch des Schmalkaldiſchen Krieges die gegenſeitige Erbitterung der Parteien ſich noch ungeſchminkter offenbarte, und als namentlich nach ſo viel gewaltſamen Vorgängen, die über die eigentlichen Beſtrebungen des Kaiſers keinen Zweifel ließen, Karl der Fünfte ſelbſt, „der Metzger von Holland", (a. a. O. 505, die weiteren Citate ſ. p. 508) der unmittelbare Gegenſtand rückſichtloſer Angriffe und Verſpottungen geworden war: ſo ſteigerten, mit der ſteigenden Polemik, ſich auch die Verbote, ſo daß ſie in der kurzen Friſt von acht Jahren (1541 bis 1548) nicht weniger als dreimal von Kaiſer und Reich erneuert wurden: Vogt, 351 — 358, bis endlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit der überhaupt eintretenden Abſpannung auch dieſe Polemik ſich verlor, oder doch in engere, vornämlich theologiſche Grenzen zog. Späterhin, im dreißigjährigen Kriege, erwachte ſie von Neuem, hauptſächlich als politiſche Karrikatur, zu der auf einzelnen Flugblättern und Schildereien die Poeſie ſich mit den zeichnenden Künſten, dem Holzſchnitt und Kupferſtich

verband: worüber die neuen und interessanten Mittheilungen bei Gervinus III, 305 – 310 zu vergleichen. *)

Endlich müssen wir hier auch noch des Drama's gedenken, dessen erste Entwicklung überhaupt in dies Zeitalter fällt und das daher gewissermaßen in politischer Luft aufwächst. Somit lag es ziemlich nahe, das politische Element mit Vorliebe auf diese neue Gattung zu übertragen. Denn erstlich war schon in der üblichen dialogischen Fassung des Pasquill, deren wir oben gedacht haben, ein formaler Uebergang zum Drama gegeben. Sodann forderten zu einem ähnlichen Uebergang auch die Processionen und kirchlichen Spiele des Katholicismus auf, die jetzt, mit dem Eintritt der Reformation, großentheils ihres religiösen Inhalts entledigt waren, und statt dessen ein bequemes Gefäß für allerhand polemische Beziehungen darboten. Und endlich waren alle Schaustellungen dieser Art damals noch, im Sinne der Alten, eine Sache des Gemeindewesens oder wenigstens städtischer Körperschaften, und also schon an sich ein Akt öffentlicher, politischer Thätigkeit. Sie waren mithin noch mehr, als jetzt, wo wir (närrisch genug: denn bei unsern Opern und Balletts und den Stücken „nach dem Französischen", welchen Grund haben wir dazu?) die Bühne ja auch noch als das

*) Kehrein I, 251 fgg. citirt ein bis dahin noch unbekanntes Singspiel: „Der von Penitz, Eugenio und Duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV. König in Frankreich ꝛc.", welches den spanischen Erbfolgekrieg mit vieler satyrischer Laune behandelt. Nach dem, was Kehrein davon mittheilt, scheint man es als ein verspätetes und in dieser Zeit vermuthlich einzeln stehendes, politisches Pasquill betrachten zu dürfen.

letzte Refugium der Oeffentlichkeit zu rühmen pflegen, eines großen Publikums, ſo wie einer weit greifenden, allgemeinen und ſinnlich energiſchen Wirkſamkeit gewiß.

Auch hier ging wieder die Schweiz mit der erſten Anregung voraus. Gerade in der Schweiz ſtanden ſich damals, wie jetzt, die religiös politiſchen Parteien, die Anhänger der alten und der neuen Zeit, am Schroffſten gegenüber. Auch hatte ſich gerade hier, unter dem Schutz der politiſchen Einrichtungen, ein bequemes und reichliches Volksleben entwickelt, das ſich gern in Aufzügen, Faſtnachtſpielen und andern Beluſtigungen dieſer Art erging. Die zwei Faſtnachtſpiele des Nicolaus Manuel (über den eine eigene Schrift von Grüneiſen erſchienen iſt, 1837; vgl. Gervinus II, 450. Koberſtein, 314 Anm. und die ausführlichen Titel bei Kehrein, dramatiſche Poeſie der Deutſchen, I, 78. 79), die im Jahre 1522 zu Bern von dortigen Bürgerſöhnen aufgeführt wurden, und in denen „die wahrheit in ſchimpffs weiß vom pabſt und ſeiner prieſterſchaft gemeldet wird", werden wir, neben den Komödien des Pamphilius Gengenbach, gleichfalls eines Schweizers, die jedoch mehr nur den moraliſch ſatiriſchen Standpunkt behaupten, (Kehrein, a. a. O. 81. 82, und Gervinus II, 387. 419. III, 87.), wohl als die früheſten Anfänge dieſer Richtung unſers Drama zu betrachten haben. Auch katholiſcher Seits bleiben die Entgegnungen nicht aus: Kehrein, p. 81, wie dann im Ganzen dieſe Literatur mehr die religiöſen, als die politiſchen Differenzen der Reformation ausbeutete, und auf dieſe Weiſe die Veranlaſſung zu jenen geiſtlichen und Schuldramen gab, die ſich, hauptſächlich von Paſtoren und Schulmeiſtern, bald auch ohne Rückſicht auf Darſtellung geſchrieben, noch Jahrhunderte lang, bis in das achtzehnte Säculum fort-

ſchleppten; worüber Gervinus in den erſten Abſchnitten des dritten Bandes, und in Kürze die Angaben bei Kehrein I, p. 108 fgg., ſowie das vortreffliche Handbuch von J. W. Schäfer, 1842, I. 263 zu vergleichen. Mitunter zwar theilten auch dieſe dramatiſchen Vorſtellungen das oben berührte Vorrecht des Pasquill, daß ſie ſich unmittelbar den Königen und Fürſten nähern durften, in welchen Fällen ihre Tendenz allerdings entſchieden politiſcher Natur war. So bei den Tragödien, die 1523 im königlichen Saale zu Paris, nicht weniger bei der Pantomime, die in Augsburg vor Karl dem Fünften und König Ferdinand, im Intereſſe der Proteſtanten, zur Warnung und Beſänftigung aufgeführt ward: Gervinus II, 451 und Kehrein I, 79 fgg. Uebrigens ſcheint auch dies bemerkenswerth, und mag als ein Nachtrag zu dem früher Geſagten dienen, daß der hauptſächlichſte und ohne Vergleich fruchtbarſte dramatiſche Dichter dieſer Zeit, Hans Sachs, unter den beinahe zweihundert Stücken, die er geſchrieben und in denen er die ganze Weltgeſchichte, alt und neu, heidniſch und chriſtlich, Mythologie und Bibel, Hiſtorie und Volksbuch geplündert hat, doch kein einziges Drama aufweiſen kann, das unmittelbar auf die Zeit bezüglich wäre: ſiehe den ausführlichen Katalog ſeiner dramatiſchen Dichtungen bei Kehrein, a. a. O. 98—107.

So werthlos und unbedeutend dieſe dramatiſchen Anfänge nun auch ſind, ſo zweckmäßig dünkte es uns doch, ſie eben hier zu erwähnen, weil gerade in ihnen die allgemeinen Mängel dieſer ganzen Literaturepoche am Sichtbarſten werden. Nämlich in der mangelnden Charakteriſtik, in der typiſchen, wir möchten ſagen holzſchnittartigen Einförmigkeit der dramatiſchen Perſonen, zeigt ſich der Mangel an individuellem Leben; in der rohen und

ungeheuerlichen Form dieſer Verſuche der Mangel an Form und Schönheit überhaupt. Dieſe beiden Stücke waren es, die wir oben bereits, bei Beſprechung des Volksliedes, vermißten und die wir ſchon da als die nächſten Zielpunkte der weiteren Entwicklung bezeichnet haben. Das abſtracte Subject muß ſich zur Individualität, die Formloſigkeit zur Schönheit concentriren, damit ſo endlich, aus der Vereinigung und Verſöhnung dieſer Beiden, die wahre Grundlage aller modernen Kunſt, die ſchöne Perſönlichkeit, gewonnen werde.

Es hält ſchwer, in den Jahrhunderten, welche der Reformation zunächſt folgen, wenn man ſie mit dieſer ſelbſt vergleicht, nicht einen Rückſchritt der hiſtoriſchen Entwicklung zu ſehen. Gegen die großartige Aufregung der Reformation, welche Stille, welche Erſtorbenheit des deutſchen Lebens! Jene ſchöne Begeiſterung, jene Aufopferung für das Ewige und Wahre, an der das Zeitalter der Reformation ſo reich iſt, wie iſt ſie nun wieder verdrängt von Selbſtſucht, Geſinnungsloſigkeit und Scheu vor allen öffentlichen Dingen! Der friſch quillende Brunnen der Luther'ſchen Reformation, dieſes Waſſer des Lebens, wie graben die Theologen es ab, wie zertheilen ſie es nutzlos in tauſend armſelige, kleine Rinnſale, die die unfruchtbaren Dünen ihrer Dogmatik doch nicht fruchtbar machen können, die vielmehr ſelbſt erſticken und austrocknen unter dem Flugſand einer ſcholaſtiſchen, unerquicklichen Polemik! Die Poeſie, wie wagte ſie ſich ſo keck hinein in Kampf und Schlacht, die muthige Bannerträgerin der Parteien — und wie iſt ſie nun zur Stubenſitzerin geworden!

Die ſchmetternde Lerche des Volksliedes, wie macht an ihrer Stelle der Staarmatz der Gelehrtenpoeſie ſich breit mit ſeinen lateiniſchen und griechiſchen, ſeinen italieniſchen und holländiſchen, ſeinen franzöſiſchen und engliſchen Melodieen!

Aber wer, der bloß die Pracht der Blüthe kennt und nicht wüßte, daß aus der entblätterten Knospe, in dieſer unſcheinbaren, kleinen, farbloſen Geſtalt, die Frucht ſelber reift — würde der nicht auch dieſen Uebergang der Blüthe in die Frucht, die ſcheinbar die Blüthe aufhebt und die doch in Wahrheit nichts Anderes iſt, als eben die wahre Verwirklichung der Blüthe, für einen Stillſtand, einen Rückſchritt der Entwicklung halten? Es ziemt ſich aber wohl, daß wir dasjenige, was wir täglich an jedem Baum auf dem Felde ſehen, auch dem urewigen Baum der Geſchichte zutrauen. Auch in der Geſchichte giebt es gewiſſe Zeitabſchnitte, die, wie die Blüthe die Frucht, ſo gleichſam in einem kurzen Auszuge der Zukunft, dieſe ſelbſt vorbilden. Solche Perioden ſind glänzend und ſchön, wie die Blüthe; aber ſie ſind auch kurz, wie ſie, und die nachfolgenden glanzloſeren Jahrhunderte, welche in ſtiller, mühſeliger Arbeit verwirklichen und begründen, ausfüllen und darſtellen, was in jenen nur Vorbild und Andeutung war, ſind ſo wenig ein Rückſchritt, wie die reifende Frucht ein Rückſchritt der Blüthe iſt.

So müſſen wir die Jahrhunderte beurtheilen, die ſich, bis zur Mitte des achtzehnten, an die Reformation anſchließen. Namentlich müſſen wir dieſen Geſichtspunkt auch für die Literatur feſthalten. In ihr gingen alle Beſtrebungen zunächſt auf die Form. Und wie wir das früher ſchon bei der älteſten Literatur der Geiſtlichen bemerkten, ſo müſſen wir jetzt auch bei

der Dichtung der Gelehrten uns, um nicht ungerecht zu werden, ausſchließlich von formaler, von philologiſcher Rückſicht leiten laſſen. Es war gewiß nichts Kleines, das ſpröde, brüchige Metall der Sprache des ſechszehnten Jahrhunderts an die vollendete Rhythmik der antiken Dichtung anzuſchmiegen; es war nichts Kleines, unſer Ohr, das unbeleidigt blieb, ſo von dem wüſten Einerlei der Meiſterſänger, wie von der formloſen Willkür des Volksgeſangs, für die ſchöne Mannigfaltigkeit der alten Maße, für die zierlichen Reimverſchlingungen der italieniſchen Sprache empfänglich zu machen; nichts Kleines endlich, unſern ſchwerfälligen, nordiſch abentheuerlichen Sinnen das Gefühl, das Bedürfniß und endlich die Fähigkeit helleniſcher Schönheit aufgehen zu laſſen.*)

Aber ſo nöthig und erſprießlich dieſer Uebergang, ſo unvermeidlich war es auch, daß während deſſelben die ganze Haltung unſrer Poeſie und namentlich ihre Stellung zum Leben ſich weſentlich veränderte. Die Literatur zieht ſich in ſich ſelbſt zurück; ſie hat nichts mehr mit dem Leben und der Oeffentlichkeit zu thun, ſie iſt ſich Selbſtzweck und arbeitet, die reformatoriſche Wirkung nach außen hin verſchmähend, ausſchließlich an ſich ſelbſt und ihrer eigenen formalen Bildung. Selbſt, wo ſie das patriotiſche, das deutſche Element einmal ergreifen will, kann ſie ihm nur von der formalen oder der gelehrten Seite beikommen: wir meinen die ſprachlich puriſtiſchen Bemühungen, wie ſie ſich in

*) Der Verf. erlaubt ſich hier wiederum auf den Gött. Dichterb. p. 36 fgg., ſowie auf ſeine beiden Aufſätze: Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungsliteratur in den Hall. Jahrb. 1840 Nr. 57 fgg. und: Ueber die Literatur der Niederländer und ihr Verh. zur deutſchen Lit. ebend. 180 fgg. zu verweiſen.

Philipp von Zeſen und ſeinem Anhang bis zur Karrikatur geſteigert haben, wie ſie aber mehr oder weniger allen Sprachgeſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Grunde liegen, und ſodann jene antiquariſche Beziehung auf die germaniſchen Urzuſtände, deren Ausgangspunkt wir ſchon oben in einem Pasquill des ſechszehnten Jahrhundert gefunden haben, und auf die wir ſogleich des Näheren zurückkommen werden. In dieſer Art währt der ſogenannte Verfall unſrer Literatur durch zwei volle Jahrhunderte, von der Mitte des ſechszehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten. In dieſer Zeit wird (um nur dies feſtzuhalten) die Form der Poeſie von den halb zufälligen Trimetern des Paul Rebhuhn (in der keuſchen Suſanne: vgl. Gervinus III, 84.) bis zu den Metren eines Klopſtock, Ramler, Voß u. ſ. w. fortgebildet: — und damit iſt denn ſchon ausgeſprochen, was von dieſem ſogenannten Verfall zu halten iſt.

Für den Zweck unſers Aufſatzes können wir über dieſe Periode raſch hinweggehen. Allen Dichtern dieſer Zeit, ſelbſt den vortrefflichſten, iſt die Abneigung gegen die Geſchichte, die Sehnſucht nach friedlichen, idylliſchen Zuſtänden, der Hang zur Reflexion, der leidenſchaftloſen, und damit die Vorliebe für die Didaktik und ganz beſonders für die Beſchreibung, als die unverfänglichſte aller Poeſieen, gemein. Es ſind durchweg Gelehrte — nicht zwar ſolche, wie die Reformation und die Zeit unmittelbar vor derſelben ſie gekannt hatte, Humaniſten, wie Rudolph Agricola, Celtes, Reuchlin und Andere, über die man das ſchon öfter genannte Werk von Erhard vergleichen wolle. Dieſe hatten mit der formalen und gelehrten Erbſchaft des Alterthums zugleich die große Geſinnung der antiken Welt überkommen; die nach-

folgende Zeit dagegen gebar jenen Begriff des Gelehrten, wie wir ihn, traurig genug! der großen Mehrzahl nach noch heute haben: Männer, die nur den Büchern, nie dem Leben, nur der Oeffentlichkeit der Literatur, nie der Oeffentlichkeit des Staates leben. Bleiben wir nur bei Opitz stehen: Gervinus III, 203 fgg. Das ist nun ein viel gepriesener Dichter, der sogenannte Vater unsrer neuern Poesie: ein Name, den man mit den nöthigen Einschränkungen und bloß in formaler Hinsicht ihm allerdings wohl lassen mag. Aber wenn man nun weiß, daß das Leben dieses Dichters in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt, dieses Krieges, der den Untergang des deutschen Volks herbeizuführen schien und der, sollte man meinen, in dieser ungeheuern Noth des Vaterlandes wohl hätte den letzten, kleinsten Funken des Patriotismus zu hellen Flammen aufblasen, den ärmsten, erbärmlichsten Feigling hätte zum Manne machen sollen: wird man nicht voll Erwartung sein, welchen Antheil die Poesie des Opitz an diesem Kriege nimmt? Sehr schmerzlichen Antheil, in der That; aber keinen männlichen, keinen politischen Antheil. Er beklagt den Krieg, er seufzt über die vielen Schlachten und das grimmige Blutvergießen, dessen Ende er herbeiwünscht: allein über diese Elegieen, über dies unfruchtbare Mitleid, dies gemüthliche Predigen und Ermahnen kommt er auch nicht hinaus. Ihn stört und grämt nur die Unruhe des Kampfs, die großen Motive desselben sieht er nicht, wenigstens ist er ohne Interesse für sie. In auswärtige Dienste, als Hofgelehrter, verdingt er sich, während das Vaterland Noth leidet an Männern; alten Inschriften forscht er nach und edirt altdeutsche Gedichte, aber von dem Strom der deutschen Geschichte hält er sich in ängstlicher Entfernung; Protestant ist er und verschmäht es nicht, dasselbe

Haus Oeſterreich, das zu derſelben Zeit ſeinen Glauben ausrotten und die Freiheit ſeines Vaterlandes vernichten will, in Lobgedichten zu preiſen, ja er iſt nicht zu ſtolz, aus der Hand deſſelben Kaiſers, deſſen Heere ſein Vaterland zerfleiſchen, den poetiſchen Lorbeer (1625), den Adelſtand und ähnliche Ehren anzunehmen. So auch in der Poeſie. Die Ehre des deutſchen Namens, „den Lauf der großen Helden, die ſich vor dieſer Zeit den Römern widerſetzt und in dem ſtolzen Blut ihr ſcharfes Schwerdt genetzt", hat er beſingen wollen; aber ſiehe da, unter der Hand iſt ihm ein Wald voll Liebsgedichten daraus geworden, nachgemachten natürlich, wie ja die ganze Wendung den alten Poeten, von Anakreon abwärts, abgelernt iſt, und wie die ganze Gelehrtenpoeſie nur eine Poeſie der Convention und Tradition iſt: Gött. Dichterb. p. 50: und ſtatt des Lobes ihrer Helden hat er „der deutſchen Nation" nur das Lob ſeiner „Aſterie" zu überreichen. Siehe den Eingang zum vierten Buch der poet. Wälder, Band II, p. 143 der Breslauer Ausg. von 1690. Die Süßigkeit des Landlebens beſingt er und die Ruhe des Gemüths, während draußen die Woge des dreißigjährigen Krieges ſchäumt. Seine guten Freunde und Gevattern, die wohledlen Herren Nößler, Buchner und Conſorten, und Berggipfel und murmelnde Bächlein und Waldeinſamkeiten — das kann er beſingen, davon hallt ſeine Leier wieder: aber für die Helden ſeines Landes, ſeines Glaubens hat er keine Sprache. Er verſucht es mitunter; er ſingt dem Kriegsgott (1628) einen Lobgeſang, lang und künſtlich, ſtrotzend von Gelehrſamkeit und mythologiſchem Bilderkram, er thut trotzig und giebt zu, daß wir Männer zum Krieg erkoren ſein, wir werden nicht „mit Dutten als ein Weib" geboren — Allein was mehr? Der iſt auch ein Mann,

der ſich ſeinem Vaterlande zu gut erhält; wer jung erſchoſſen wird, der, hat er ſich ſagen laſſen, wird nicht alt; — nicht für die Praxis des Lebens, er iſt bloß für die Literatur vorhanden, außerhalb welcher ihm keine Exiſtenz denkbar oder wünſchenswürdig iſt:

Dem Einen iſt zu thun, zu ſchreiben mir gegeben,
Und möcht' ich, wie geſchieht, nicht in den Büchern leben,
Ich lebte gar nicht mehr. (a. a. O. I, 100. 101.)

Dies iſt bei Opitz nicht eine beſondere perſönliche Schwäche oder Indifferenz ſeiner Natur, es iſt der allgemeine Charakter dieſer Zeit und ſteht daher mit allen übrigen, auch den löblichen und achtungswertheſten Eigenſchaften derſelben in unlösbarem Zuſammenhange. Denn um nur dies Letzte aufzugreifen, dies einſeitige Bewußtſein ausſchließlich als Poet, das ſich in den obigen Verſen des Opitz ausſpricht, und dies Gewicht, welches, der Praxis gegenüber, der abſtracten Theorie der Literatur beigelegt wird: ſo fällt es in die Augen, wie nahe dies mit der anſehnlicheren und gewichtigen Stellung zuſammenhängt, welche die deutſchen Poeten durch Opitz, wie ſpäterhin noch einmal und in erhöhtem Grade durch Klopſtock, gewonnen haben, und welche durchaus nothwendig war, wenn zukünftig einmal die Dichter wieder ihre Stelle als berufne Sprecher der Nationen einnehmen ſollen.

Allein wir wollen gerecht ſein und dürfen daher nicht verhehlen, daß ſowohl bei Opitz, als namentlich bei Weckherlin, ſeinem Zeitgenoſſen, ferner bei Zinkgref, bei Flemming und bei einigen Andern, ſich allerdings Gedichte finden, die ohne Umſchweif auf die öffentlichen Zuſtände der Zeit gerichtet ſind, ja ſogar Kriegs- und Schlachtlieder fehlen nicht. Das ſind Gedichte, wie Opitz

bekannter ‚Kriegsruf:' „Auf auf, wer teutſche Freiheit liebet, wer Luſt für Gott zu fechten hat!" — (a. a. O. II, 211, auch abgedruckt bei Erlach, II, 415 und bei Wackernagel II, 333. 334.) Ferner ein großer Theil der Weckherlin'ſchen Gedichte (eine hierher gehörige Auswahl bei Wackernagel, a. a. O. 263—273, ſ. auch Erlach, a. a. O. 413. Ueber Weckherlin ſelbſt vgl. Gervinus III, 158 fgg.), Zinkgref's vielgerühmte Bearbeitung des Tyrtäus (Wackernagel, a. a. O. 302—310, wo ein vollſtändiger und getreuer Abdruck dieſes durch vererbte Mißverſtändniſſe und Verwechſelungen mehrfach entſtellten Gedichtes: ſ. Soltau, Vorr. LXXIX, Anm.), die Vermahnung an die Deutſchen bei Fiſchart (Erlach I, 46—48.) u. ſ. w.

All dieſe Lieder, und unter ihnen zunächſt die von Weckherlin, athmen nun allerdings eine tüchtige, männliche Geſinnung; ſie ermahnen zur Tapferkeit, zur Einigkeit, zum Schutz der Freiheit, zum Widerſtand bei Unterdrückung und Tyrannei. Allein in beſtimmter Faſſung, irgend einem einzelnen wirklichen Fall, nähern ſie ſich der eigentlichen Geſchichte, den Ereigniſſen des Tages nicht. Sie bewegen ſich nur in allgemeinen, abſtracten Begriffen, wie die eben angeführten: aber gegen wen die Tapferkeit ſich richten ſoll, wer der Unterdrücker iſt, auf welcher Seite ſich die Freiheit und das Recht befinde, davon ſteht in dieſen Liedern ſo gut, wie nichts. Das Pathos derſelben iſt alſo freilich ein achtungswerthes und ſittliches, ſogar, wenn man will, ein nationales, aber in dieſer abſtracten Haltung durchaus noch kein politiſches Pathos. Am Vortheilhafteſten, wie geſagt, treten die Gedichte von Weckherlin hervor, der faſt wie eine Ausnahme von ſeiner Zeit daſteht, und dem überhaupt die Anerkennung nachträglich zu gönnen, welche ihm in ſeiner Zeit ſelbſt durch den glücklicheren

Stern des ſchleſiſchen Nebenbuhlers geſchmälert ward, als eine Pflicht des Literarhiſtorikers erſcheint.*) Dennoch, und wenn ihm auch einzelnes Kleineres recht wohl gelungen iſt, ſo liefert in ſeinem größeren, epiſchen Gedicht zu Ehren Guſtav Adolphs (des großen Guſtav Adolph ꝛc. Ebenbild, zu glorwürdigſtem und unvergänglichem Gedächtniß ſeines ſo ſchnellen als hellen Lebenslaufs aufgerichtet, 1633; Bruchſtücke ſiehe bei Wackernagel II, 256—272) doch auch er den Beweis, wie unfähig im Ganzen, bei allem guten Willen und trotz einzelner gelungener Stellen, dieſe ſteife, ſchwerfällige Poeſie der Gelehrten war, ſich der Geſchichte und ihrer Helden zu bemeiſtern. In erhöhtem Grade zeigen dies auch die ähnlichen Verſuche anderer, unbedeutenderer Dichter, die ſowohl in Betreff der politiſchen Geſinnung, als der poetiſchen Begabung weit unter Weckherlin ſtehen. So unter Andern Freinsheim, der bekannte Philolog, in dem Teutſchen Tugendſpiegel, oder Geſang von dem Stamm und Thaten des alten und neuen Herkules, in welchem er Bernhard von Weimar beſingt (1639, ſ. Koch I. 3. Gervinus III, 224). Ferner der Held aus Mitternacht (d. i. Guſtav Adolph: vgl. Gerv. III, 244) von Johann Sebald Wieland, 1633;

*) Eine Biographie Weckherlin's mit Nachricht von ſeinen Schriften hat Genz, 1803 in einem eignen Schriftchen edirt. Eine Auswahl ſeiner Gedichte, welche zuerſt 1618, vollſtändiger 1641—48 erſchienen, iſt nebſt einer guten Einleitung, im vierten Band der Müller-Förſterſchen Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts enthalten. — Er war aus dem Würtembergiſchen gebürtig, verbrachte jedoch den größten und bedeutendſten Theil ſeines Lebens in England, und man irrt wohl nicht, wenn man bei Beurtheilung ſeiner Gedichte die politiſch freiere Luft in Anſchlag bringt, die er bei dieſem Aufenthalt einathmete.

der früher erwähnte Georg Gresslinger, (stirbt um 1677) der unter dem Namen des Seladon von der Donau den ganzen Verlauf des dreißigjährigen Krieges in Reime brachte (Gervinus III, 194): der unzähligen Friedens- und Kriegsposaunen, Triumph- und Danklieder (z. B. von Andreas Scultatus: Koch I, 231. Gervinus III, 248, auch in dramatischer Form oder Unform: Koch II, 91. Kehrein I, 183. 184) gänzlich zu geschweigen.

Neben diesen fruchtlosen Versuchen, die deutsche Geschichte der Gegenwart, sei es auch nur in panegyrisch patriotischem, nicht in politischem Sinne, für unsere Dichtung zu gewinnen, müssen wir einer zweiten Richtung gedenken, welche, herauslenkend aus der lebendigen Unmittelbarkeit der Gegenwart, vielmehr die Vergangenheit der deutschen Geschichte zum Gegenstand der Poesie zu machen strebt.

Es ist dies ein merkwürdiges Phänomen, das in der Entwicklung des deutschen Geistes, in den verschiedensten Stadien, sich gleicher Weise wiederholt. So, zwei Jahrhunderte später, als durch Friedrich den Großen ein neuer Inhalt und ein neuer, kräftiger Umschwung in das deutsche Leben gekommen war, ist die Dichtung nicht im Stande, diesen Inhalt unmittelbar an der Gegenwart zur Darstellung zu bringen; sondern gleichfalls flüchtet sie in die Vergangenheit, in die Fabelwelt des nordischen Alterthums, in die Urwälder der alten Deutschen, zu Odin und den Einherien, zu Herman und Thusnelda: und das ganze bischen Muth und Thatendrang und männliche Gesinnung, das Friedrich der Große aufgeweckt, verpufft, armselig und aben-

teuerlich, in dem Kunſtfeuerwerk der Bardendichtung. — Gleicherweiſe im Anfange dieſes Jahrhunderts, als der Orkan der franzöſiſchen Revolution mit rauhem, aber wohlthätigem Hauch über die Trümmerſtätte des deutſchen Reiches ſtrich; als inmitten dieſer Trümmer der Keim eines neuen jugendlichen Staatslebens, ein politiſcher Frühling ſich entfaltete, welchem es wohl gebührt hätte, daß die Lerche der Dichtung ihn begrüßte; als die Nation, umgeſchmiedet unter dem Hammerſchlag des Schickſals, nach langer träger Ruhe anfing, ſich in ein Volk von Helden zu verwandeln — wo waren unſre Poeten damals? In's Mittelalter waren ſie ausgewandert, die blaue Blume der Romantik ſahen ſie wachſen, von der Blume der Freiheit, die an's Licht brach, ſpürten ſie nichts; in Nibelungenhelden, in altdeutſche Recken und Hünen metamorphoſirten ſie die Helden der Gegenwart, die ihnen nur in dieſer Vermummung begreiflich waren; das alte deutſche Reich, über das die Geſchichte zu Gericht geſeſſen und das politiſch in Trümmern lag, wollten ſie poetiſch wieder aufbauen. — Und nun gar erſt nach den Befreiungskriegen, wo die ganze Nation hätte ein einziger Mann ſein ſollen, Ein ſtarker trotziger Mann, der unerbittlich feſt hielt am Recht der Gegenwart, welche Kinder waren wir da! Kinder, die mit langen Locken und altdeutſchen Röcken, mit Bärten und Hemdkragen ſpielten, und darüber die reife Frucht der Gegenwart ſich in Gottes Namen aus den Händen wegescamotiren ließen. Ja in dem Augenblick, da dies geſchrieben wird — ſind wir nicht wieder in der Gefahr, uns wieder und auf einen ähnlichen Abweg zu verlieren? Der alte Kaiſer Barbaroſſa ſcheint wieder einmal im Traum emporzufahren; wir rühmen Viel — und vielleicht dür-

ſen wir ein Weniges rühmen von der neuen politiſchen Geſinnung, die ſich zu zeigen anfängt, und von dem einigen und deutſchen Bewußtſein, das uns treibt. Und was machen wir? worin ſehen wir die Zeugniſſe dieſer wieder erwachenden Volksthümlichkeit? was wollen wir gründen zum glorreichen Denkmal unſrer Einigkeit und unſres neuen, freiheitluſtigen Bewußtſeins? Den Kölner Dom wollen wir ausbauen: ein Unternehmen, das man vielleicht (aber auch nur vielleicht) vertheidigen kann in künſtleriſcher Hinſicht, das aber abgeſchmackt wird, wenn man es, wie an allen Ecken, in Vers und Proſa, von Regierungen und Journalſchreibern geſchieht, zur politiſchen That erheben will; unſre Antiquare reiſen umher und machen ordentlich Jagd, wo noch ein alter Königsſtuhl, ein verrotteter Kaiſerſaal iſt, an dem ſich ausbauen und tünchen und der Eitelkeit fröhnen läßt — und über Alles hoch ſoll ſich das Hermannsdenkmal erheben, dieſer Koloß der Geſchmackloſigkeit und des Aberwitzes!

Wahrlich, es gehört Muth dazu, um dieſer ſich ewig wiederholenden Fehlgriffe willen nicht wirklich, wie Viele und zum Theil ſelbſt unſre Beſten thun, an der politiſchen Befähigung des deutſchen Volkes zu verzweifeln. Es iſt, als hätte der Deutſche eine wahre Furcht vor der Zeit, in der er lebt, als könne er das Angeſicht der Gegenwart nicht ertragen. Gerade in ſolchen Epochen, wo uns die Geſchichte gleichſam die Hand darreicht, in kritiſchen Momenten, wo wir nur zuzufaſſen brauchten, um auch unſern Antheil an den Rechten der Gegenwart zu erwerben: gerade in ſolchen Momenten ziehen wir uns in das Schneckenhaus der Vergangenheit zurück, wir ſpinnen Träume und ſetzen unſer Blut in Wallung mit großen Erinnerungen, wo wir es verſprützen ſollten für das Bedürfniß der Gegenwart;

ſtatt die Gelegenheit beim Schopfe zu faſſen, kriechen wir unter die Perücke unſrer Großväter. Und doch dürfen wir nicht verzweifeln, wir dürfen nicht ſchlecht denken von der Grundlage der deutſchen Natur! Auch dem Ixion begegnete, was uns begegnet: auch er umarmte die Wolke ſtatt der Juno — und war doch ein Titan! Wir ſind nur noch in unſern politiſchen Kinderjahren und da geht es uns, wie dem Kinde vor dem Spiegel, das die Gegenſtände auch nur im Spiegel und nicht da ſucht, wo ſie ſind. Es iſt doch immer ſchon etwas, daß wir ſuchen! Man kann nicht ewig ein Kind bleiben: wir werden heranwachſen und finden.

Mit dieſer Abſchweifung haben wir dem Laufe unſrer Darſtellung nun freilich bei Weitem vorgegriffen. Allein dies ſchien uns nöthig, um den Zuſammenhang und die eigentliche Bedeutung jener Dichtungen zu begreifen, welche, ſchon ſeit dem Beginn des ſechszehnten Jahrhundert, ſich bemühen die Vergangenheit der deutſchen Geſchichte bald in größerem, bald in geringerem Umfange poetiſch darzuſtellen. Auch Gelehrten und Hofdichtern, was nunmehr Eines wird, mußten Stoffe dieſer Art ſehr erwünſcht ſein. Denn erſtlich hatten ſie an ihnen eine bequeme Gelegenheit, ihre antiquariſche Gelehrſamkeit an den Mann zu bringen: wobei wir uns erinnern müſſen, daß in dieſe Zeiten, namentlich in das ſiebzehnte Jahrhundert, die erſten Anfänge zu einer wiſſenſchaftlichen und philologiſchen Behandlung unſrer Alterthümer, durch Merula, Goldaſt, Opitz, Schilter u. ſ. w. fallen: Anfänge, von denen ſich wohl behaupten läßt, daß ſie zur Geſchichte

wie zur Dichtung jener Zeit daſſelbe Verhältniß einnehmen, wie in unſerm Jahrhundert die Anfänge unſrer deutſchen Philologie zur Geſchichte der Befreiungskriege und zur Poeſie der Romantiker. Zweitens aber war hier auch ein guter Anknüpfungspunkt für Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Vergötterungen einzelner Fürſten und ganzer Fürſtenhäuſer. Es iſt wahr: von dergleichen Schmeicheleien abgeſehen, enthalten dieſe Gedichte meiſt einen Ueberfluß von politiſchen Sentenzen und patriotiſcher Rhetorik. Schade nur, daß man ziemlich für jede Stelle dieſer Art das Vorbild in der klaſſiſchen Literatur der Alten nachweiſen kann, die mit derſelben Betriebſamkeit, wie in der Form und der Maſchinerie der Gedichte, ſo auch hierin nachgeahmt wurden. Es war eben auch nur eine Art von Form, ein Schmuck, eine gelehrte Reminiſcenz, bei welcher das Herz nichts fühlte; mit Einem Worte: die ganze Dichtung dieſer Zeit, nach innen wie nach außen, war die Dichtung der Convenienz.

Wir haben hierbei zwei Gattungen zu unterſcheiden: die eigentlich deutſche und die neulateiniſche Dichtung der deutſchen Gelehrten. In der erſtern gedieh die patriotiſch alterthümelnde Richtung erſt ſpät und ſparſam, namentlich zu ſelbſtändigen, größeren Gedichten oder eigentlich epiſchen Verſuchen; meiſtens bleibt ſie in kleineren Dichtungen, wie das früher erwähnte Pasquill, oder in einzelnen gelegentlichen Partheien bei Fiſchart, Moſcheroſch u. ſ. w. ſtecken. Dies kann uns nicht befremden, ſobald wir uns nur an dasjenige erinnern, was oben bereits über die formale Mangelhaftigkeit der damaligen deutſchen Dichtung geſagt iſt, vermöge deren es alſo unmöglich war, daß größere und insbeſondere epiſche Gedichte entſtehen konnten. Aus dem ſiebzehnten Jahrhundert läßt

ſich beinahe nur der Habsburgiſche Ottobert des Freiherrn von Hohenberg nennen: ſ. Gervinus III, 245, vgl. 225 und 404. Koch I, 112. Der Ottobert erſchien 1664, ein ausführliches Epos von ſechs und dreißig Büchern, und (nach Gervinus Angabe a. a. O. 245) ungefähr eben ſo viel tauſend Verſen; ſein Held war Rudolf von Habsburg, und die Verherrlichung des Habsburgiſchen Hauſes ſein Ziel. Das Gedicht ward ſeiner Zeit außerordentlich geprieſen: „er ſchien ſeinen Freunden den Homer überflogen und den Namen des öſterreichiſchen Orpheus verdient zu haben“ (Gervinus a. a. O.) Ja beinahe hundert Jahre nach ſeinem erſten Erſcheinen fand der Ottobert noch Bewunderer: Gottſched, in der Vorrede zur kritiſchen Dichtkunſt vom J. 1741 (vgl. Manſo im VIII. Band der Nachträge zur Sulzerſchen Theorie, p. 94 und 89, und des Verf. Gött. Dichterb. p. 110 Note 1), trug kein Bedenken, ihn unter denjenigen Gedichten aufzuführen, die Deutſchlands Ehre gegen das Ausland retten ſollten und die man das Recht habe, neben Arioſt und Milton zu nennen. — Erſt mit der ſteigenden Kultur der Form ſteigt auch die Zahl dieſer hiſtoriſchen Dichtungen. Poſtels Großer Wittekind (er ward erſt 1724 durch Wichmann herausgegeben, aber jedenfalls vor 1705, als des Autors Todesjahr, geſchrieben: ſ. Gervinus III, 531, vgl. 495, 547), Schönaich's berüchtigter Herman oder das befreyte Deutſchland (1753), ſowie ſein Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen (1757), ein Thema, welches ſich auch Klopſtock in ſeiner Jugend vorgeſetzt hatte: Gött. Dichterb. 105 fgg., und ebenſo die zahlreichen Dramen, deren Held Arminius war (ſ. ebendaſelbſt), bezeichnen die Stufenfolge, in welcher dieſe Richtung fortvegetirte, und in der ſie, trotz aller Anſtrengungen und Verſuche, es doch zu keinem nur einigermaßen achtbaren

Erfolge bringen konnte: eine Erſcheinung, die wir in der oben citirten Stelle unſrer früheren Schrift zu begründen geſucht haben. — Ueber Flemmings Germanis und den Lohenſtein'ſchen Herman werden wir ſpäter, bei den politiſchen Romanen, ſprechen.

Weit zahlreicher und zugleich weit zierlicher in der Form ſind die hieher gehörigen Gedichte der Neulateiner. Den Anfang, wenn wir nicht irren, macht Konrad Celtes mit ſeinem unvollendeten Theodoricus s. poema heroicum de rebus Theodorici Regis Gothorum 1502: ſ. Koch I, 107 und Erhard a. a. O. 126. Auch ſeine Germania generalis, „ein hiſtoriſches Gedicht, welches eine allgemeine Anſicht Deutſchlands nach ſeiner Lage, ſeinen Flüſſen und Gebirgen enthält" (Erhard a. a. O. 130), iſt, um ſeiner hiſtoriſch antiquariſchen Ausſtattung willen, hier in Betracht zu ziehen. Ferner Heinrich Bebels (ſt. 1514) laudes Germanorum, 1513: Koch a. a. O., und Erhard III, 141—170 und im Einzelnen p. 167; die Germanis s. res egregiae et fortia facta veterum Germanorum des Laurentius Rhodomannus (ſt. 1606) in griechiſchen Verſen; Schoſſers, Profeſſors der Dichtkunſt in Frankfurt, Marchias, eine Geſchichte der Markgrafen zu Brandenburg, 1558, und Anderes, worüber man außer Koch II, 110 fgg. namentlich das Erhard'ſche Werk vergleiche.

Gedichte, wie die Marchias, ſtehen nun bereits auf der Grenzſcheide, wo die Geſchichtspoeſie der Gelehrten unmittelbar in die Hofdichtung übergeht. In dieſen Gedichten bildet ſchon nicht mehr das hiſtoriſche, das vaterländiſch anti-

quariſche Intereſſe den Angelpunkt der Dichtung, ſondern dieſes ſelbſt giebt nur die Grundlage für ein anderes, das höfiſche Intereſſe ab. Der ganze große Aufwand von Gelehrſamkeit dient endlich nur, das Lob des Fürſtenhauſes zu motiviren; der breite Unterbau von antiquariſchen Unterſuchungen, hiſtoriſchen Excurſen, gelehrten Studien, bekommt zuletzt nur das Ehrendenkmal des regierenden Herrn zu tragen. So alſo, wie wir oben geſehen haben, daß an die Stelle der ritterlichen Hofdichter die Hofgelehrten traten, ſo entwickelt ſich jetzt wieder aus der Gelehrſamkeit der Stand der Hofpoeten. Je näher nun die Poeſie in die Sphäre des Hoflebens gezogen wird, je mehr natürlich ſucht ſie die Spuren ihrer gelehrten Herkunft zu verwiſchen. Sie ſchüttelt den Schulſtaub von ſich, ſie lernt franzöſiſch ſprechen, ſie wird üppig und frech; das ſchwerfällige Erz lateiniſcher Epopöen muß ſich in einen zierlichen Flitterſchaum von Gratulationsepiſteln, Feſtſpielen und Opern umſchmelzen laſſen. — Die Poeſie der Gelehrten hat alſo nur den Uebergang aus der Volksdichtung zur Hofdichtung vermittelt; ſie hat die Poeſie, ſo zu ſagen, wieder blank putzen müſſen, ſie iſt das Purgatorium geweſen, wo die Poeſie von den rohen Spuren der Volksthümlichkeit geläutert und mit einem neuen Leibe bekleidet worden iſt, nach der neueſten Mode, dem jüngſten Geſchmack: ſo daß vornehme Hände ſie wieder berühren dürfen. Im Ganzen freilich treibt dabei nur ein Teufel den andern aus. Die Nachahmung der Alten weicht der Nachahmung der Franzoſen (vgl. Gött. Dichterb. p. 39—51), für die Convenienz gelehrter Reminiscenzen tritt die Convenienz des Hoflebens ein; aus den Schulpedanten werden Hofpedanten.

Solchergeſtalt nun gerieth im Laufe des ſiebzehnten Jahr-

hunderts die deutſche Literatur in eine entſchiedene Abhängigkeit von den Höfen, und überhaupt von den Adligen und Vornehmen. Wie ehemals in den Kreiſen der Bürger, ſo ſchließt ſie ſich jetzt in den Zirkeln der Vornehmen und Hoffähigen ab. Dieſelbe Bedeutung, die ehedem einerſeits die Schulen der Meiſterſänger und andrerſeits, in der Reſtaurationsepoche des Alterthums, die gelehrten Geſellſchaften, wie die Societas Rhenana des Johann von Dalberg (1496 ſ. Erhard a. a. O. I, 362. II, 63—66), das collegium poetarum des Kaiſer Max (ſ. ebendaſ. im Leben des Conrad Celtes II, 103—109) u. dgl. m. einnahmen, nehmen jetzt die deutſchen Sprachgeſellſchaften, die Vereine und Orden ein, welche (ſeit 1617, dem Stiftungsjahre des Palmenordens: ſ. in Kürze Otto Schulz, die Sprachgeſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhundert, Berlin 1824), mit der ausgeſprochenen Abſicht, die Pflege der vaterländiſchen Dichtung zu befördern, nunmehr unter dem Patronat regierender Herren und Fürſten gebildet wurden und ſich größtentheils, ja beinahe ausſchließlich aus Edelleuten recrutirten. So zählte z. B. der eben erwähnte Palmenorden, unter den 806 Mitgliedern, die er bis 1668, alſo in einem Zeitraum von funfzig Jahren hatte, nicht weniger als „einen König, drei Churfürſten, neun und vierzig Herzöge, vier Markgrafen, zehn Landgrafen, acht Pfalzgrafen, neunzehn Fürſten, ſechzig Grafen, fünf und dreißig Freiherrn und ſechshundert Adlige und Gelehrte; eigentlicher bürgerlicher Gelehrter ſind darunter kaum hundert!“ (Gervinus III, 181.)

In Folge dieſes Uebergangs mußte auch die Stellung der Poeſie zur Tagsgeſchichte ſich aufs Neue verändern. Die Gelehrtendichtung, in ihrem abſtracten Formalismus, hatte die Berüh-

rung mit der Gegenwart ängſtlich vermieden; aufgewachſen in der Studierſtube, genährt von Büchern und Pergamenten, hatte ſie ihre Zuflucht zur Vergangenheit genommen, und über dem alten Deutſchland das neue, gegenwärtige, glücklich vergeſſen. Anders natürlich ſtellte ſich die Hofdichtung. Dürfen wir die Epoche der Gelehrten, ſowohl wegen der formalen Erziehung, welche die deutſche Poeſie durch ſie erhalten, als auch wegen ihrer Entfernung von der Gegenwart, mit dem früheren Principat der Geiſtlichkeit vergleichen, ſo findet dagegen die Hofdichtung des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre nothwendige Parallele in der ritterlichen Hofdichtung des Mittelalters. Auch hier wieder ſieht der Poet von der ganzen Geſchichte nichts, als die Perſönlichkeit ſeines Fürſten und Mäcen; der Hofſtaat iſt der Staat. Und wie wir das letzte Motiv jenes mittelalterlichen Verhältniſſes in geſchichtlichen Zuſtänden, in dem hiſtoriſchen Urſprung der Lehnsverhältniſſe, als der Grundlage des Ritterſtandes, fanden: ſo entſpricht auch dieſe moderne Hofdichtung den gleichzeitigen Zuſtänden der Geſchichte. Oder war es nicht damals die Zeit, wo Ludwig der Vierzehnte das bezeichnende Wort ſprach: l'état c'est moi? nicht damals, wo die perſönliche Laune eines Fürſten oder Fürſtengünſtlings, ein Paar Handſchuhe, ein Glas Waſſer, die beleidigte Eitelkeit einer Maitreſſe, oder ein Zufall von ähnlichem Kaliber, über die Schickſale der Welt entſchieden? wo die Politik ein Gewebe von lauter elenden Perſönlichkeiten, lauter inhaltloſen Formeln geworden war? wo nur perſönliche Rückſichten und Intereſſen, Succeſſionsfragen und ähnliche unmittelbare Anſprüche der Fürſten, den Inhalt der Geſchichte, den Anſtoß der Bewegung gaben? An

keinen Gott in der Geſchichte, man glaubte nur an ſich ſelbſt: und die Völker galten nichts. *)

Um Nichtswürdigkeiten dieſer Art dreht ſich, wie im Großen die Geſchichte, ebenſo nun auch die Dichtung. Die Poeſie des Formalismus mußte auch am Formalismus des Staatslebens kleben bleiben. Daher lauter perſönliche Zuſtände des Regenten: das hohe Wiegenfeſt des Allerdurchlauchtigſten, ſein Allerhöchſtes Beilager, die Geburt eines Prinzen, in dem der Poet zum Voraus einen Marc Aurel und Cäſar witterte, Jagden und Reiſen, Hoffeſte und Maskeraden — das iſt es, wovon die Dichtung ſich nährt und wozu ſie nicht müde wird, alle Götter des Olympus, alle Erinnerungen der Vorzeit zu citiren.

In die Einzelheiten dieſer höfiſchen Literatur ſich einzulaſſen, iſt bedenklich. Denn weder hiſtoriſch noch äſthetiſch, iſt die Ausbeute, welche ſich aus dieſen Gratulationsgedichten und Epiſteln, dieſen Wirthſchaften **) und Operntexten gewinnen

---

*) Wir wollen unſre Leſer hier wieder recht dringend auf Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts verweiſen. Nichts Beſſeres wiſſen wir für die wahre Bildung unſrer Zeit zu wünſchen, als daß dies Buch in Aller Händen, ſein Inhalt in Aller Herzen ſei. Zunächſt aber wünſchen wir, daß dem ehrwürdigen Verfaſſer Zeit, Kraft und Stimmung bleibe, ſein Werk zu vollenden.

**) So hieß eine damals ſehr beliebte Art von Hofmaskeraden, von denen man aus Canitz' Gedichten, p. 199 fgg. der König'ſchen Ausg. von 1727, ſowie aus König ſelbſt, Ausg. von Reſt, 1745 p. 452 fgg. eine Vorſtellung gewinnen kann. Näheres bei Flügel, Geſch. des Grotesken, p. 241, und Plümike, Entwurf einer Theatergeſch. von Berlin, 1781 p. 58. Selbſt bei den Franzoſen, dieſen Maitres de plaisir des damaligen Europa, waren die deutſchen Wirthſchaften (hotéleries) berühmt.

läßt, von einiger Bedeutung, namentlich nachdem bereits ein ſo ſcharfſichtiger und gründlicher Forſcher, wie Gervinus (III, 498 fgg.) durch dieſe traurigſte Steppe unſrer Literatur vorangegangen iſt. Nur bei Einem dieſer Dichter, dem Herrn von König, der mit Canitz und Beſſer (a. a. O. 503, 506) das vornehmſte Dreigeſtirn der höfiſchen Dichtung bildet, wollen wir einige Augenblicke verweilen. Denn ſeine Gedichte, ſtatt aller andern, muß man zur Hand nehmen, wenn man das Aeußerſte kennen lernen will, wozu dieſe Poeſie der Geſinnungsloſigkeit und Nichtigkeit ſich ſelbſt emporgeſteigert (Gervinus III, 509 fgg.). An ihm kann man ſehen, wie gut (aber auch in welchem Sinne) die Poeten ſich damals auf Politik verſtanden, und wo ſie den Pulsſchlag der Geſchichte, die Ader des öffentlichen Lebens ſuchten. — König war aus Süddeutſchland gebürtig, und nach mancherlei Abenteuern nach Sachſen verſchlagen worden. Die Sachſen galten damals für eine der polirteſten Nationen; man verglich ſie gern mit den Franzoſen und ſprach ihnen den erſten Preis in Sachen des Geſchmacks und der feineren Bildung zu. Das war weniger ihr eigenes Verdienſt, als nur ein Abglanz von dem Ruhm ihres Regenten, Auguſt des Starken, der an Pracht und Verſchwendung die meiſten Fürſten ſeiner Zeit übertraf, und auch an Verworfenheit der Geſinnung ſchwerlich hinter Einem zurückblieb; wofür Schloſſers parteiloſe und quellenmäßige Darſtellung, im erſten Bande des erwähnten Werks, die näheren Belege giebt. Sein Hof war ein ewiger Carneval der Maitreſſen, der Günſtlinge und Abenteurer; man pries ihn als einen der prächtigſten in Europa. Daß zu derſelben Zeit das Land am Rande des Abgrunds ſchwebte, daß Habe und Gut, Leben und Blut des angeſtammten, wackern Volkes, ja

ſein Glaube und (in den ſchimpflichen Unterhandlungen mit Karl dem Zwölften und dem wiederholten Treubruch, deſſen Friedrich Auguſt ſich ſchuldig machte) ſeine Ehre ſelbſt für den Scheinbeſitz einer fremden Krone geopfert wurde, davon ſagte man nichts. Welch fruchtbares, welch furchtbares Terrain hätte hier ein politiſcher Dichter gehabt — ein politiſcher, im wahren Sinne des Worts! Wie hätte ſich ihm hier der Stoff entgegengedrängt zu Satyren und Strafgedichten, vor denen der Purpur ſelbſt hätte erbleichen müſſen! Er hätte ja auf der einen Seite nur dieſen Kurfürſten und König zeigen dürfen, in der Pracht ſeiner Verſchwendung, mit dem erträumten Scepter und Feldherrnſtab, wie er als Sonnengott zu den Füßen ſeiner Königsmark lag — und auf der andern dieſelbe Königsmark, bei Karl dem Zwölften bettelnd für ihren fürſtlichen Liebhaber — und das grimmigſte Pasquill wäre fertig geweſen. Aber im Gegentheil: die Poeſie ließ es ſich angelegen ſein, ſie betrachtete es als eine Ehrenſache, dieſe nichtswürdigen Zuſtände pomphaft auszuſchmücken und aufs Prächtigſte zu beſchönigen. Es iſt keine Frage, daß dieſe politiſchen Zuſtände des damaligen Sachſen und dieſe feige Unterwürfigkeit der ſächſiſchen Dichter von größtem Einfluß für die ganze deutſche Literatur geworden ſind. Denn gerade in dieſer Zeit übernahm Sachſen (wozu es vermöge ſeiner formalen Cultur allerdings berechtigt war) die Hegemonie unſerer Literatur, die von ihm jene Unterwürfigkeit, jenes ſchüchterne, unterthänige Weſen, jene ſüße Zierlichkeit erbte, welche die nächſten dreißig Jahre unſrer Poeſie bezeichnet, und von der ſie erſt mit dem Eintritt der Berliner ſich allmälig befreit. — Insbeſondere war in Dresden eine förmliche hohe Schule der Hofdichtung. Nach Dresden hatte ſich Herr von

Beſſer zurückgezogen (1713), als Friedrich Wilhelm der Erſte, Friedrichs des Großen Vater, der lockeren Wirthſchaft ſeines Vorgängers ein Ende gemacht hatte. Von Beſſer (ſ. Gervinus III, 508) wurde König zum Ceremonienmeiſter und Hofpoeten angelernt. Aber wir haben eigentlich ſchon mit der erſteren Benennung genug geſagt: denn auch als Poet iſt er nur ein Ceremonienmeiſter. Unter allen ſeinen Gedichten (ſie ſind am Vollſtändigſten und Treuſten von Roſt herausgegeben worden: Des Herrn von Königs Gedichte, aus ſeinen von ihm ſelbſt verbeſſerten Manuſcripten geſammelt und herausgegeben. Dresden, 1745) iſt kaum eines, das ein anderes Thema hätte, als die wir vorhin im Allgemeinen angegeben. Da ſind lauter Beilager, Entbindungen, Namensfeſte, Geneſungen, Wirthſchaften, ein ganzer Hofkalender in Verſen. Den Gipfel unter ſeinen Gedichten ſelbſt bildet, nach unſerm Dafürhalten, das „Heldenlob Friedrich Auguſt's" 1719, gleich im Anfang der Roſt'ſchen Ausgabe, p. 1—38. Es wird Einem ganz wirbelicht zu Muthe, wenn man dieſes Machwerk lieſt; man wird irre an der Geſchichte. Der Dichter kennt an ſeinem Helden nichts als Tugenden: aus Schimpf und Schande wird hier Preis und Ruhm, Niederlagen heißen Siege, wo der König notoriſch davon gelaufen iſt, da heißt es hier: er iſt vorgedrungen und hat Alles erobert; oder wird gar einmal zugeſtanden, daß er hier und da ein Weniges gewichen, ſo iſt das bloß Großmuth von ihm geweſen, pure Menſchlichkeit und Sanftmuth, die dem beſiegten Feind bloß ein bequemes Davonlaufen hat gönnen wollen; ja ſo weit geht die Verworfenheit dieſes Poeten, daß er dem König zu verſtehen giebt, warum er Karl den Zwölften, bei dem berüchtigten Beſuch in Dresden, zu dem Friedrich Auguſt ihn

eingeladen hatte, nicht lieber gefangen genommen. Das wäre bloße Großmuth und Sanftmüthigkeit von ihm gewesen, und hätte er anders gethan, so hätte Niemand es ihm wehren können.*) Der nächste Rang neben diesem Gedicht kommt wohl dem „August im Lager" zu, einem „Heldengedicht", wie der Verfasser selbst es nennt. Doch ist wenig Heldenmäßiges darin; ja dem Stoffe nach, könnte man es ehr für die Travestie eines epischen Gedichts gelten lassen, von dem Genre des geraubten Eimers, des Peder Paars und dergleichen, als wirklich und ernsthaft für ein heroisches Gedicht. Aber allerdings meint der Poet es ungemein ernsthaft.

---

*) A. a. O. p. 19. Er spricht von dem Altranstädter Frieden, den Friedrich August selbst hinterdrein so schimpflich fand, daß er mit jener Doppelzüngigkeit, die diesem Fürsten eigen war, ihn brach, sobald er sich selbst wieder in Sicherheit fühlte. König sieht auch in diesem Friedensschluß nur einen neuen Ruhm seines Gebieters; dann fährt er fort (p. 18):

„Der Himmel wollte bloß durch diesen Frieden zeigen,
Es könne Dich kein Held an Großmuth übersteigen,
Dieweil ihr wahrer Sitz in Deiner Heldenbrust;
Dies hat der kühne Karl auch wohl von Dir gewußt,
Sonst hätt' er sich fürwahr das Herze nicht genommen,
Und wäre ganz allein zu Dir nach Dresden kommen;
Wer nahm ihn damals doch Dir wieder aus der Hand?
Nur Deine Großmuth, Herr, die Dir die Krone band.
Wer anders hätte Dich hierzu wohl zwingen können,
Als Deine Neigung nur, den Frieden uns zu gönnen." u. s. w.

Sein gegebenes Wort halten, ist also bei Leuten dieses Schlags (und gewiß spricht der Dichter hier nicht bloß seine Meinung, sondern die Meinung des Hofes überhaupt aus) nicht eine Sache der Ehre und der Pflicht, sondern nur der Großmuth; wer sein Wort bricht, ist darum noch nicht ein Schurke, er ist bloß nicht „großmüthig" gewesen. Das gab denn jene Politik, die nicht der Ehre, der Tugend, der Sittlichkeit, sondern bloß dem Nutzen gehorcht — und die noch heut, in unsern großen und kleinen Talleyrands, nicht ausgestorben ist.

Er hat ſich nicht unterſtanden, ſagt er,*) den hohen und merkwürdigen Gegenſtand durch eigene Erfindungen zu entſtellen; auch hat er es nicht nöthig gehabt, da er gewiß iſt, daß dieſe Beſchreibung, ſo wahrhaftig ſie iſt, den Nachkommen gleichwohl fabelhaft genug erſcheinen wird; wem das Gedicht daher mißfallen ſollte, den erklärt er (man höre den Höfling!) ohne Weiteres für „gemeinen Pöbel“. Und was iſt nun der großartige Gegenſtand dieſes Gedichts? Nicht mehr und nicht weniger, als ein Luſtlager, ein militäriſches Feſt, mit dem Friedrich Auguſt den Beſuch des Königs von Preußen feierte.**) Es ſollten ſechs und mehr Geſänge werden; nur der erſte iſt vollendet, ein Bandwurm von

---

*) Im Vorbericht, a. a. O. p. 189 f. — Das Gedicht erſchien zuerſt einzeln, Dresden, 1735.

**) Man höre nur, wie pomphaft er ſein Thema ankündigt, ein völliges arma virumque cano:

Der Sachſen Muſterung, Volk, Lager, Waffen, Helden,
Und Kriegesübungen will ich der Nachwelt melden,
Was auf der Ebene bei Radewitz geſchehn,
Das ſoll man künftig noch in dieſen Blättern ſehn.
Auf! Dichtkunſt, ſteh mir bei! verkehr die ſanfte Flöte
In eine muthige laut ſchallende Trompete,
Damit mein kühner Reim erhaben, edel, frei,
So großer Dinge werth, des Leſens würdig ſei.
Erinnre mich genau, was täglich vergegangen,
Wie ſchön man aufgehört, wie ſchön man angefangen,
Wie zahlreich Hof und Heer, wie vielfach Pracht und Luſt,
Kurz, wie im Lager war mein göttlicher Auguſt. (p. 191.)

Eine ſehr ausführliche proſaiſche Schilderung der ſtattgehabten Feſtlichkeiten findet man in: Merkwürdiges Leben und Thaten des Weltberühmten ꝛc. Friedrich Wilh. Freiherrns von Kyau. Auf Verlangen der curieuſen Welt geſammelt ꝛc. von Gregandern. Cöln, 1736. II, 50 bis 138. — Auch fürſtliche Wirthſchaften, von denen wir oben geſprochen, werden in dieſem, für die Hof-Sittengeſchichte der damaligen Zeit nicht unwichtigen Buche beſchrieben, z. B. II, 47.

mehr als tauſend Verſen — und enthält doch nur den Anfang des Anfangs, die Einholung des erlauchten Gaſtes. Aber auch in dieſer fragmentariſchen Geſtalt fand es weit und breit großen Beifall; ja es ward für ein Juwel unſerer Literatur gehalten, und Gottſched, der ſich von König protegiren ließ, nannte ihn Deutſchlands Virgil und Horaz. — Soweit alſo war es mit unſrer Dichtung, unſerm Leben gekommen: Soldaten exerciren, Schmauſen und Zechen, Jagen und Reiten, das macht den epiſchen Helden, das ſind Thaten, an denen es ſich lohnt, ein Homer zu werden, das iſt unſre politiſche Dichtung aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir haben die Hofdichtung bisher nur in den Kreiſen verfolgt, die ihr zunächſt eigenthümlich waren, alſo in den Kreiſen des Hoflebens ſelbſt. Allein wie jede literariſche, und überhaupt jede geiſtige Richtung den Drang hat, ihre urſprüngliche Sphäre überſchreitend, ein Allgemeines und Volksmäßiges zu werden, ſo ſuchte auch die höfiſche Dichtung das Intereſſe der Menge zu gewinnen, indem ſie ſich jener Literatur bemächtigte, die eben die Menge nun einmal nicht entbehren kann: der Unterhaltungsliteratur. Das unterſcheidende Kennzeichen dieſer Literatur, welche, bei ihren unermeßlichen Einflüſſen auf die Bildung der Nation, wohl einmal ihre eigne Geſchichte verdient hätte, iſt, wenn wir recht ſehen, dies, daß ſie ihren Zweck nicht in ſich, ſondern außerhalb ihrer, in den Neigungen und Bedürfniſſen, dem Geſchmack und der Laune des Publikums hat; weshalb ſie auch von jeher der eigentliche Herd und Tummel-

platz geſinnungsloſer Lohnſchriftſtellerei geweſen iſt. Einen eigenen Inhalt alſo hat die Unterhaltungsliteratur nicht. Sie bildet nur immer gleichſam den verdünnten Aufguß, das geſchwächte Abbild der übrigen Literatur; ſie iſt wie ein Kleidungsſtück, eine Mode, die zuerſt die Vornehmen ſich ſatt und müde tragen, und die dann erſt, nur ein wenig übertrieben und in ſchlechterem Stoff auch das Eigenthum der niederen Klaſſen wird. So die politiſchen Romane und die Haupt- und Staatsactionen des deutſchen Drama.

Bis zur Entwicklung des politiſchen Romanes (ſeit Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts) hatte die Unterhaltungsliteratur, die überhaupt erſt ein Bedürfniß der modernen Zeit iſt und daher erſt mit der Reformation eintritt, ſich hauptſächlich von den alten epiſchen Gedichten, von Volksſagen und Legenden des Mittelalters genährt, die ſie in Proſa auflöſte und durch Entfernung aller eigentlich poetiſchen Zuthat für das Bedürfniß der bloßen Leſeluſt zurichtete. Sie hatte ſich alſo ebenſo an die Vergangenheit gewendet, wie die Gelehrtendichtung, zu der daher dieſe Erneuerung der mittelalterlichen Dichtung in derſelben Parallele ſteht, wie jetzt die politiſchen Romane zur Hofdichtung. Und wie dieſe ſelbſt, ſo gehen auch die Anfänge des politiſchen Romans aus der Gelehrtendichtung hervor. Schon Paul Flemming, angeregt durch die Argenis des Barclay,*) hatte die Abſicht gehabt, eine Margenis (anagrammatiſche Verſetzung

*) Sie war zuerſt 1621 zu Paris erſchienen: ein lateiniſcher Roman, der die damaligen Staatsverhältniſſe Frankreichs allegoriſch darſtellt. Er hatte ſich eines ungeheuren Beifalls zu erfreuen, und ward vielfach fortgeſetzt und überſetzt; zuletzt noch 1794 zu Berlin. Siehe Ebert's allg. bibliogr. Lex. I, 136 fgg.

von Germanis *) zu ſchreiben, in der er die damalige Lage Deutſchlands im Kriege ſchildern wollte: **) gleichfalls allegoriſch und mit verſetzten Namen, was einerſeits an ältere allegoriſch-hiſtoriſche Gedichte, wie den Theuerdank, erinnert, und andrerſeits die Scheu der Gelehrtendichtung charakteriſirt, welche die Geſchichte der Gegenwart, wenn überhaupt, doch nur in Masken ertragen konnte. Allein Flemmings Plan kam nicht zur Ausführung, oder wenn ausgeführt, ſo wurde das Gedicht niemals bekannt: (Gervinus a. a. O.) und ſo iſt Dietrich von dem Werder, als Hauptbeförderer des Palmenordens ſowie als Ueberſetzer des Taſſo und Arioſt berühmt (Gervinus III, 404), zugleich der Erſte, der in ſeiner Diana (1644) den Anſatz zum hiſtoriſch politiſchen Romane nimmt. In der Diana hat Werder „in Epiſoden die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges niedergelegt, obwohl höchſt ſchwach und dürftig, ſo daß man wohl den Anfänger erkennt; in den Erzählungen von Dinanderſo, Lodaſo, Laſtewin, Mivara u. ſ. w. erkennt man bald den Krieg, die Schlacht bei Lützen. Ferdinand, Adolph, Wallenſtein, den Herzog von Weimar u. ſ. w. wieder. Hier alſo beginnen ſogleich die Geſchichtsgedichte, und recht deutlich heißt dies Werk ein Räthſel-Gedicht, das zum erſtenmale der Fabel wegen, das zweite und dritte Mal der

*) Deren ſich auch Sigmund von Birken (Betulejus) bediente: Margenis, das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Deutſchland, 1679, eines von den oben erwähnten Gelegenheitsſpielen, das 1652 öffentlich zu Nürnberg war aufgeführt worden. Koch I, 270. Vgl. Gerv. III, 300. 430.

**) „Es ſollte die Thaten der Helden auf die Nachwelt bringen, die um die Margenis gebuhlt; ſie ſollten anagrammatiſch benannt werden: Vaguſt, Herbrand, Stallwein, Zelaſor u. ſ. f.“ Gervinus III, 239 Note 145.

Reden wegen, das vierte Mal der politiſchen Weisheit und verdeckten Geſchichte wegen geleſen werden müſſe." (Gervinus III, 396.) Auf demſelben Wege ſchritten Philipp von Zeſen, Buchholz, Anton Ulrich von Braunſchweig vor; beſonders die Octavia des Letztern (1711) iſt reich an Epiſoden aus der Zeitgeſchichte, die ſie, in allegoriſcher, oft ſchon den Zeitgenoſſen, geſchweige denn uns unverſtändlicher Verkleidung, mit der Geſchichte des römiſchen Alterthums in Verbindung ſetzt: a. a. O. p. 399. Vor Allem aber iſt hier Lohenſtein's Hermann und Thusnelda (1689) zu nennen. Denn wie in den Romanen des Herzogs von Braunſchweig das römiſche Alterthum, wie in anderen andere fremde Hiſtorien, ſo bildet in dieſem Werke des Lohenſtein das vaterländiſche Alterthum, die Vergangenheit der eigenen deutſchen Geſchichte den Grundſtock des Romans, an den ſich, ebenſo wie bei jenen, Epiſoden aus der Zeitgeſchichte, oder wie Gervinus es paſſend nennt: apocalyptiſche Geſchichten der Gegenwart, anſchließen.*) Es bezeichnet dieſer Roman alſo den Punkt, wo die Gelehrtendichtung mit ihrer antiquariſch patriotiſchen Neigung für die Vergangenheit und die politiſche Dichtung mit ihrer Allegorie der Gegenwart zuſammentreffen. Seitdem wurden dieſe Hof- und Staatsromane immer häufiger. Happel, Bohſe und Andere haben ganze Bibliotheken dieſer Art zuſammengeſchrieben; die Titel findet man bei Koch II, 248. 261 fgg.**) — Alle dieſe Romane nun, die mit der

*) „Unter Hermanns Figur agirt nicht undeutlich Kaiſer Leopold ſelbſt." Gerv. III, 401.

**) Wir wollen einige dieſer Titel herſetzen: Amor am Hofe, oder das ſpielende Liebesglück hoher Standesperſonen (1710). Verliebte Verirrung der ſicilianiſchen Höfe (1725). Der Liebes-Feengarten, in

Zeit die hiſtoriſche Grundlage völlig fahren laſſen, machen es ſich hauptſächlich zur Aufgabe, das politiſche Leben jener Zeit, alſo das Hofleben zur Darſtellung zu bringen. Sie wollen dem Leſer, der nicht hoffähig iſt, und nicht ſelbſt in das Allerheiligſte des Hofſtaats treten darf, doch wenigſtens ein Spiegelbild dieſes fürſtlichen Daſeins gewähren. Man befindet ſich bei ihnen immer in der vornehmſten Geſellſchaft, lauter Kaiſer und Könige, Prinzen und Prinzeſſinnen; die Ceremonieen des Hoflebens werden gewiſſenhaft inne gehalten, die Sprache iſt galant und ſchwülſtig, wie ſie vornehmen Herrſchaften zukommt. Und wie das Hofleben ſelbſt ſich gern in kleinen Intriguen und Geheimniſſen bewegt, mit denen es, in anmuthiger Vielbeſchäftigtheit, ſich ſelbſt über ſeine eigene Nichtigkeit zu täuſchen wünſcht, ſo fehlt auch dem Roman dieſer Stachel des Geheimniſſes nicht. Verſetzte Namen, Anſpielungen und Räthſel geben zu deuten und zu fragen; ja man muß ſchon ſelbſt ein Stück Politikus ſein, um dieſe politiſchen Romane zu verſtehen.

Von ähnlichem Schlage waren nun auch die theatraliſchen

---

welchem hoher Perſonen unterſchiedene Liebesgeſchichten vorgetragen werden (1724): ſämmtlich von Auguſt Bohſe, bekannt unter dem Namen Talander: vgl. Gervinus III, 504. Ferner die bekannte Baniſe des Herrn von Ziegler, 1721: a. a. O. 402, 404, 450, 504, die noch 1754 einer „Engeländiſchen Baniſe, oder Begebenheiten der Prinzeſſin von Suffer" zum Muſter diente. Dann die Happel'ſchen Romane, in einer fortlaufenden Reihe von „ſogenannten europäiſchen Geſchichtsromanen": ein italieniſcher, ungariſcher, ſpaniſcher, franzöſiſcher, deutſcher, engeländiſcher, baierſcher, ſächſiſcher, ſchwäbiſcher u. ſ. w. Koch, a. a. O. 282, 283. Vgl. Gervinus III, 276, 401, 532. — Auch Chriſtian Weiſe, wiewohl er in ſeinen Romanen dieſer höfiſchen Richtung eigentlich entgegenſteht, nimmt doch gleichfalls von hier ſeinen Ausgangspunkt: Gerv. III, 411 fgg.

Haupt- und Staatsactionen, die gleichfalls nur in den höchsten Regionen spielten. Es waren die historischen Tragödieen der Zeit. Harsdörfer (st. 1658: er war mit Johann Klay d. J. Stifter des Pegnitzordens, 1644. vgl. Gervinus, III, 289 und 416 fgg., von welcher letztern Stelle auch das Folgende entnommen ist) erklärt in der Vorrede zu seiner Diana ausdrücklich: den dreierlei Hauptständen der Welt entsprächen dreierlei Hauptgattungen von Poesieen: dem bäurischen Nährstande das Waldgedicht und Schäferspiel, dem bürgerlichen Wohlstande das Freuden- und Lustspiel, dem fürstlichen Ehrstande das Epos, oder der Roman und das Trauerspiel. Kaiser und Könige in das Lustspiel einzuführen, (fährt Gervinus fort) war schon Opitzens Ansichten nach ein Irrthum, und ebenso war umgekehrt ein heroisches Personal und eine heroische Darstellung im Trauerspiel unentbehrlich, ja Klay hält sich überzeugt, daß ehedem bloß Kaiser, Fürsten und Helden Trauerspiele gedichtet!" — Dieser Zweig unsres Drama entspricht also genau der eben besprochenen Richtung des Romans: „auch in das Schauspiel gehen politische Räthsel ein, und politischen Rath geben ist einer der ersten Zwecke dieser Geschichtstücke." (Gervinus 419.) Hierher gehören also die Trauerspiele der Gryphius, Lohenstein, Hallmann und Haugwitz; aber auch die eigentlichen Haupt- und Staatsactionen gehören hierher: jene größtentheils improvisirten Spektakelstücke, meinen wir, die in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Stolz der herumziehenden Banden, die Lust des zuschauenden Publikums waren, und die selbst über die Grenze der deutschen Zunge hinaus, nach Dänemark verpflanzt wurden, wo Holberg (siehe dessen Ulysses von Ithacia, mit den Anmerkungen der Herausgeber:

Kopenhager Ausgabe von 1833, Bd. III p. 95 und IV, und in der großen Rahbekſchen Ausg. von 1804 Bd. II, p. 477—484. Vgl. Löwens Geſch. des deutſch. Theat. in deſſen ſämmtl. Werken, IV, p. 19) ihr ſeine Bauern- und Bürgerkomödie entgegenſetzte, und dadurch ſelbſt auf die Wendung unſrer deutſchen Bühne von großem Einfluß ward. Die Stoffe dieſer Haupt- und Staatsactionen waren allerdings meiſt aus der alten, namentlich der römiſchen Geſchichte entlehnt; aber auch die Zeitgeſchichte, ſowohl die einheimiſche als die fremde*), ging dabei nicht ganz leer aus: vgl. Gervinus III, 419.

Inzwiſchen hatte ſich, im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, die formale Ausbildung der Literatur ſo weit vollendet, daß die deutſche Dichtung fähig ward, auch die Versmaße

---

*) Da die meiſten dieſer Stücke eben nur improviſirt, ſelten aufgeſchrieben und kaum jemals gedruckt worden ſind, ſo hält es ſchwer, den Umfang dieſer Richtung zu überſehen. Plümicke a. a. O. p. 110 hat den ausführlichen Titel eines derartigen Stückes aufbewahrt, das 1731 in Berlin von Titus Maas, Baden-Durlachiſchem Hofkomödianten, aufgeführt ward, wiewohl nur mit Marionetten, und das den Beweis giebt, daß dieſe Komödie ihre Stoffe mitunter auch aus der Tagesgeſchichte, ſelbſt aus der fremden, entnahm. Das Stück lautete: Sehenswürdige, ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowitz, Fürſten von Mentzikopf, eines großen favorirten Cabinetminiſters und Generalen Petri I., Czaaren von Moskau, glorwürdigen Andenkens, nunmehr aber von den höchſten Stufen ſeiner erlangten Hoheit bis in die tiefſten Abgründe des Unglücks geſtoßenen veritablen Beliſary mit Hannswurſt, einem luſtigen Paſtetenjungen, auch Schnirfar und kurtzweiliger Wildſchütze in Sibirien u. ſ. w. Es ward aber vom Berliner Hof — verboten.

der Griechen, die, wie überall, ſo auch im Formalen der Poeſie den Gipfel der Schönheit erreicht haben, ſich ſelbſtändig anzueignen. Damit iſt das Höchſte erlangt, was in dieſer Richtung zu erlangen ſteht. Die formale Uebungszeit unſrer Literatur iſt beendet; aus der Lehre der Alten und der Franzoſen, der Italiäner und der Holländer kommen wir, uns anlehnend an die ſtammverwandten Engländer, endlich zu uns ſelbſt zurück. Zugleich aber iſt damit, daß wir nunmehr alſo die bloß formale, bloß äußerliche, conventionelle Dichtung abgethan haben, auch dies gegeben, daß wir nun überhaupt auf den Inhalt, auf eine lebendige Dichtung des Gemüths zurückkommen. Auch hiezu waren bereits, in Günther, Brockes, Drollinger, ſtufenweiſe Vorbereitungen geſchehen, die wir an einem andern Orte (Gött. Dichterb. p. 52 ſqq.) näher beleuchtet haben, und die nun endlich zu Klopſtock führen. Klopſtock knüpft die Poeſie da wieder an, wo ſie bereits bei der Volksdichtung ſtand: bei dem muſikaliſchen Element und dem Pathos des Gemüths. Aber jenes hat in der mühſeligen Schule, die es inzwiſchen durchgemacht, ſich zur ſchönen Form befeſtigt; dies dagegen beginnt mit Klopſtock die Entwicklung zum ſchönen Subject, dem ſchönen, kunſtberechtigten Individuum, das endlich in Göthe zu ſeiner Vollendung kommt. Stufenweiſe wird während dieſer Entwicklung unſrer Poeſie die Innerlichkeit, innerhalb der Kunſt, ſich ſelber gegenſtändlich; die ganze Gemüthswelt, eine Sphäre nach der andern, geht in die Welt des Schönen über und verkörpert ſich in Kunſtwerken. Die Religion, das gemüthliche Verhalten zur Natur, die Freundſchaft, die Liebe, Alles nach einander wacht auf, wird lebendig, findet Form und Klang, Geſtalt und Leben: bis zuletzt Göthe erſcheint, dieſer Kenner der Höhen und Tiefen, der das ganze glühende Herz,

die lebendig bewegte Welt des Innern, alle die Freuden, die unendlichen, alle die Schmerzen, die unendlichen, ein ganzes, völliges Menschenleben, vom wildschäumenden Sturz der Jugend bis zum stillen klaren Spiegel des Greisenalters, in der Dichtung niederlegt.

Aber hier ist auch die Schranke dieser Richtung. Der Uebergang aus der Subjectivität der Gemüthswelt in die Objectivität der Geschichte, aus der Isolirtheit des Individuums in die Allgemeinheit des Staates ist ihr versagt. Es ist die Selbstsucht der schönen Persönlichkeit, der künstlerische Quietismus des Poeten, woran sie ihre Schranke findet. „Stört mir meine Kreise nicht!" Der Dichter mag nichts wissen von der Geschichte, die ihm den Selbstgenuß seiner Persönlichkeit, seiner subjectiven Empfindungen und Leidenschaften verkümmern würde; neben den großen Schicksalen der Welt, wohin würden sie schwinden, diese Schicksale des Seelchen, das sich anmuthig in sich selbst gesponnen hat? Für die politische Poesie daher, die Poesie der Oeffentlichkeit und der historischen Bewegung, ist diese Entwicklung unserer Literatur, die im Uebrigen so unvergleichliche, vollsaftige Früchte getragen hat, vollkommen unfruchtbar geblieben. Anfänglich, ehe sie noch über sich selbst klar ist, macht sie einzelne vergebliche Versuche, die Politik in ihren Kreis zu ziehen; späterhin, in der Zeit ihrer eigenen Blüthe, kehrt sie sich sogar polemisch gegen dergleichen Versuche, und begründet jenes Dogma der Aesthetiker, von dem wir im Eingang dieses Aufsatzes gesprochen haben. Aber nicht dürfen wir jenes der Mangelhaftigkeit der Talente (denn wer wollte Klopstock's Talent gering schätzen?), noch dieses einem Mangel an Sittlichkeit, einem schlechten und verderbten Willen zuschreiben. Diesen letztern Einfall haben Börne und Menzel gehabt; sie haben aus Göthe's

Theilnahmloſigkeit für die politiſchen Begebenheiten ſeiner Zeit Veranlaſſung genommen, ihn der Unſittlichkeit zu beſchuldigen und eines förmlichen Hochverraths an unſerem Vaterlande anzuklagen. Als ob es nur in Göthe's Willen gelegen hätte, der Ulrich von Hutten des neunzehnten Jahrhunderts zu werden, und als ob nicht jede menſchliche Exiſtenz, auch die vollkommenſte und größte, in dem Boden ihrer Zeit und ihrer Umgebung wurzelte! Der Einfall war kindiſch, und beweiſt nur, daß weder Börne noch Menzel ſich jemals auf Geſchichte verſtanden haben. Jeder Zeit muß man gönnen, was ihr gebührt. Man muß nicht Trauben von den Diſteln — oder wie hier wohl die Meiſten werden umgekehrt ſagen: nicht Diſteln von den Trauben leſen wollen; man muß nicht von Göthe politiſche Lieder, nicht von ihm ein Herz für ſeine Zeit verlangen.

Zwei geſchichtliche Ereigniſſe fallen in dieſe Periode, welche beide die allgemeinſte Theilnahme des deutſchen Volkes erregten und auch auf die Dichtung nicht ohne Einfluß blieben: die Regierung Friedrichs des Großen und die franzöſiſche Revolution.

In der höchſten Sphäre des Lebens, auf dem großartigſten Schauplatz menſchlicher Wirkſamkeit brachte Friedrich der Große zur Darſtellung, was übrigens, im Kleinen und Großen, in Theorie und Praxis, in Literatur und Leben, der allgemeine Charakter, und recht eigentlich die Aufgabe ſeiner Zeit war: die Reaction nämlich des werthvollen, lebendigen Subjects gegen die todte Maſſe der Convenienz und in die inhaltloſe Ueberlieferung. (Götting. Dichterb. p. 112 fgg.) Dieſe Könige, die vor und neben ihm die Polſter ihrer Throne drückten, was

waren, was wurden ſie im Vergleich mit ihm! Der Begriff des Königthums, bis dahin nur noch ein leerer Popanz, ein Götze, vor welchem nur Schmeichler knieten, erhielt durch ihn einen neuen und wirklichen Werth. Nicht als ein Myſterium ſah er das Königthum an, ſondern ihm war es ein Miniſterium, bei welchem die Pflichten größer waren als die Rechte; nur der erſte Diener des Geſetzes, der erſte Beamte des Volkes wollte er ſein; in Krieg und Frieden, als Soldat und Staatsmann, als Feldherr und Regent, immer und überall war er es, er ſelbſt, mit der Fülle ſeines Genies, der Unbezwinglichkeit ſeines Charakters, der an der Spitze ſeiner Nation ſtand, die zuerſt durch ihn und in ihm gelernt hat, ſich als Nation zu fühlen. Die Schmeichelei, dieſe Peſt der Höfe, und das leere höfiſche Ceremoniel, das, wie wir geſehen haben, auch ſchon die übrigen Kreiſe der Geſellſchaft und ſelbſt die Literatur zu beherrſchen anfing, durfte ſich ihm nicht nähern; der traditionellen Verehrung des Thrones, der hohlen erlogenen Bewunderung ward durch ihn, durch ſein Leben, ſeine Thaten, ein innerer Kern der Wahrheit und Lebendigkeit, eine ſchöne und großartige Berechtigung gegeben, und dadurch ein an ſich unſittliches und nichtiges Verhältniß ſittlich und werthvoll gemacht. Wahrlich, es muß etwas Großes, etwas Ungeheures muß es ſein um einen König, der wirklich der Erſte ſeines Volkes, der Held ſeiner Zeit, der lebendige Träger und Vorfechter der Freiheit iſt! Es muß ſchön ſein, auch einen König verehren und ſich für ihn begeiſtern können: nicht mit der hergebrachten Verehrung, dem ſtereotypen Enthuſiasmus der Höflinge, auch nicht bloß mit jenem abſtracten Reſpect, der ſchon theoretiſcher Weiſe dem Oberhaupt des Staates gebührt, und der alſo mehr dem Amt gilt als dem Mann:

ſondern in dem Könige zugleich die Idee der Zeit, den Beſtätiger des Volkswillens, den Mann des Jahrhunderts ehren zu können — das iſt es, wonach die Welt ſich ſehnt, und wovon Friedrich der Große ein erhabenes, leider nur, wie es ſcheint, unerreichbares Beiſpiel nachgelaſſen.

Wie Friedrich der Große ſolchergeſtalt auf unſre Literatur eingewirkt hat und was dieſe ihm ſchuldig geworden, das läßt ſich nicht erſchöpfender ausſprechen, als Göthe mit einem kurzen und treffenden Wort gethan hat, welches tauſend andere erſpart und uns namentlich auch der Nothwendigkeit überhebt, jene noch immer nicht ganz verhallten Stimmen zu widerlegen, welche Friedrich dem Großen aus ſeiner (wie ſie es nennen) undeutſchen Vernachläſſigung unſrer Literatur ein Verbrechen machen. „Durch Friedrich den Großen", ſagt er (Wahrheit und Dichtung, II, 130: der ſämmtl. Werke Band 25) „und die Thaten des ſiebenjährigen Krieges kam der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutſche Poeſie." Denn aus der ſchwülen Stille eines langen, leidſamen Friedens war die Nation durch ihn zuerſt wieder in die geſchichtliche Bewegung hineingezogen worden, ja noch mehr: ſie ward an die Spitze der Bewegung geſtellt und ein deutſcher Staat, ſo lange das Adlerauge Friedrichs des Großen wachte, führte die Hegemonie der Welt. Wie hätten wir uns aus der Dienſtbarkeit fremder Muſter, fremder Sitten erheben mögen, ohne dieſen geiſtigen Mittelpunkt, den Friedrich der Große, der Stolz ſeines Volkes, der allgemeine Stolz ſeiner Zeitgenoſſen, uns bot? Wie hätten wir die Franzoſen theoretiſch überwinden wollen, hätte Friedrich ſie nicht bei Roßbach praktiſch in die Flucht geſchlagen, und die zierlichen Meiſter der Welt zum Geſpötte der Welt, ſelbſt zu ihrem eigenen, gemacht?

Woher hätte Abbt Leſer nehmen wollen für ſeine Schrift vom Tode fürs Vaterland (1761), ja woher hätte ihm ſelbſt der Gedanke dieſer Schrift kommen wollen, wenn nicht aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, wo Tauſende, und unter ihnen ein Dichter, ein Liebling der Nation, Ewald von Kleiſt (Gött. Dichterb. 154, 155), den praktiſchen Commentar zu ſeiner Schrift abgaben und wirklich den Tod für's Vaterland ſtarben?*) Was hätte es Klopſtock genützt, die großen Begriffe des Vaterlands, der Freiheit, der deutſchen Ehre abſtracter Weiſe zu erneuern, wenn Friedrich der Große uns nicht praktiſch gelehrt hätte das Vaterland lieben, der Freiheit dienen, die deutſche Ehre wieder aufrichten? Ja wenn er, durch ſeinen Ruhm, ſeine Thaten uns nicht ein Vaterland gegeben hätte, auf das wir wieder ſtolz ſein konnten? eine Freiheit vertheidigt, die wir preiſen, eine Ehre verſchafft, deren wir uns rühmen durften? Erſt nach den Schlachten Friedrich's war Klopſtock's Wir und Sie (1766) möglich, vorher wär' es eine Renommiſterei geweſen, nicht beſſer als heutzutage — der Becker'ſche Rhein.

*) Dies Verhältniß ſeiner Schrift zu der Zeit, in welcher ſie entſtand, hat Abbt ſelbſt ſehr wohl gefühlt: „Die Zeiten," ſagt er in dem Vorbericht zur erſten Ausgabe (Verm. Werke v. 1768 fg. Theil II im Anfange): „durch welche unſer Leben jetzt fortgeſtoßen wird, machen die Gedanken über den angezeigten Gegenſtand ſehr natürlich und laſſen wenig Leſer übrig, die ſie nicht näher angehen ſollten. Der Verfaſſer dieſer Schrift hat geglaubt, daß ſich ein Patriot wohl damit beſchäftigen dürfe, den Tod für das Vaterland auf einer Seite vorzuſtellen, von welcher ihn ein jeder preußiſcher Unterthan betrachten kann und betrachten muß, ſeine Grundſätze mögen übrigens beſchaffen ſein, wie ſie wollen." Und ähnlich in dem Vorbericht zur Schrift vom Verdienſt, im 1. Bd. der erwähnten Ausgabe. — Die Darſtellung, welche Gervinus von Abbt giebt, (IV, 237 fgg.) iſt bei Weitem nicht ausreichend, namentlich bleibt die patriotiſche Seite ganz unberührt.

Und das Alles, meint Ihr, hat ein undeutſcher König gethan? Dieſen Thatſachen gegenüber, meint Ihr noch Recht zu haben, von Friedrich's Franzoſenthum *) und ſeiner Vernachläſſigung unſrer Literatur zu ſprechen? Er hat Thaten gethan, er hat der Geſchichte gedient und der Dichtung einen größeren Stoff gegeben, als ſie noch in Jahrhunderten wird bezwingen können; das, meinen wir, iſt genug gethan und überhaupt die einzige Art, wie ein König für die Literatur ſorgen kann und darf. Denn die Literatur iſt ſelbſt nichts Einſeitiges und Eigenes; ſondern nur ein Abbild, eine beſtimmte Darſtellung iſt ſie des Lebens überhaupt. Daher wenn es einen König gelüſtet, ein Beförderer der Literatur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft weniger zu heißen, als zu ſein: ſo entſchließe er ſich und befördere die Zeit, die Geſchichte, das Leben überhaupt. Statt ſich Sänger zuzuziehen und Hofpoeten abzurichten, gebe er Thaten: ſo werden die Sänger ſich von ſelbſt einſtellen und vieles andere Gute dazu. Allerdings wäre es unbillig, wenn wir läugnen wollten, daß auch der äußerlichen Anerkennung der Dichter und Künſtler von Seiten der Könige oftmals eine liebenswürdige, edle Geſinnung, eine wohlmeinende und achtungswerthe Beſtrebung zu Grunde liegt, und daß die Orden und Ehrenzeichen, die man neuerlich für Kunſt und Wiſſenſchaft geſtiftet hat, immerhin ſehr erfreulich ſein mögen: mehr zwar für den, der ſie austheilt, als für den, hoffen wir, der ſie empfängt. Aber die Stellung der

*) Göthe, a. a. O. 105: „Wie kann man von einem Könige, der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält (und, ſetzen wir hinzu, nach Allem, was ihm davon zugekommen war, für barbariſch halten mußte), nur allzuſpät entwickelt und genießbar zu ſehen?“

Könige, wie in vielen anderen Dingen, ſo iſt ſie auch hierin nicht mehr ſo naiv und ſelbſtändig, wie in der guten alten Zeit. Sollen dieſe Auszeichnungen wirklich den Sinn haben, den man ihnen hie und da beilegt und ohne den ſie freilich gar keinen haben, das heißt: ſollen ſie (und unter den gegenwärtigen Umſtänden ſind ſie in der That nicht mehr) nicht bloß ein Zeichen perſönlicher Gunſt und ein perſönlicher Maßſtab des fürſtlichen Geſchmacks, ſondern eine nationale Anerkennung, eine Verherrlichung der Kunſt von Seiten der politiſchen Macht ſein; ſo dürfen dieſe Auszeichnungen nicht von autokratiſchen, ſondern nur von ſolchen Regierungen ausgehen, die wirklich den Volkswillen repräſentiren, und an deren Handlungen der Volkswille (durch die Vertreter des Volks) einen wirklichen und ausgeſprochenen Antheil hat. Es iſt damit, wie heut zu Tage mit allen Dingen: alle Straßen führen nach Rom; Alles und Jedes in unſrer Zeit drängt auf das vornehmſte und einzige Bedürfniß der Zeit, auf conſtitutionelle Verfaſſung, hin. Man wird uns den Einwand machen, daß repräſentative Verſammlungen ſich ſchwerlich mit derlei Gegenſtänden befaſſen, und daß Kunſt und Wiſſenſchaft, bei dem zu erwartenden Uebergewicht der materiellen Intereſſen, völlig leer ausgehen würden. Darüber läßt ſich vorher nicht ſtreiten; machen wir die Probe. Anders für jeden Fall, das geben wir ſchon jetzt zu, würden die Auszeichnungen werden, als jetzt: aber vermuthlich zeitgemäßer. Oder iſt es nicht ein Irrthum, wenn auch ein ſehr liebenswürdiger, und eine Verkennung unſrer Zeit, daß man gerade denen, die man ſelbſt für die Weiſeſten und Beſten erklärt, nichts Geringeres zutraut, als den ordinärſten Köhlerglauben des Volks zu theilen und in einem Endchen Band, einem blanken Stern eine Aus-

zeichnung zu finden? Aber wär' es nun auch und kümmerten die Regierungen ſich gar nicht mehr um Künſtler und Poeten, was wär' es denn für ein Schade? Es klingt grell, was wir hier ſagen, und iſt ein Mißton in den allgemeinen Jubel, der von dergleichen Auszeichnungen bereits eine neue Aera der Kunſt und Wiſſenſchaft datirt: aber dem Hiſtoriker, der die Erfahrungen der Geſchichte vor ſich hat, muß man es zu Gute halten, wenn er in dieſen Jubel nicht einſtimmt und ſogar ihm widerſpricht. Noch nie und nirgend iſt die Poeſie eines Volkes (denn ſie iſt eben des Volkes) durch Regierungsmaßregeln, durch Orden und Penſionen gefördert worden. Denn was ſollten dieſe auch fördern? Sie können ja ihrer Natur nach nur immer die Vergangenheit belohnen; die Vergangenheit aber iſt fertig, der Baum des Genies bekommt nicht dadurch einen neuen Trieb, daß man ihm ein buntes Band umbindet. Und für die Zukunft geſchieht mit dieſen Dingen nun völlig gar nichts: oder was wären das für Talente, die ſich durch die Ausſicht auf einen Ordensſtern, einen Jahrgehalt aufwecken oder befördern ließen? Und gleichwohl iſt es noch der ſeltene, der beſte Fall, wenn dieſe Dinge bloß nichts nützen; die Geſchichte lehrt auch, daß ſie ſogar ſchaden können. Cäſar Auguſtus und Ludwig der Vierzehnte, ſie haben Beide zu vielem Andern, was ſie dem Volk entwendet haben, ihm auch ſeine Literatur entzogen und ihm ſtatt deren eine Hofpoeſie geſchaffen, an der es wahrlich nichts gewonnen hat. —

Und weil die Dinge ſo ſtehen, ſo iſt es wohl jedenfalls das Sicherſte und Beſte, wenn man ſich von oben herab lieber gar nicht, weder zum Guten noch zum Böſen, weder mit Auszeichnungen noch mit Beſtrafungen, um die Poeſie bekümmert.

Man nennt ſie gewöhnlich eine Blume: wohlan, wächſt nicht Alles in der Natur von unten nach oben? So hat auch die Poeſie ihre ſtarken lebendigen Wurzeln nur unten beim Volk; von oben her braucht ſie nur Luft, nur Freiheit zum Wachſen, alles Uebrige findet ſich. Und ſelbſt dieſe Freiheit braucht ihr nicht bloß von oben zu kommen: wenn man ſie ihr nicht geben will, was mehr? ſie nimmt ſie ſich. — Zwar hat man auch Pflanzen, die ſich umgekehrt ziehen laſſen, von oben nach unten: aber das ſind Schling- und Schmarotzerpflanzen — und welcher Fürſt möchte die erziehen?

Man ahme alſo auch hierin Friedrich dem Großen nach, der ſich überhaupt leichter nachahmen, als erreichen, geſchweige denn überbieten läßt. Er war der Held ſeines Jahrhunderts und damit genug; um die deutſchen Poeten bekümmerte er ſich nicht. Er zog ſie nicht in ſeine Nähe, er aß mit ihnen nicht von Einer Tafel: aber er ſetzte ſie auch nicht ab, wenn ſie ihm Mißfälliges gedichtet hatten; er ſtiftete ihnen keinen Orden: aber das Pasquill, das man auf ihn gemacht hatte, ließ er eine Elle tiefer hängen, damit die Leute es beſſer leſen könnten.

He was a man, take him for all in all,
We shall not look upon his like again.

So groß nun allerdings der indirecte Einfluß Friedrichs des Großen auf unſere Dichtung war, ſo wenig doch, bei der ganz andern Sphäre, in welcher ſie ſich bewegte, war dieſe ſelbſt im Stande, Friedrich den Großen, ſeine Schlachten und Siege direct zu ihrem Inhalt zu machen und an den politiſchen

Ereigniſſen der Zeit poetiſchen Antheil zu nehmen. An Verſuchen dazu hat ſie es nicht fehlen laſſen; aber ſie ſind alle unzulänglich geblieben und mußten es bleiben, weil nicht das Epos, ſondern die Lyrik, nicht das politiſche, ſondern das ſentimentale Intereſſe in der Abſicht und dem Vermögen dieſer Epoche lag. Hievon abgeſehen, und wenn es nur auf Verſuche, nicht auf Leiſtungen, nur auf Namen, nicht auf die Sache ſelbſt ankäme, ſo ließe ſich freilich mit leichter Mühe eine ganze Friedrichs-Literatur zuſammenſtellen. Hier mag uns ſtatt aller Uebrigen nur Ramler zum Exempel dienen; wie er denn wirklich das Muſter für die Uebrigen abgab, die Schubart, Willamow, Karſchin, wie auch andrerſeits für die Denis, Sonnenberg, Haſchka und wie ſie weiter heißen. Ramler (vgl. Gervinus IV, 210 fgg.) hat das Privilegium für den Flaccus des neuen Cäſar zu gelten; der Vergleich, ſoweit er ihn betrifft, iſt in der That nicht unpaſſend. Er iſt ebenſo conventionell, ebenſo nüchtern, berechnend, unpoetiſch, verſchanzt ſich ebenſo hinter Allegorie und Mythologie, wie Horaz*) in ſeinen Oden. Darin nur übertrifft er den Schmeichler des Auguſt unendlich, daß, wenn Jenen nur die Schmeichelei und die perſönliche Abhängigkeit, ihn dagegen ein wahres, lebendiges Pathos treibt, welches nur leider in dieſer antikiſirenden Verhüllung ſich ſelbſt um ſeinen eigenen Effect bringt, und ferner darin, daß die edelſte Unabhängigkeit, ja man könnte ſagen, eine Art von Trotz gegen dieſen König, der von ſeinem Dichter nichts weiß noch wiſſen mag,

*) Vgl. die eben erſchienene, treffliche Schrift von S. W. Teuffel: Charakteriſtik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte. Leipzig 1842, an der freilich die Verehrer des Alterthums quand même großes Aergerniß nehmen werden.

ihm zur Seite ſteht. Es iſt die veredelte, von den Schlacken des Eigennutzes, noch aber nicht vom Staub des Pedantismus geſäuberte Hof- und Gelehrtendichtung, die Ramler uns darſtellt. „Er iſt", ſagt Gervinus a. a. O. 214, „neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardiſchen Dichter, die von großen Perſönlichkeiten angefeuert, wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die ſich von denen des ſiebzehnten Jahrhunderts nur durch beſſere Objecte und poetiſche Gabe unterſcheiden."

Dieſes Urtheil indeſſen, ſo wahr es übrigens iſt und ſo ſehr wir es zu dem unſern machen, bedarf doch in Bezug auf Gleim einiger Einſchränkung. Denn man würde eine ſehr wichtige Seite an Gleim überſehen, wollte man ihn ohne alle Ausnahme bloß unter den großen Haufen der Gratulationsdichter ſetzen. In ſeinem Alter freilich, wo er den Dichter von Amtswegen machte, ein wahrer Ueberall und Nirgend, mit hunderterlei Vorſtellungen, Empfehlungen, Bitten ſich an Fürſten und Fürſtinnen drängte und, mit einem Gleichniß *), das nicht ſchiefer gedacht werden kann, ſich „den Oſſian des preußiſchen Hauſes" nennen ließ: da freilich war er weiter nichts, und vielleicht in ſeinem eigenen Bewußtſein hat er nie etwas Anderes ſein wollen. Denn er war nun einmal von Jugend an der allgemeine Lobredner und Enthuſiaſt, die perſonificirte Süßthuerei und Bewunderungsſucht ſeiner Zeit. Aber daſſelbe unverdiente Glück, das ihn, ſehr gegen ſeinen Willen und ſeine eigene Abſicht, zum Vater der deutſchen Romanze gemacht hat (Gött. Dichterb.

*) Es rührt von der Königin Luiſe von Preußen her: Körte im Leben Gleims, p. 348.

256 fgg.), machte dieſen kleinen feinen Mann auch zum Tyrtäus des ſiebenjährigen Krieges. Gleim's „Kriegslieder", dieſe gelungenſte Erneuerung des Volksliedes, deren unſre Literatur ſich bis auf Göthe zu rühmen hat, ſtehen als eine ebenſo große Abnormität in Gleim's übrigem Leben und Dichten, als überhaupt in der Literatur dieſes Zeitalters da. Gleim, der Anakreontiker, der nur von Wein und Mädchen ſang, wiewohl er weder den einen trank, noch die andern küßte, der ſeine Freunde mit allen Liebenswürdigkeiten und allen Unarten eines verliebten Frauenzimmers behandelte, der mit ſeinem Freunde Jacobi wahre Liebesbriefe gewechſelt hatte, der dem Petrark und den Minneſängern nachzulallen ſtrebte, der ſüße, redſelige, unausſtehlich geſchwätzige Gleim — wer hätte in ihm den „Grenadier" Friedrichs des Großen geſucht, wer ihm den kurzen, knappen Gang dieſer Lieder zugetraut, die daher ſchreiten, leicht und feſt, hurtig und ſicher, in geflügeltem Takt, wie der Sturmſchritt der Kolonne? Wer hätte in dieſer Literatur, die kaum erſt anfing, die Feſſeln der Convenienz von ſich zu ſtreifen, und die bis dahin erſt in dem religiöſen Gebiet zur Ausſöhnung der Form mit dem Inhalt und zur wirklichen Darſtellung des Kunſtſchönen gekommen war, übrigens aber noch überall in fremden Fußtapfen wankte — wer hätte von ihr ſchon jetzt ein Product von der Volksthümlichkeit, der Friſche und Urſprünglichkeit, dem hiſtoriſchen Sinne, der politiſchen Beſtimmtheit erwartet, wie dieſe Kriegslieder es ſind? Auch wußte man ſich Anfangs weder in den Dichter, noch in die Gedichte ſelbſt zu finden: man bewunderte ſie zwar, man ſtaunte ſie an, aber wie etwas Fremdes, etwas Unerhörtes und Problematiſches. Die Wenigſten wollten glauben, daß Gleim

wirklich ihr Verfaſſer wäre. „Es iſt ja abzuſingen mit dem Stock in der Hand", ſagten die Einen. „Alle Sprachgeſetze ſind mit Füßen getreten", klagten die Andern (ſ. Körte, a. a. O. 99, 100). Leſſing ſelbſt, wiewohl er es geweſen, der die Gedichte des Grenadiers bevorwortet und ins Publikum eingeführt hatte*), konnte ſich mit der entſchieden politiſchen Färbung und dem patriotiſchen Pathos des Poeten nicht ganz befreunden. „Der Patriot (tadelt er bei Gelegenheit eines Gleim'ſchen, ſonſt nicht bekannt gewordenen Kriegsliedes) überſchreit den Dichter zu ſehr; zwar iſt auch bei mir der Patriotismus nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner

*) Im Jahre 1757. Aus dieſem Vorbericht, der auch in der Körte'ſchen Ausgabe der Gleim'ſchen Gedichte (in 7 Bänden, 1811 fgg.), Bd. IV, p. XXI—XXXII wiederholt iſt, und aus der vielen Mühe, mit welcher Leſſing, deſſen Sache die Pedanterie doch ſonſt nicht war, den Standpunkt der Kriegslieder durch Parallele und Analogie mit den Alten zu beſtimmen und den Dichter, ſeine Form, ſeine Sprache u. ſ. w. zu vertheidigen ſucht, läßt ſich der Schluß machen, wie ungewohnt und überraſchend dem größeren Publikum dieſe Gedichte geweſen. Noch ein Umſtand iſt in dieſer Vorrede bemerkenswerth: indem Leſſing nach einer Analogie zu den Kriegsliedern ſucht und die Vergleichung mit den Alten nicht ausreichend findet, kommt er endlich (p. XXVI) zu der etwas baroken Schlußfolge, daß, „wenn er den Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthum vergleichen ſolle, ſo müßten es unſere Barden ſein." Das war vermuthlich wohl ziemlich das erſte Mal, daß dieſer Name in dieſem Sinn und dieſem Zuſammenhange angewendet ward. Er mußte damals auch noch ziemlich neu und unbekannt ſein; denn Leſſing, mit der Gelehrſamkeit, die ihm immer überall zu Gebote ſtand, wenn er ſie zu gebrauchen für nöthig hielt, citirt gleich hinterdrein Lucan, Eginhard u. A., um ſich verſtändlich zu machen über Barden und Skalden. Nur wenige Jahre ſpäter (ſeit 1766), und unſer Parnaß wimmelte von Barden und Skalden: eine Umwendung, für welche vermuthlich auch dieſe Stelle des Leſſing'ſchen Vorberichtes nicht ohne Einfluß geweſen iſt.

Denkungsart, das Allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patriotismus nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger bin." (Aus Lessing's Briefwechsel mit Gleim, Berlin 1795: Körte a. a. O. 101, und in der Lachmann'schen Ausg. der Sämmtl. Werke, Bd. XII, p. 125.) In der That, wenn ein Mann, wie Lessing selbst, und den Ereignissen des siebenjährigen Krieges gegenüber (wohlgemerkt: Lessing war von Geburt ein Sachse, und hätte also provincieller Weise bei den Feinden Friedrichs des Großen stehen müssen: vgl. Gerv. IV, 233) den zweideutigen, inhaltlosen Ruhm des Kosmopoliten über die substantielle Tüchtigkeit des Patrioten setzen konnte: wie mag es da erst bei den Andern ausgesehen haben, die keine Lessinge waren! Und es gab keinen Zweiten, wie ihn. — Aber während die Gelehrten noch stutzten und stritten, hatte das Volk die edle Nahrung, welche ihm in diesen Liedern geboten wurde, rasch erkannt, und Gleim hatte die Freude, daß selbst die Bauern auf dem Felde seine Kriegslieder sangen: Körte, a. a. O. 104. "Und noch jetzt, nachdem bald ein Jahrhundert verflossen ist und nachdem unsere Poesie inzwischen alle erdenklichen Tonarten erlernt hat, gehören die Gleim'schen Kriegslieder, wennschon auch sie in einzelnen Mängeln und Einseitigkeiten (Gött. Dichterb. 151 Note 2) die Spuren ihrer Zeit tragen, zu dem Vorzüglichsten, das unsre politische Dichtung aufzuweisen hat. Sie zeigen, zu welcher poetischen Energie die Energie des Patriotismus, in einem übrigens nichts weniger als energischen Subject, sich steigern kann, und daß daher das politische Pathos doch wohl kein so ganz schlechter Lehrmeister der Dichtung ist, als man gemeiniglich behauptet. — Von den zahlreichen Nachahmungen der Gleim'schen Kriegslieder, die zum Theil mit

vieler Anſtrengung, aber geringſtem Erfolg (wie in den Liedern von Rautenſtrauch) namentlich auch von der Gegenpartei nachgeahmt und zum Theil ſogar wieder rückwärts in die conventionelle Poeſie übertragen wurden (wie in Weiße's Amazonenliedern, den Türkenliedern im Leipziger Muſen-Almanach von 1773 p. 126: vgl. den Wieland'ſchen Merkur v. 1773, II, 51, 52, und im Grunde auch in Lavater's Schweizerliedern, 1764) brauchen wir hier nicht weiter zu reden; ſie ſind meiſt werthlos und auch im beſten Fall, wie eben die Lieder von Weiße und einige von Lavater, doch nur liebliche Nachahmungen ohne innern politiſchen Gehalt. Ueber die Gleim'ſchen Kriegslieder vgl. noch Göthe, Wahrheit und Dichtung, a. a. O. 104, wo ſie gleichfalls die gebührende Anerkennung finden.

Dieſelbe Anerkennung läßt Göthe mit demſelben Recht auch der Leſſing'ſchen Minna von Barnhelm zu Theil werden: a. a. O. 106. Er nennt ſie „die wahrſte Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutſchem Nationalgehalt. Es iſt die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von ſpecifiſch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that. Dieſe Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." — In der That iſt ſie die einzige Dichtung, die wegen ihres politiſchen Hintergrundes hier neben den Gleimſchen Liedern genannt zu werden verdient: vgl. Gerv. IV, 383. Auf ähnliche Weiſe, wie Göthe ſelbſt in Hermann und Dorothea, hat Leſſing in dieſem bürgerlichen Schauſpiel, das übrigens auf Diderot und die Comédie larmoyante hinweiſt, die hiſtoriſche Grundlage der Zeit zum Fundament ſeiner Dichtung benutzt.

Aber was dem Göthe'schen Gedichte gerade abgeht, nämlich die politischen Sympathieen, das gerade vermehrte die schlagende und beinahe beispiellose Wirkung der Minna, die in Berlin (laut der Plümickeschen Theatergesch. von Berlin) im März 1768 binnen zwei und zwanzig Tagen neunzehnmal gegeben ward, und „wie der Götz die Ritterspiele, so eine Fluth von Soldatenstücken" (Gerv. a. a. O.*) veranlaßte, die aber freilich bloß die Aeußerlichkeit der Scenerie, nicht den lebendigen, politischen Kern dieses Stückes wiedergaben und sich nicht besser zur Minna stellten, als die Nachahmer Gleims zu den Kriegsliedern.

Denn im Uebrigen fehlte Viel, daß unsere Dichtung die Bahn verfolgte, auf welche Gleim und Lessing sie in den Kriegsliedern und der Minna von Barnhelm gewiesen hatten, oder richtiger: auf welche Gleim und Lessing selbst in diesen beiden Fällen mehr durch einen glücklichen Instinct waren geführt worden, als daß sie dieselben vorsätzlich beschritten hatten und sich und Andere hätten darauf erhalten können.

Vielmehr entwickelt sich jetzt jene altdeutschthümelnde Rich-

---

*) „Kein Werk, außer dem Messias und Göthe's Erstlingsdichtungen, hatte eine solche Theilnahme gefunden. Nach Berlin brachte es das erste Interesse an den deutschen Literaturgegenständen ins Volk; obgleich im Anfange die Aufführung Schwierigkeiten fand, da „„über Polizei und Regierung nicht dramatisirt werden sollte."" — Zu dem Letzteren ist zu merken, daß auch von den Gleim'schen Kriegsliedern Einige in der Berliner Censur stecken geblieben sind: Lessings s. W. XII, 125. Doch versteht sich von selbst, daß der König, wie er sich überhaupt um die deutsche Literatur nicht kümmerte, so auch hiervon nichts gewußt hat.

tung, welche oben bereits erwähnt ward und die wir als die andere, die abſtracte und abenteuerliche Seite unſerer politiſchen Poeſie zu betrachten haben: die Bardendichtung. Charakteriſtiſch für dieſelbe iſt dies, daß ſie von Solchen ausgeht, die dem preußiſchen Intereſſe, dem Intereſſe für Friedrich den Großen, fremd oder gar ihm feindlich ſind. Gerſtenberg der Däne, Klopſtock, der Friedrich den Großen wegen ſeiner Undeutſchheit haßte und den dieſer Eine, hiſtoriſch ſowohl erklärbare und ſogar gerechtfertigte Zug gegen die übrigen, unvergleichlichen Eigenſchaften des großen Königs wenn nicht blind, ſo doch gleichgiltig und verſchloſſen machte, Kretſchmann der Sachſe, deſſen Vaterland, politiſch und literariſch, durch Preußen überwunden und gedemüthigt war, Denis der Oeſterreicher, bilden die vornehmſten Ausgangs- und Anhaltpunkte dieſer abenteuerlichen Richtung: lauter Männer alſo, die aus Beſchränktheit, theils perſönlicher, theils provinzieller, ſich vorſätzlich gegen die lebendige Gegenwart der Geſchichte capricirten, und die daher auch in der Poeſie nur eine Caprice zu Wege bringen konnten. Es war ferner ganz conſequent, und eine nothwendige Folge dieſer unhiſtoriſchen Tendenz, daß dieſe Poeten auch da, wo ſie, wennſchon immer in bardiſcher Verhüllung, Perſonen und Zuſtände der Gegenwart aufzufaſſen ſuchen, gleichfalls fehlgreifen und ſtatt Preußen Oeſterreich, ſtatt Friedrich den Zweiten, Joſeph den Zweiten faſſen. Es iſt das eine hiſtoriſche Idioſynkraſie, ein politiſches Scheelſehen, das ſich aus dem ganzen Bildungsgange unſerer Nation recht wohl erklärt und wovon es in ähnlicher Art noch heute und noch viel ſchlimmere Beiſpiele giebt: wenn auch mehr in der Praxis, als in der Poeſie.

An dieſe Dichter ſchließen ſich nun einerſeits, an Klopſtock,

die Göttinger Genoſſenſchaft, mit einigem Anflug auch aus dem rheiniſchen Kreiſe — andrerſeits, in Oeſterreich, an Denis und Sonnenberg, die Wiener Odendichter an, die mit Barden und Skalden, mit Freiheit! Freiheit! und Tyrannenblut! Tyrannenblut! beinahe noch freigebiger waren, als ihre Kollegen in Nord- und Weſtdeutſchland. Aber dieſe ganze Heldendichtung hatte nicht viel auf ſich; die Schilde ſchlug man wohl an einander und ſie raſſelten: aber die Helden fehlten. Auch mit der Freiheitsliebe und der gerühmten Unabhängigkeit der Geſinnung war es nicht weit her. Wie in der Ramlerſchen Odendichtung, ſo und noch viel deutlicher, ſpukte auch noch in dieſer Bardenpoeſie viel alte Hofpoeſie; beſonders in der Richtung, die man in Wien und nach Wien hin nahm. Man hätte gar zu gern einen kaiſerlichen Patron, einen literariſchen Hof, eine tonangebende Hauptſtadt gehabt. Wieland und Klopſtock, ſonſt in allen Dingen die entſchiedenſten Antipoden, ſtimmten doch in dieſem Punkte überein. Klopſtock's Zuſchrift an Joſeph vor der Hermannsſchlacht, ſeine Oden an ihn, die Correſpondenz mit dem Fürſten von Lichtenſtein u. ſ. w. ſind bekannt: vgl. Gött. Dichterb. 165. Weniger entſchieden und weniger öffentlich ſprach Wieland ſeine desfallſigen Wünſche und Hoffnungen aus; aber auch bei ihm verrathen ſie ſich, ſowohl in ſeinen Briefen aus dieſer Zeit, als namentlich auch in einzelnen beiläufigen Stellen in den erſten Jahrgängen des Merkur: wie wir dies in Bälde an einem anderen Ort ausführlicher nachzuweiſen hoffen. Ja es dauerte auch gar nicht lange, ſo ſchlug dieſer abſtracte Freiheitstaumel bei Einigen gerade in das Gegentheil um. Kaum daß das Irrlicht der Joſephiniſchen Aufklärung erloſchen und die alte oeſterreichiſche

Dunkelheit in integrum reſtituirt war, ſo hatten die Herren Haſchka und Conſorten auch flugs ihre Flöte wieder umgekehrt, und wollten von Freiheit und Menſchenrechten nun ſo wenig wiſſen, wie ſie bis dahin unermüdlich geweſen waren, Tyrannen zu züchtigen und das Volk zu den Waffen aufzurufen — verſteht ſich, Alles nur auf gut Wieneriſch und bloß zum Spaß: aber immerhin genügt es, die Inhaltloſigkeit und Verlogenheit dieſer ganzen Richtung darzuthun.

Allein da dies Thema eines der hauptſächlichſten war, die der Verfaſſer in ſeiner Schrift über den Göttinger Dichterbund zu erörtern hatte, ſo hält er hier bei dieſen Andeutungen inne, indem er auf das genannte Buch, namentlich auf die Abſchnitte p. 162 und 321 fgg., daneben aber auch auf Gervinus IV, 227. V, 22 fgg. verweiſt.

Das zweite bedeutende Ereigniß, welches in die früher bezeichnete Periode fällt, iſt die franzöſiſche Revolution mit ihrem Vorſpiel, der Befreiung Nordamerika's. Damals war die eigenthümliche Dichtung dieſer Epoche die ſubjective, gemüthliche Dichtung, die Poeſie der ſchönen Perſönlichkeit, gerade auf dem Gipfelpunkt ihrer Entwicklung; mit zauberiſcher Gewalt beherrſchte ſie die geſammte Literatur und ließ keinen, oder doch nur einen höchſt ſpärlichen Raum neben ſich, auf welchem die politiſche Poeſie hätte gedeihen können.

Zwar nicht ſo haben wir dies zu verſtehen, als ob es dem damaligen Deutſchland an Theilnahme für die Schickſale Amerika's und Frankreich's und überhaupt an politiſchem Intereſſe,

politiſcher Erregſamkeit gefehlt hätte: ging es uns doch nicht unmittelbar an und brauchte man doch nur Worte, höchſtens Schriften, aber keine Thaten beizuſteuern. Nur war nicht die Poeſie das Organ, durch welches dieſe politiſche Erregtheit ſich offenbarte. Sie blieb mehr innerhalb der eigentlichen Publiciſtik, die um dieſe Zeit unter uns entſtand, in ausſchließlich hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Discuſſionen, die nur zum Theil, wie in Wieland's politiſchen Romanen und Dialogen *) (Gerv. IV, S. 310. V, 386), in den hiſtoriſchen Romanen Albrechts von Haller (ebendaſ. 356) u. ſ. w., ſcheinbar eine poetiſche Form erborgten, ohne dadurch im Geringſten wirklich ein Object der Kunſt, ein Gegenſtand der Poeſie zu werden. Wollte man daher die Theilnahme, welche unſre Nation und unſre Literatur dem welthiſtoriſchen Ereigniß der franzöſiſchen Revolution geſchenkt hat, nur nach dem beurtheilen, was von dieſem Ereigniß ſich in der ſogenannten ſchönen Literatur, in der eigentlichen Poeſie wiederſpiegelt, ſo würde man ſehr falſch urtheilen; außerhalb ihrer bewegten ſich die Männer und die Schriften, die von dem hiſtoriſchen Inhalt ihrer Zeit auch ihrerſeits erfüllt waren. Jene war eben die ſchöne Literatur: ſie hatte es erſt zur Humanität, zur Menſchlichkeit, noch nicht zum Bewußtſein des Bürgers und des Staats, zum Kosmopolitismus, noch nicht zur politiſchen Bildung gebracht. Mit Einem Worte: noch war erſt nur die Innerlichkeit des Gemüths, nur die per-

*) Schon früher, ſeit 1760 hatte Bodmer „politiſche Trauerſpiele" herausgegeben, die gleichfalls, wie die ſpäteren Romane von Wieland, Haller, Moſer u. ſ. w., zur Erläuterung gewiſſer politiſcher Grundſätze dienen ſollten. Sie ſind aber, politiſch ſowohl, als poetiſch, völlig inept und wurden von Jedermann dafür erkannt.

ſönliche Exiſtenz des Subjects, noch nicht die Geſchichte ſelbſt für die Schönheit erobert und der Dichtung unterworfen.

Dies zeigte ſich namentlich im Fortgang der franzöſiſchen Revolution. Mit den Anfängen derſelben hatte unſre Poeſie ſich noch recht wohl vertragen können. Die Kluft zwiſchen den humaniſtrenden Träumen der deutſchen Literaten, den inhaltloſen Extravaganzen der Göttinger Enthuſiaſten auf der einen — und den idealen Anfängen der politiſchen Bewegung in Amerika und Frankreich auf der andern Seite war nicht gar ſo groß. Unſre Gelehrten und Dichter glaubten hier etwas ganz Aehnliches im Werk, als wovon ſie immer träumten: die Menſchen lauter liebe Brüder, der Himmel auf Erden und Aſträa in Perſon Beherrſcherin des neuen Utopien. Sie begrüßten daher den Anfang der franzöſiſchen Revolution wie den Aufgang eines lang erharrten, ſegnenden Geſtirns, den Beginn einer neuen, platoniſchen Epoche. Klopſtock ſtand dabei ſeit 1787 an der Spitze; in zahlreichen Oden (Sämmtl. W. IV, p. 306 fgg., vgl. Gervinus V, 383, 384) pries er ſich glücklich, dieſen Morgen der Freiheit, dieſe Aera der Bruderliebe und Menſchlichkeit erlebt zu haben: und mit vollen Backen ſtimmte der Haufe der Nachahmer, beſonders aus dem Göttinger Bund, die Stolberge, Voß, Cramer u. ſ. w. in denſelben Ton. Zu dieſen Gedichten bietet nun allerdings die Zeitgeſchichte den Stoff, ſie ſind auch mit lebendigem Mitgefühl, mit entſchiedener Parteinahme für die Geſchichte geſchrieben: und doch können wir ſie nicht unbedingt als politiſche Gedichte gelten laſſen. Denn ſelbſt politiſche Thatſachen faſſen dieſe Gedichte weniger vom politiſchen, als vom kosmopolitiſchen Standpunkt, vom Standpunkt der üblichen Humanität und Bruderliebe auf. Der Poet nimmt ſeine Stel-

lung nicht innerhalb des Staates, bei den Parteien der Geſchichte, er kämpft nicht um beſtimmte, faßbare, politiſche Rechte: ſondern jenſeit ſteht er und führt prächtige Worte in's Feld: Freiheit, Bruderliebe, ſchönere Menſchlichkeit, wo er ſich hätte wie ein Hamſter feſtbeißen ſollen in dem Nächſten und Veſten, wenn es nur etwas Poſitives, etwas Wirkliches, ein beſtimmter politiſcher Zuſtand, ein Recht, ein Bedürfniß ſeines Volkes war. Es war ganz natürlich, daß dieſe „ſchöne Menſchlichkeit" ſich ſehr unangenehm aus dem Traum geholfen ſah, als die Unmenſchlichkeiten der Revolution, jene Gräuel- und Blutſcenen ihren Anfang nahmen, die zu beloben eben ſo kindiſch iſt, als um ihretwillen die Revolution ſelbſt zu verabſcheuen. Es waren eben hiſtoriſche Conſequenzen, der böſe Anwuchs böſer Saaten. Man muß ſie verdammen, gewiß; aber mehr noch als ſie, diejenigen, durch welche ſie möglich geworden, und die durch die brutalen Ausſchweifungen ihrer Tyrannei den Grund gelegt zu dieſen brutalen Ausſchweifungen der Freiheit. Dieſe ſelbſt konnten auch die Blutflecke, die jetzt ihr Kleid beſpritzten, nicht entſtellen, auch die Henkersdienſte, zu denen Fanatismus, Unverſtand und Bosheit ſie nöthigten, konnten ſie nicht unehrlich machen: denn ſie iſt göttlicher und unvergänglicher Natur, ein Stern, der wohl mitunter ſinken kann, der aber doch niemals vom Himmel fällt.

Wenige Männer des damaligen Europa hatten die Kraft und die Einſicht, dies Vertrauen zu bewahren. In Deutſchland, unter den Literaten, weiß Gervinus, V, 389, nur den Einen Georg Forſter zu nennen. *) Aber von den eigentlichen

*) Doch iſt Kant nicht zu überſehen, von dem Nicolovius, der Freund Jacobi's, im J. 1794 bitterlich klagt: er ſei ein völliger Deme-

Poeten war nicht Einer, der nicht den Muth verlor. Klopſtock verzweifelte; er widerrief förmlich und fluchte nun (S. W IV. 333 fgg.) mit demſelben Eifer, nur in einer noch barockeren, noch ſybilliniſcheren Sprache, als er bis dahin geſegnet hatte: vgl. Hegel's Aeſthetik III, 478. Die Nachtreter aber echauffirten ſich nun wiederum ebenſo ſehr mit Loyalitätsliedern, Sanscülottenjagd und Denunciationen, wie vorher mit Freiheitshymnen und poetiſchem Tyrannenmord. Der fruchtbarſte von Allen in dieſer Hinſicht war der alte Gleim. Freilich, die Xenien hatten Recht: die Kraft des alten Peleus war ſehr geſchwunden. Die Zeitgedichte, die der alte Mann ſeit 1793 drucken ließ, geben nicht bloß ein erbärmliches Zeugniß für die Hinfälligkeit des Alters, ſondern ſie beweiſen auch, daß Gleim niemals auch nur eine Spur hiſtoriſcher Einſicht oder politiſcher Bildung beſeſſen, und daß an ſeinen oben erwähnten Kriegsliedern der blinde Enthuſiasmus, der Inſtinkt, die Gunſt des Glücks einen viel größeren Antheil gehabt hat, als ſeine Einſicht und ſein hiſtoriſches Bewußtſein. Welch ein Abſtand zwiſchen den Liedern des Grenadiers und den Zeitgedichten! Jene hatte der Bauer im Feld geſungen, dieſe ließ Gleim auf ſeine Koſten drucken und den Soldaten auf Regimentsbefehl in den Torniſter packen; für jene hatte ihn die Liebe ſeiner Nation, der Enthuſiasmus

---

krat und habe ihn neulich ſeine Weisheit hören laſſen: Alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geſchähen, wären unbedeutend gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, die vorher in Frankreich etablirt war u. ſ. w. S. die Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius von Dr. Alfred Nicolovius, 1841 p. 64. Einen Aufſatz über Kant's Stellung zur Politik in der letzten Hälfte der achtziger Jahre von F. W. Schubert enthält der früher citirte Jahrgang des Raumer'ſchen Hiſt. Taſchenb. p. 525 – 628.

von Alt und Jung, für dieſe ward er mit gnädigen Kabinetsſchreiben belohnt (Körte, p. 253). Und doch könnte man dieſen Abfall von Vernunft und Poeſie, von Wahrheit und Geſchichte, deſſen er ſich in dieſen Gedichten ſchuldig macht, dem alten Manne ſelber noch verzeihen: es waren die Zeitvertreibe ſeiner ſchlafloſen, grilligen Nächte, die Phantome eines Blinden. Er ſelbſt drängte ſich mit ihnen nicht in die Literatur, er verſchenkte ſie bloß an Monarchen und Musketiere und ſo mochte man ihm dieſe Scheinthätigkeit*) als ein unſchuldiges Privatvergnügen zugeſtehen. Allein was ſoll man zu der Tactloſigkeit des Mannes ſagen, der vor anderthalb Jahren, als die Beckerſche Rheinfarre ſpielte, ſpeculirend auf die franzoſenfreſſeriſche Stimmung der Zeit, auch dieſe verlegenen Papiere an den Mann zu bringen, dieſe Curiositäten des Alters als eine angemeſſene Nahrung unſrer Zeit, als die begeiſterten Verherſagungen eines Sehers und Propheten, uns anzupreiſen die Stirn beſaß? Siehe Gleim's Zeitgedichte, herausgegeben von Körte, Leipzig 1841. — War das eine Speculation, ſo iſt ſie vermuthlich keine glückliche geweſen; war es Patriotismus, ſo war es nicht der rechte, und war es Pietät gegen den alten Gleim, ſo war dieſe Art, ſie an den Tag zu legen, die ungeſchickteſte, die ſich denken läßt.

Aber es iſt Zeit, daß wir uns nach demjenigen Dichter umſehen, welcher, wie bereits früher bemerkt worden, den eigent-

*) Die ihm indeſſen auch einen bedenklichen Ehrenplatz in dem Obſcurantenalmanach von 1799 verſchaffte: p. 299—314.

lichen Kern, die wahre Blüthe und Vollendung dieſer Literaturepoche bildet: nach Göthe. Gerade in dieſer hohen und letzten Stufe, welche Göthe in der Entwicklung des ſchönen Individuums behauptet, liegt es auch, daß die franzöſiſche Revolution, weil ſie weit über die bisherige Entwicklung hinausging und weniger äſthetiſchen als hiſtoriſchen Sinn, weniger kosmopolitiſche als politiſche Bildung in Anſpruch nahm, von allen Dichtern dieſer Periode Keinen ſo ſchwer traf, Keinen ſo innerlich aus den Fugen rückte, Keinem ein ſo unvernünftiges, unerträgliches, unſühnbares Ereigniß blieb, als Göthe. Auf den erſten Anblick zwar möchte man glauben (und ſeine Ankläger haben es geglaubt und ihm gerade daraus ein Verbrechen gemacht), als ob er ſich gegen die Revolution und im Allgemeinen gegen die politiſchen Bewegungen, die ſich an dieſelbe anſchloſſen, nur gleichgiltig verhalten. Das iſt gewiß: er hat nicht wie andere Gegner der Revolution dieſe ſeine Abneigung in Oden und Hymnen ausgeſtrömt; er hat nicht den Fanatismus der Stolberge getheilt, deren Blut ſich empörte, wo ſie etwas von Frankreich hörten und die ſogar nicht leiden wollten, daß man die Franzoſen damals Franken nannte, nämlich weil ihre, der Grafen Stolberg, Mutter aus einem fränkiſchen Adelsgeſchlechte ſei: vgl. die S. W. der Brüder Stolberg in der Ausg. v. 1820 II, 119. 142. Vor ſolchen Extravaganzen war Göthe ſchon durch ſeinen äſthetiſchen Sinn, ſein tiefes und lebendiges Gefühl des Schönen und Würdigen geſchützt. Aber ſieht man näher zu und vergleicht man namentlich den Göthe, der eben aus Italien zurückkehrt, mit dem, der er ſodann in Deutſchland wird, den Zurückkehrenden mit dem Zurückgekehrten: ſo wird man wohl gewahr, welche gewaltſame Veränderung in ihm vor-

gegangen und welche tiefe, unausgleichbare Verſtimmung durch die Zeitereigniſſe in ſeine Seele geworfen war. Es war die Zeit, wo (daß wir uns ſeiner eigenen Worte bedienen) „das Unheil der franzöſiſchen Staatsumwälzung ſich immer weiter verbreitend, jeden Geiſt, er mochte hin denken und ſinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäiſchen Welt zurückforderte und ihm die grauſamſten Wirklichkeiten aufdrang.“ (S. W. XXX, 193.) Auch Göthe konnte ſich dieſem Zauber der Geſchichte nicht entziehen, der eben für ihn nur ein Zauber, ſogar ein Bann, eine unheimliche dämoniſche Gewalt war, die ihn ſich ſelbſt entrückte und in der organiſchen Ruhe des ſchönen, äſthetiſchen Bewußtſeins ſtörte. Göthe war gewohnt, Alles, was ihn innerlich beunruhigte und quälte, Sehnſucht und Hoffnung, Erwartung und Verluſt, poetiſch darzuſtellen und eben durch dieſe Plaſtik der Leidenſchaft ſich der Leidenſchaft ſelbſt zu entledigen. Er ſchloß mit ſeinen Schmerzen ab, indem er ſie in ein Gedicht verwandelte; aus ſeinen gemüthlichen Kriſen gingen poetiſche Kunſtwerke hervor. Es iſt deutlich zu ſehen, wie er ſich bemüht, dieſe Praxis auch damals zu üben, als die franzöſiſche Revolution den heitern Horizont ſeiner künſtleriſchen Stimmungen umwölkte. Eine ganze Reihe von Productionen, großen und kleinen: der Großkophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Unterhaltungen der Ausgewanderten, die natürliche Tochter u. ſ. f. ſind ebenſoviel Verſuche, die materia peccans der hiſtoriſchen Erregtheit, die ſich weder abwehren, noch bewältigen ließ, in derſelben Weiſe, wie es ihm bis dahin mit den ſubjectiven Miſſtimmungen gelungen war, poetiſch abzulagern. Aber hier war die Grenze ſeines Talents. Alle dieſe Productionen ſind mehr oder weniger verfehlt; ſie tragen alle eine gewiſſe krankhafte,

unnatürliche Färbung; ſie ſind alle der Nation fremd und unbeliebt geblieben. Nur Hermann und Dorothea macht davon eine Ausnahme. Denn in dieſem unvergleichlichen Gedicht iſt Göthe, trotz des hiſtoriſchen Stoffes, dennoch ſeiner Natur getreu geblieben. Er hat ſich hier darauf beſchränkt, aus der hiſtoriſchen Grundlage auf gemüthliche Zuſtände, aus der Geſchichte zur Idylle zu kommen, während die übrigen oben genannten Verſuche umgekehrt darauf ausgehen, gemüthliche Zuſtände zu hiſtoriſchen zu erweitern und ſittliche Conflicte zugleich als politiſche nachzuweiſen. In dieſen Gedichten alſo ſtrebt Göthe aus ſeiner eigenthümlichen Sphäre hinaus: er geht vom Subject aus und will den Staat begreifen. In Hermann und Dorothea dagegen geht er vom Staat aus und kommt wieder zum Subject, die Geſchichte bildet (gerade wie in ſeinen hiſtoriſchen Dramen, auf die wir uns hier nicht einlaſſen können) nur den Hintergrund, auf dem die perſönlichen Leidenſchaften ſich bewegen; das große Epos der politiſchen Begebenheiten dient nur als Folie einer Idylle, einer Liebes- und Hausſtandsgeſchichte. Der Poet bleibt alſo ſchließlich auf ſeinem Boden: und darum ſieht uns Hermann und Dorothea unter den übrigen Göthiſchen Gedichten dieſer Zeit auch nicht anders an, als ein ächtes Kind, der Kraft ſeines Vaters voll, zwiſchen Stiefkindern.

Göthe ſelbſt, wiewohl er über dieſes Verhältniß ſchwerlich je zur Klarheit gelangt iſt, ſcheint doch andrerſeits ſelbſt gefühlt zu haben, daß er hier an die Grenze ſeiner Kraft gekommen war. Darum von jetzt an dieſe Vernachläßigung der Poeſie, für die nur Schiller ihn mühſam und vorübergehend wieder gewinnen kann; daher dieſes gefliſſentliche Verſenken in Naturgeſchichte und andere gelehrte Studien, dieſe capricirte, ja wir

dürfen wohl ſagen: carrikirte Indifferenz gegen die Geſchichte, wie z. B. wenn er während des Feldzugs nach der Champagne, mitten im Wirrwarr der Schlachten und des Lagerlebens, Optik ſtudirt und Theaterprologe ſchreibt unter dem Donner der Leipziger Völkerſchlacht. Man hat das auch als großartig bewundert und gemeint, das ſei das Rechte, das zeige den wahren Mann: Si fractus illabatur orbis etc. Das Großartige geben wir zu; denn das lag in Göthe's Natur, er konnte nichts Kleines, nichts Unſchönes thun: aber das Rechte war es nicht. Und darum, wie wir Jenes zugeben und überhaupt dafür, daß dies Alles ſo war und nicht anders, nicht Göthe verantwortlich machen, ſondern ſeine Zeit, „die allmächtige, ſeine Herrin und unſre, die ihn zum Manne geſchmiedet und uns“: ebenſo gebe man nun auch uns zu, daß der Standpunkt ſeiner Zeit kein abſoluter geweſen iſt, und daß wir von unſrer Zeit aus das Recht und ſogar die Pflicht haben, die weitere Entwicklung der Gegenwart, wie überall, ſo auch im Angeſicht Göthe's, anzuerkennen und auszuſprechen.

Im Uebrigen hat Göthe über ſeine Stellung zur Geſchichte und ins Beſondere über das Verhältniß ſeiner Poeſie zur Politik ſich verſchiedentlich ſelbſt ausgeſprochen. Er kommt, ſowohl in den zahmen Xenien als namentlich auch in den Eckermann'ſchen Unterhaltungen, dieſen ſchätzenswertheſten Beiträgen zur Kenntniß unſers großen Dichters, wiederholentlich darauf zurück: ſo daß man ſchon daraus ſchließen kann, wie dieſer Gegenſtand, trotz des Alles bewältigenden Humor's der Göthe'ſchen Natur, ihm dennoch immerdar in der Seele gelegen und ihm innerlich zu ſchaffen gemacht hat. Wir wollen die Hauptſtelle, welche die genannten Unterhaltungen über dies Thema bieten, hierherſetzen;

durch eine wunderſame Fügung iſt ſie zugleich die letzte Unterhaltung, (März 1832, alſo einige Tage vor ſeinem Tode) von welcher Eckermann uns berichtet. Ueber die Stelle ſelbſt, in welcher Wahres und Falſches auf eine beängſtigende Weiſe gemiſcht iſt und die wohl als das Credo der Eingangs erwähnten Aeſthetiker gelten darf, enthalten wir uns aller Bemerkungen; ſie würden jedenfalls nicht am Orte ſein: für die Einen, weil ſie dieſelben nicht mehr brauchen; für die Andern, weil ſie ihnen doch nicht glauben würden.

Hier das Göthe'ſche Bekenntniß: a. a. O. II, 356 fgg.

„Wir Neuern ſagen jetzt beſſer mit Napoleon: die Politik iſt das Schickſal. Hüten wir uns aber mit unſern neuſten Literatoren zu ſagen, die Politik ſei die Poeſie, oder ſie ſei für den Poeten ein paſſender Gegenſtand. Der engliſche Dichter Thomſon ſchrieb ein ſehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein ſehr ſchlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern aus Mangel an Poeſie im Gegenſtande.

So wie ein Dichter politiſch wirken will, muß er ſich einer Partei hingeben; und ſo wie er dieſes thut, iſt er als Poet verloren; er muß ſeinem freien Geiſte, ſeinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl ſagen, und dagegen die Kappe der Vornirtheit und des blinden Haſſes über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern

ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er hinabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft.

Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? — An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben ſo, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wolle: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläßigen. Das Vaterland eines Regimentchefs aber iſt ſein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot ſein, wenn er ſich um politiſche Dinge gar nicht bemüht als ſo weit ſie ihn angehen, und wenn er dagegen ſeinen ganzen Sinn und ſeine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und ſie ſo gut einzuexerziren und in ſo guter Zucht und Ordnung zu erhalten ſucht, daß ſie, wenn das Vaterland einſt in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann ſtehen.

Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wiſſen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geſchrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, ſo ſauer ich mir es auch mein Lebelang habe werden laſſen, all mein Wirken in den Augen gewiſſer Leute für Nichts geachtet wird, eben weil ich

verſchmäht habe, mich in politiſche Parteiungen zu mengen. Um dieſen Leuten recht zu ſein, hätte ich müſſen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über dieſen ſchlechten Gegenſtand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe." *)

Die Schranke, an welcher Göthe's Genie zu Schanden ward, hat Schiller überſchritten. Mit ihm iſt die Poeſie aus der bloßen Innerlichkeit des ſchönen Subjects hinausgetreten in die erfüllte, bewegte Welt des hiſtoriſchen Subjects, welches das ſchöne, als ſeine Vorausſetzung, bereits in ſich hat. Er iſt der Anfang einer neuen Epoche unſrer Dichtung, in deren erſten Stadien wir uns noch gegenwärtig befinden, der helle, leuchtende Aufgang einer Bahn, die wir noch lange nicht vollendet haben, ja von der wir uns geraume Zeit verloren hatten und auf die wir erſt jetzt allmälig zurückkehren. Es iſt derſelbe Weg, der uns im Leben der Nation von dem bloß äſthetiſchen zum politiſchen Bewußtſein führen will, zu welchem jenes nur Durchgang und Vorbereitung geweſen iſt; wie das von Schiller ſelbſt in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchenge-

*) Vgl. einige andere hieher gehörige Stellen in gedachtem Werk I, 66. 118 fgg. 306 fgg. 340. II, 92. (vgl. I, 324. II, 341.) — Aus Gervinus haben wir keine einzelne Stelle citiren mögen, weil der ganze Abſchnitt des fünften Bandes, über Göthe und Schiller, p. 363—569 hieher gehört; in ihm iſt beinahe Alles erſchöpft, was hier zu ſagen war. Auch einige Stellen aus dem vierten Band müſſen damit zuſammengehalten werden: IV, 409, 425, 517.

ſchlechts (Gervinus V, 421 fgg.) mit klarer Einſicht ausgeſprochen worden iſt. Die Poeſie wird die Nation auch auf dieſer neuen Entwicklung begleiten: und alſo iſt, von Schiller an, die politiſche Poeſie unſrer Zukunft gewiß.

Das Pathos der Göthe'ſchen Poeſie iſt die lebendige Perſönlichkeit; das Pathos der Schiller'ſchen iſt die Freiheit. Das hat auch Göthe, dieſer Kenner der Herzen, wohl erkannt: „Durch alle Werke Schiller's, ſagte er zu Eckermann, (Januar 1827: I, 306) geht die Idee von Freiheit, und dieſe Freiheit nahm eine verſchiedene Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging und ſelbſt ein Anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtung überging; in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle." Aber dieſe Freiheit bleibt bei ihm nicht bloß ideell, ſie iſt nicht immer bloß ein Poſtulat, das zwar ausgeſprochen, aber nicht befriedigt wird: ſondern die Geſchichte bietet ihm den Stoff, das göttliche Recht, die lebendige Erfüllung dieſer Forderung nachzuweiſen. Zwar iſt es nicht unmittelbar die Geſchichte ſeiner Gegenwart, die er poetiſch bewältigte: aber mit ſicherem hiſtoriſchen Takt, ja mit prophetiſchem Geiſt fand er, ſtatt ſich wie Klopſtock in eine fabelhafte, abſtruſe Vorzeit zu verlieren, ſtets ſolche Zeiten heraus, die den damaligen analog waren; er hat uns nicht ſelbſt politiſche Lieder hinterlaſſen, aber die Anregungen dazu hat er gegeben und die Bahn bezeichnet. Es iſt ein intereſſantes Problem, was Schiller gethan haben würde, wenn er die Kataſtrophe von Jena und jene ſchmachvollen Jahre der Fremdherrſchaft, die ſich an dieſe anſchloſſen, erlebt hätte. Aber man darf es ja nicht einmal ein Problem nennen: wie hätte der Mann, der ſich ſchon von fremoher in die franzöſiſche

Revolution einmiſchen wollte, (in der projectirten Vertheidigung Ludwigs des Sechzehnten: vgl. Gervinus V, 368 f.) gleichgiltig ſein können gegen das Schickſal ſeines Vaterlandes? wie hätte der Hiſtoriker, der den Freiheitkrieg der Niederlande verherrlicht hatte und der ſich mit dem Gedanken eines deutſchen Plutarch trug, die Knechtſchaft ſeines Volkes ertragen wollen? wie hätte der Dichter des Tell, dieſes unſterblichen Gedichtes, das er uns ſcheidend, ein letztes, theuerſtes Denkmal hinterlaſſen, ein glorreiches Feſtſpiel der Freiheit, vor dem noch dreißig Jahre ſpäter die Könige ſich ſcheuten — *) wie hätte er von ſich ſelbſt abfallen und den Heroldruf der Freiheit, der Einigkeit, der männlichen That verläugnen können?

Aber das Alles ſind nun müßige Träumereien. Schiller ward uns entrückt, gerade zu der Zeit, wo er ſeinem Volk am Nöthigſten geweſen wäre. In der vollen Kraft ſeines Geiſtes, in der ſchönſten Blüthe ſeines Talentes, ſchied er dahin; er ſollte uns nur ein heller, ſchöner Polarſtern werden, der keinen Niedergang kennt, der Stern unſrer Zukunft, zu dem unſer Auge ſich allzeit erhebt.

*) „Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren:
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen."

Und ſo ſtehen wir hier am Schluß unſres Aufſazes. Nicht, daß wir glaubten, die Geſchichte der Literatur nach Schiller ſei nicht werth geſchrieben zu werden: wir glauben nur, daß es gegenwärtig noch zu früh iſt, dieſe Geſchichte zu ſchreiben, da wir ſelbſt erſt mitten in ihren Anfängen ſtehen. Es iſt aber bedenklich, die Geſchichte einer Zeit zu ſchreiben, die eben erſt im Werden iſt, und einer Richtung, die ſich nur erſt in Anfängen bewegt; man bekommt ſonſt am Ende das Geſchichtsbuch ehe, als die Geſchichte ſelbſt. Wir laſſen daher auch die beſondern Schickſale, welche ſeitdem unſre politiſche Poeſie betroffen, hier einſtweilen unerörtert, ſowohl die mittelalterliche Reaction der Romantik während der Zeit unſers politiſchen Unglücks, als die Sänger der Freiheitkriege, die ſich zum Theil an Jene (Schenkendorf), zum Theil an Schiller (Körner) anlehnen, zum Theil endlich beide Richtungen zu vereinigen ſuchen (Arndt), und deren Gedächtniß in manchem trefflichen Liede fortleben wird. Solch eine Anerkennung zwar, verdient wie ſie iſt, läßt ſich ſchon jetzt ausſprechen; aber vollſtändig, nach ihrem ganzen Umfang und ihren wahren hiſtoriſchen Zuſammenhängen, wird dieſe Richtung erſt in einer ſpäteren Zeit gewürdigt werden können. In erhöhtem Maße gilt das von den wenigen Einzelnen, die auch während der allgemeinen, politiſchen wie literariſchen Abſpannung von 1817 bis 1830, mitten in den Hungerjahren der Furcht, der ſittlichen Verworfenheit, des Indifferentismus, der Klatſchereien und Nichtigkeiten, die ſchlaffen Saiten der deutſchen Leier zu einzelnen männlichen Tönen zu ſtimmen wagten, und von denen wir nur den Einen Uhland mit all der Anerkennung und Ehrfurcht nennen wollen, die dieſem deutſchen Manne gebührt. Und endlich und am Meiſten gilt es von denen, die ſeit 1830

(Grün, Lenau), oder gar zehn Jahre hernach, ſeit unſrer jüngſten Entpuppung, die verfolgte, verketzerte, für närriſch erklärte politiſche Poeſie unter uns zu reſtituiren verſucht haben. Urtheile man jetzt über dieſe Verſuche, ihren Werth und ihre geſchichtliche Bedeutung, wie man mag. Die hiſtoriſchen Thatſachen zu einem ſolchen Urtheil glauben wir in Vorſtehendem zuſammengetragen zu haben; wir ſelbſt enthalten uns, es zu fällen. Wir appelliren an die Vergangenheit — und obenein iſt uns die Zukunft gewiß.

Deutschlands

Kampf- und Freiheitslieder.

Gezeichnet von Franz Dietrich. Gestochen von Otto Roth.

Wenn heut' ein Geist herniederstiege.

Deutschlands
Kampf- und Freiheitslieder.

Illustrirt von

Georg Bleibtreu.

Mit einer Einleitung von Robert Prutz.

Leipzig
Verlag von Rudolf Loëß.
1865.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Von **Robert Prutz** VII

Ach, es ist ein Mann gesunken. **Max von Schenkendorf** 91
Als Blücher, der Held, und Wellington. **Friedrich Rückert** 35
Als die Preußen marschirten vor Prag 66
Auf Arkonas Berge. **Wilhelm Müller** 64
Auf, danket Gott und betet an. **Ernst Moritz Arndt** 76
Das ist der deutsche Stein. **Friedrich Rückert** 88
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. **Theodor Körner** 21
Der Blücher hat die Macht. **Friedrich Rückert** 36
Der Dörfflinger war ein Schneidergesell. **Friedrich von Sallet** 45
Der Gott, der Eisen wachsen ließ. **Ernst Moritz Arndt** 3
Der Knabe Robert, fest und werth. **Ernst Moritz Arndt** 11
Der Landsturm! der Landsturm! **Friedrich Rückert** 89
Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus. **Theodor Körner** 60
Der unsrer Feinde List und Spott. **Robert Prutz** 95
Deutschland, Deutschland über Alles. **Hoffmann von Fallersleben** 71
Die bange Nacht ist nun herum. **Georg Herwegh** 10
Die Heere blieben am Rheine stehn. **August Kopisch** 36
Dir möcht' ich diese Lieder weihen. **Ludwig Uhland** 1
Dort an den Mauerwällen. **H. F. Maßmann** 77
Drumb gehet tapfer an. **Julius Wilh. Zinckgref** 31
Du Schwert an meiner Linken. **Theodor Körner** 79
Ein' feste Burg ist unser Gott. **Martin Luther** 39
Erhebt euch von der Erde. **Max von Schenkendorf** 41
Es hat der Fürst vom Inselreich. **Emanuel Geibel** 16
Es sei mein Herz und Blut geweiht. **Friedrich Schlegel** 12
Es thront am Elbestrande. **Ernst Moritz Arndt** 73
Es waren drei Gesellen. **Friedrich Rückert** 69
Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben. **Friedrich Rückert** 19
Freiheit, die ich meine. **Max von Schenkendorf** 2
Frei und unerschütterlich 48
Fridericus Rex, unser König und Herr. **Willibald Alexis W. Häring** 65
Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink! **Theodor Körner** 23
Frisch auf, ihr tapferen Soldaten. **Adolf Wedherlin** 57
Frisch auf, mein treues Volk, mit scharfen Waffen! 13
Heran, heran, zu Sieg oder Tod! **Mill** 96
Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang. **Alfred Meißl** 24
Ich bin ein deutsches Märchen. **Friedrich Gottlieb Klopstock** 7
Ich bin ein deutsches Weib. **Ida Gräfin von der Gröben, geb. v. Auerswald** 8
Ich hab' mein Roß verloren. **Wetzel** 28
Ich hab' mich ergeben. **H. F. Maßmann** 72
Ich hatt' einen Kameraden. **Ludwig Uhland** 22

	Seite
Ich müßte mich schämen, ein Mann zu heißen. Friedrich Rückert	55
Ihr besonders dauert mich. Ludwig Uhland	20
Ihr kühnen Lützowschen Jäger. Friedrich Rückert	85
In ritterlichen Kriegeszügen	40
Joachim Hans von Ziethen. Theodor Fontane	67
Mein Arm ist stark, und groß mein Muth. Fr. Leopold Graf zu Stolberg	56
Morgenroth, Morgenroth. Wilhelm Hauff	42
Mütter, die ihr euch erquickt. Ludwig Uhland	20
Nennt es, so lang's euch gutdünkt, nennt's Verschwörung. Friedrich Rückert	4
O du Deutschland, ich muß marschieren	59
O, wie ruft die Trommel so laut! Friedrich Rückert	27
Preis dir, Hermann, Volksretter! L. H. Hoffmann	54
Prinz Eugenius, der edle Ritter	81
Prinz Karl, du theurer Held. Friedrich Rückert	49
Schier dreißig Jahre bist du alt. Karl von Holtei	65
Schlacht, du brichst an! Theodor Körner	9
Schleswig-Holstein, meerumschlungen. Matthäus Friedr. Chemnitz	15
Schön ist's, unter freiem Himmel. Hiemer	84
Seht den Staubentrompeter! Friedrich Rückert	62
So zündet nun die Feuer. Max von Schenkendorf	43
Und wenn uns nichts mehr übrig blieb. Emanuel Geibel	14
Vater, ich rufe dich! Theodor Körner	75
Viel Krieg hat sich in dieser Welt	29
Von Wunden ganz bedecket. Julius Mosen	63
Vorm Feinde stand in Reih' und Glied. Georg Herwegh	53
Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus! Ernst Moritz Arndt	33
Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein? Theodor Körner	25
Was ist des Deutschen Vaterland? Ernst Moritz Arndt	51
Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt. August Kopisch	61
Wenn heut' ein Geist herniederstiege. Ludwig Uhland	5
Wie könnt' ich dein vergessen! Hoffmann von Fallersleben	92
Wir hatten gebauet. August Binzer	90
Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd. Friedrich von Schiller	37
Wo kommst du her in dem rothen Kleid. Ernst Moritz Arndt	93
Wo Muth und Kraft in deutschen Seelen flammen. E. Hintel	47
Zelte, Posten, Werda-Rufer! Ferdinand Freiligrath	83
Zimmergesell, Zimmergesell. Max von Schenkendorf	87
Zu Mantua in Banden der treue Hofer war. Julius Mosen	17
Zu Wesel auf der Schanz	18
Zur Schmiede ging ein junger Held. Ludwig Uhland	44

Berichtigungen.

Auf Seite 7, Zeile 5 von unten lese man ein anstatt: ein ein, und auf S. 17, Zeile 9 von oben Steinberg anstatt Finkelberg. Ferner ist auf S. 32 zu berichtigen, daß Jul. Wilh. Zinckgref der Dichter des Liedes: „Drumb gehet tapfer an" ist, und nicht J. J. M. Meichecrosch, wie in einem Theile der Auflage irrthümlich gedruckt steht.

Einleitung.

Was das historische Dasein eines Volks bewegt und erfüllt, das spiegelt sich nothwendig auch in seiner Literatur wider; es steht damit genau wie mit dem einzelnen Menschen, der ebenfalls nur dasjenige dichten und künstlerisch darstellen kann, was er an sich selbst erlebt, erlitten und durchgekämpft hat. Von einem Volke daher, dem kriegerischer Muth und soldatische Tapferkeit dermaßen angeboren sind wie dem deutschen — einem Volke, das gleich von seinem ersten geschichtlichen Auftreten an vermittelst eben dieser seiner kriegerischen Eigenschaften der gesammten Welt eine neue Gestalt gegeben hat, dessen Blut auf so unzähligen Schachtfeldern geflossen ist, ja das noch heut, mitten in einer Zeit des Friedens und der friedlichen Entwicklung, sich rühmen darf, eines der kriegserfahrensten und kriegstüchtigsten Völker der Erde zu sein, wie das alles bei uns Deutschen der Fall ist — von einem solchen Volke läßt sich ohne weiteres voraussetzen, daß auch seine Literatur einen ungewöhnlichen Reichthum an Schlacht- und Freiheitsliedern, an Kampf- und Siegesgesängen besitzen wird.

Und so ist es denn auch in der That. Gleich die frühesten Nachrichten, welche uns über die Anfänge der vaterländischen Literatur erhalten sind, deuten auf Lieder und Gesänge kriegerischen Inhalts hin. Schon Tacitus (im ersten Jahrhundert nach Christus) erzählt von dem Barritus, dem Schlachtgesange, mit welchem die alten Deutschen in den Kampf zogen und dessen dröhnender Widerhall ihnen als Orakel für den Ausgang des Gefechtes diente. Der Barritus soll geschichtliche Ereignisse besungen haben, es wurden darin, wie Tacitus versichert, die Heldenthaten der Vergangenheit gefeiert, vor allem die eines Nationalheiden oder Heros, von Tacitus Herkules genannt, den die Deutschen angeblich als den tapfersten aller Männer priesen. Außerdem besaßen sie, wie uns aus derselben Quelle berichtet wird, Gesänge, in denen das Andenken jenes Arminius verherrlicht ward, der sich durch die Niederlage des Varus unsterblich gemacht hat und in dem wir noch heut den ersten und frühesten Helden unseres Volkes verehren. Die zu seinem Preise gedichteten Lieder wurden nicht nur beim Beginn der Schlacht, sondern auch bei festlichen Zusammenkünften gesungen, hauptsächlich bei jenen Zechgelagen, in denen die alten Deutschen ebenfalls so stark waren, wie sie es denn überhaupt liebten, ihre Schmausereien und Festlichkeiten durch Absingung von Kriegs- und Heldenliedern zu verschönern.

Mit der Einführung des Christenthums, das nicht nur eine ganz neue Weltanschauung, sondern auch eine neue Sprache, die römische, als offizielle Sprache der Kirche und bald auch des Staats, nebst einer neuen Kunst im Gefolge hatte, mußten diese Schlacht- und Siegeslieder dem freilich verhallen. Indem das Christenthum nicht nur einen neuen Glauben, sondern auch eine neue Sittlichkeit und neue Begriffe von Recht und Unrecht lehrte, mußte es sich nothwendig feindlich erweisen gegen alles, was den alten Deutschen in Sitten und Gewohnheiten, in Gebräuchen und Ueberlieferungen noch von ihrer heidnischen Zeit her anhing, vor allem also auch gegen die poetischen Reste derselben. Zwar Karl der Große hatte diese noch sorgfältig sammeln lassen, aber schon unter seinem nächsten Nachfolger durfte mönchische Beschränktheit und priesterlicher Fanatismus die mühsam gesammelten Schätze absichtlich wieder zerstören. Wie das gesammte Leben unsers Volks, so gerieth damals auch unsere Literatur in den ausschließlichen Besitz der Geistlichkeit; der alte muntere Volksgesang war verstummt, auf den Liedern, welche ehedem zum Preise der Helden und ihrer Thaten erklungen waren, lag der Bann der Kirche; nur Mönche dichteten, und zwar in fremder, römischer Sprache und nur von solchen Gegenständen, denen die Kirche ihren Stempel aufgedrückt hatte.

Daß bei alledem die innerliche Umwandlung des Volkes nur sehr langsam vor sich ging, und daß es der Kirche namentlich nicht gelang, jenen kriegerischen Sinn und jene Lust an Kampf und Gefahren zu ersticken, durch welche die Deutschen sich von jeher ausgezeichnet hatten, davon gibt die Geschichte jener Jahrhunderte Zeugniß, die in der That ein einziges großes Gewebe von Schlachten und Kämpfen, von Kriegs- und Eroberungszügen bildet. Wohl aber war es dem kirchlichen Einfluß gelungen, die Literatur, oder genauer gesagt die Dichtung dem eigentlichen Volksleben sowie überhaupt der Wirklichkeit dermaßen zu entfremden, daß selbst dann, als das lateinische Joch, unter welchem die deutsche Poesie so lange geschmachtet hatte, allmählich zerbröckelte und die deutsche Sprache in ihre natürlichen Rechte wieder eintrat, unsere Literatur doch noch immer sehr weit davon entfernt blieb, ein wirklicher und vollständiger Spiegel unseres nationalen Lebens zu sein. Bei vielem Schönen und Herrlichen, das unsere mittelhochdeutsche Poesie hervorgebracht hat, kann sie doch dem Vorwurf nicht entgehen, mehr eine fremde, als eine eigentlich deutsche Poesie gewesen zu sein; nicht nur die Stoffe sind größtentheils der Fremde entlehnt, sondern auch in Betreff der Ansichten und Empfindungen und selbst sogar der Leidenschaften griff ein gewisses, fremden Mustern nachgebildetes conventionelles Wesen Platz, das den eigentlichen Volkscharakter nur sehr unvollständig und in sehr einseitigen Offenbarungen zu Tage kommen ließ. Besäßen wir keine anderen Ueberlieferungen als nur die Lieder unserer Minnesinger, wahrlich man müßte glauben, das deutsche Volk des 12. und 13. Jahrhunderts wäre eine Nation von arkadischen Hirten gewesen, aber nicht von kriegerischen Männern; man müßte glauben, jene Jahrhunderte wären dem deutschen Volk in tiefstem Frieden, im Schooße des Wohllebens und des Müßigganges, ein wahrhaft goldenes Zeitalter, verstrichen, während sie doch in Wirklichkeit zu den unruhigsten und blutigsten unserer Geschichte gehören. Mit wenigen um so rühmenswerthern Ausnahmen, wie Walther von der Vogelweide, Reinmar der Alte, Reinmar von Zweter ꝛc., die namentlich in ihren Spruchgedichten ein warmes und inniges Gefühl für den Glanz und die Ehre des deutschen Namens offenbaren, wissen dieselben Ritter, welche mit ihrem kriegerischen Ruhm ganz Europa erfüllten, ja die das Schrecken des Morgenlandes waren,

in ihren Liedern von nichts zu singen als von Lenz und Liebe, von Blumen und Frauen, von der Strenge des Winters und der Bitterkeit der Trennung, wenn zwei Liebende sich aus den Armen lassen. Vergebens in der ganzen Literatur jener an kriegerischen Ereignissen so reichen Zeit suchen wir nach einem Schlacht- oder Kampflied, einem Liede ehernen Klanges, einem Liede, in welchem die großen Begebenheiten der Geschichte poetischen Ausdruck fanden; unsere Ritter waren noch so tapfer wie früher, sie schlugen sich noch immer wie Löwen, aber so wie sie zur Leier griffen, vergaßen sie die Welt draußen und hatten nur noch Sinn für die schönen Augen und die rosigen Wangen ihrer Herrin.

Erst seit dem allmählichen Abwelken dieser ritterlichen Zeit, als auf dem Grunde des neu entstandenen Bürgerthums ein neues Volk mit neuen schlichten Sitten, ein Volk des Duldens und der harten mühseligen Arbeit emporwuchs, erst von da an tritt das Schlacht- und Kriegslied, das während der Blütezeit unserer ritterlichen Dichtung vollständig verschollen war, wieder in seine Rechte; das Minnelied verstummt, um dem Volksliede Platz zu machen, und damit geht denn durch die Hallen unserer Literatur ein frischer männlicher Geist, der auch wieder an Kampf und Sieg seine Freude hat. Es ist im hohen Grade bezeichnend und gewährt einen ebenso lehrreichen wie überraschenden Einblick in den geheimen Zusammenhang, der zwischen der Poesie und dem historischen Leben eines Volkes obwaltet, daß das erste Wiederauftreten des deutschen Kampf- und Freiheitsliedes in dieselbe Zeit und dieselben Gegenden fällt, wo deutsche Volksstämme zuerst den Versuch machten, die Ketten der Willkürherrschaft zu zerbrechen und ein selbstständiges volksthümliches Regiment bei sich zu begründen: das war im Süden die Schweiz, wo damals seit Mitte des 13. Jahrhunderts die Grundvesten der noch heute blühenden schweizer Freiheit gelegt wurden, und das waren im Norden die dithmarsischen Bauern, die mit demselben Muth wie die Schweizer, wenn auch nicht mit demselben glücklichen Erfolge, für ihre Unabhängigkeit kämpften. Aus beiden Kämpfen ist uns eine Reihe der herrlichsten Lieder aufbewahrt; wir erinnern, was die Schweiz betrifft, nur an die Namen Halb Suter (Sempacher Schlacht, 1386) und Veit Weber, während die Kriegs- und Siegeslieder der Dithmarsen in ihrer schlichten bäuerischen Einfalt noch heut zu dem Schönsten gehören, was unsere Literatur in dieser Beziehung aufzuweisen hat.

Je mehr wir uns nun dem großen Wendepunkt unserer nationalen Entwickelung, wir meinen der Reformation nähern, die sich ja keineswegs allein auf das kirchliche Gebiet beschränkte, in der vielmehr eine Erneuerung und Wiederherstellung unsers gesammten volksthümlichen Daseins in Wissenschaft, Staat und Gesellschaft vorgebildet lag, um so männlicher wird auch wieder die Haltung unserer Literatur und um so reichlicher fließt der Quell unserer Schlacht- und Kriegsgesänge. Die Blütezeit der Reformation, also die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, ist zugleich die Blütezeit unsers Volksliedes, und zwar nimmt, entsprechend dem damaligen Zeitcharakter, das historische Lied, insbesondere aber das Schlacht- und Kriegslied die erste Stelle darin ein. Die „frommen" Landsknechte, welche damals unter Georg von Frundsberg die alte deutsche Tapferkeit zu neuem Ansehen brachten, wußten nicht blos tüchtig dreinzuschlagen, sondern sie verherrlichten auch ihre eignen Thaten durch Lieder, welche bald in aller Munde waren; dieselbe Schlacht von Pavia z. B. (1525), welche den deutschen Landsknechten so großen Ruhm eintrug, gab auch die Veranlassung zu zahlreichen

Liedern, die alle von demselben kriegerischen Geist durchdrungen waren und alle dieselbe Freude an kühner Mannesthat, an Kampf und Gefahren äußerten. Aehnliche Lieder wurden durch den Bauernkrieg hervorgerufen, ferner durch den schmalkaldischen Krieg sowie durch das ebenso kühne wie verschlagene Unternehmen Moritz' von Sachsen gegen Karl den Fünften; desgleichen durch die würtembergischen, die braunschweigischen, die Grumbach'schen Händel ꝛc. Erst mit dem Jahre 1560 tritt eine gewisse Ermattung ein, entsprechend der Ermattung, welche sich bald darauf des gesammten deutschen Lebens bemächtigte und aus der selbst die Greuel des dreißigjährigen Krieges uns nicht aufzurütteln vermochten. Auch der dreißigjährige Krieg sowie später die Türkennoth haben noch einzelne Schlacht- und Kriegslieder volksthümlichen Tones hervorgebracht; was namentlich die Türkenkriege anbetrifft, so genügt es an das bekannte „Prinz Eugenius, der edle Ritter" zu erinnern, das bei Gelegenheit der Eroberung von Belgrad im Jahre 1717 entstand und gewissermaßen den Schlußstein dieser Literatur bildet.

Schon nämlich war, in genauem und nothwendigem Zusammenhange mit der Entwickelung, welche unser gesammtes Dasein inzwischen genommen hatte, eine neue Bildung und eine neue Literatur aufgetreten, neben welcher das Volkslied sich nicht zu behaupten vermochte: die Gelehrtendichtung, die sich in demselben Maße ausbreitete, wie das deutsche Leben selbst mit dem Absterben der reformatorischen Bewegung mehr und mehr verknöcherte. Zwar in ihren Anfängen stand auch die Gelehrtendichtung noch in einem gewissen Zusammenhange mit dem Volk und der Volksdichtung, was namentlich dem Schlacht- und Freiheitslied zu Gute kam; derselbe Georg Rodolf Weckherlin (gest. 1651), der mit zu den frühesten Begründern unserer Kunstdichtung gehört, schrieb auch das berühmte „Frisch auf, ihr tapferen Soldaten", während Julius Wilhelm Zincgref (gest. 1635) die Schlachtlieder des Griechen Tyrtäus ins Deutsche übertrug und selbst Martin Opitz, trotz seiner Studenspitzerei und bei all seiner diplomatischen Vorsicht, sich einzelner kriegerischer Anklänge nicht erwehren konnte.

Bald jedoch erweiterte die Kluft zwischen Gelehrtendichtung und Volksleben sich mehr und mehr, und in demselben Grade hörte auch das Kampf- und Freiheitslied entweder ganz auf oder wurde doch von den gelehrten Dichtern der plattesten Bänkelsängerei anheimgegeben. Erst durch Friedrich den Großen, diesen angeblich undeutschen König, der nichtsdestoweniger, wie schon Goethe mit Nachdruck hervorhob, der Literatur seiner Zeit das Höchste gegeben hat, was ein König überhaupt geben kann, nämlich einen großen geschichtlichen Inhalt, ward auch darin eine Aenderung und Besserung herbeigeführt. Die gewaltigen Thaten, welche dieser König vollbrachte, die Lorbern, mit denen er seine Schläfe krönte, der Glanz, mit dem er nach langem ruhmlosen Dunkel den deutschen Namen zuerst wieder umgab — das alles riß auch die Literatur unwiderstehlich mit sich fort, und auch das Schlacht- und Siegeslied, so lange verstummt und vergessen, erhob sich zu neuem Leben. Und zwar war es diesmal nicht nur das Volkslied, das die Heldenthaten des Königs feierte, sondern auch die Kunstdichtung, mitfortgerissen von der allgemeinen Begeisterung, erkannte es als eine ihrer schönsten und dankbarsten Aufgaben, den Helden des Jahrhunderts zu verherrlichen. So dichtete Gleim (gest. 1803) seine „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" (1756), in denen zum ersten mal wieder ein Kunstdichter die Weise des Volksliedes anschlug; so

pries Ewald von Kleist (gest. 1759) jenen Opfertod für König und Vaterland, den er selbst bald nachher auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf sterben sollte; so wurden selbst im Lager der Feinde poetische Stimmen laut, welche den großen König und seine Helden feierten.

Nach dem Tode des Letztern, oder genauer gesagt nach Beendigung des siebenjährigen Krieges — denn die Lieder, mit welchen der alternde Gleim den bairischen Erbfolgekrieg 1778) begleitete, sind so unbedeutend wie dieser Krieg selbst, denjenigen aber, die ebenderselbe Gleim ein halbes Menschenalter später für den Feldzug nach der Champagne dichtete, sieht man die bestellte Arbeit doch gar zu deutlich an — trat dann freilich wiederum eine Pause ein; nicht nur genoß Deutschland, mit einziger Unterbrechung des schon genannten Erbfolgekrieges, der aber bekanntlich auch sehr unkriegerisch verlief, eines dreißigjährigen Friedens, sondern die Entwickelung unserer classischen Dichtung, sowie der deutschen Wissenschaft im allgemeinen, welche eben damals ihren Höhepunkt erstieg, nahm die gesammten Kräfte der Nation fast ausschließlich in Anspruch. Erst die furchtbare Noth, welche mit der Schlacht von Jena (1806) über das deutsche Volk hereinbrach, weckte dasselbe allmählich aus den aesthetischen Träumereien, die es so lange, gleich den Banden der Armida, umsponnen hatten; es traten Dichter unter uns auf, welche theils wie Max von Schenkendorf gest. 1817) und Friedrich de la Motte Fouqué (gest. 1843) die verschwundene Herrlichkeit des Mittelalters wieder heraufzubeschwören suchten, theils wie Heinrich von Kleist gest. 1811) und Ernst Moritz Arndt gest. 1860) das Volk zum Bewußtsein seiner Schmach zu bringen und aus diesem Bewußtsein den Funken neuen Muthes und neuer Erhebung anzufachen bemüht waren.

Und der Funke ward zur alles verzehrenden Flamme. Die ewig denkwürdige Zeit von 1813 brach herein, und wie, allen Berechnungen des fremden Eroberers zum Trotz, ganze Armeen aus dem ausgesogenen, entvölkerten deutschen Boden emporsprangen, so stand in demselben Augenblick, da das Banner des heiligen Krieges durch die Lüfte rauschte, auch eine Schaar von Dichtern da, welche die Thaten des Schwertes mit Liedern begleiteten, die nicht minder scharf und glänzend waren und kaum weniger zum endlichen Siege beitrugen als jene. In der langen düstern Nacht, welche während der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts über Deutschland lastete, ist die Zeit der Befreiungskriege der einzige Lichtblick unserer Geschichte, und auch das Kampf- und Freiheitslied entfaltet sich hier in einer Mannichfaltigkeit und Fülle, einer Jugendlichkeit und Frische, wie niemals vor noch nachher. Eine Reihe unserer verdientesten und gefeiertsten Namen hat sich ihren poetischen Lorber damals auf dem Gebiet des Schlacht- und Freiheitsliedes erworben; außer den bereits genannten nennen wir hier nur Theodor Körner (gest. 1813), den eigentlichen Repräsentanten dieser Zeit, den Helden mit der Leier und dem Schwerte zugleich, dem es vergönnt war seine Lieder mit seinem Blute zu besiegeln, F. A. von Stägemann (gest. 1840), Josef von Eichendorff (gest. 1857), Ludwig Uhland (gest. 1863), sowie von noch Lebenden Friedrich Rückert, den ehrwürdigen Altmeister unserer Poesie, dessen Schlacht- und Kriegslieder ebenso wie seine „Geharnischten Sonette" zu den Perlen unserer Literatur gehören. Die neueste Zeit hat wieder andere Anschauungen und andere Bedürfnisse hervorgebracht, und auch die Befreiungskriege, wenn wir sie an der Hand des Geschichtsforschers kritisch zergliedern, erscheinen uns nicht mehr ganz in jenem ungetrübten Glanze, in dem die Zeitgenossen sie zu erblicken gewohnt waren; die Kampf- und Freiheitslieder jedoch, welche damals

entstanden und die zum größten Theil noch heut im Munde des Volkes leben, werden für alle Zeit zu den köstlichsten Blüten unserer Literatur gezählt werden müssen.

Das nachfolgende Dichtergeschlecht war in dieser Hinsicht minder begünstigt; es wuchs auf in einer Zeit äußerer Thatlosigkeit und innerer Zwietracht, im Angesicht jenes bewaffneten Friedens, der noch heute die besten Kräfte unseres Volkes vorweg verzehrt, und der denn freilich nicht geeignet ist, Dichter zu begeistern und Poeten anzufeuern. Nichtsdestoweniger wurden auch in den letzten Jahren einzelne Kampf- und Freiheitslieder gedichtet, welche sich ihren großen Vorbildern aus der Zeit der Befreiungskriege nicht unwürdig anschließen, und durch die der Name ihrer Verfasser — Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath, Julius Mosen, Hoffmann von Fallersleben, u. a. — mit Recht immer bekannter und beliebter geworden ist.

Und so sind uns denn auch hier die Wege vorgezeichnet. Kriegerischer Ruhm ist, wie heutzutage die Welt steht, nicht mehr das Höchste, wonach ein Volk zu ringen hat, so wenig wie Schlacht- und Kriegslieder das Höchste sind, was die Poesie zu leisten vermag. Allein wie in Zeiten der Gefahr noch heute jedes Volk ohne Ausnahme berufen ist, nöthigenfalls sein Dasein selbst an das Heiligthum seiner Ehre und Unabhängigkeit zu setzen, so werden auch immer wieder Zeiten kommen, in denen es der Dichter als seine höchste Aufgabe zu erkennen hat, seinem Volke mit der Fackel des Liedes voranzuleuchten auf der Bahn der Gefahren, die Zögernden zu ermuthigen, die Sieger zu preisen und die Gefallenen zu verherrlichen. Möge es diesen Dichtern der Zukunft niemals an würdigen Stoffen fehlen, mögen es immer nur gerechte und nothwendige Kriege sein, welche sie zu besingen haben, möge die Freiheit, welche sie feiern, niemals vom Blut der eigenen Bürger befleckt sein, und mögen ihre Lieder dann bei den Zeitgenossen dieselbe dankbare Aufnahme finden, die wir den Kampf- und Freiheitsliedern der Vergangenheit bewahren!

Robert Prutz.

Ihr möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem auferstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Ludwig Uhland.

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild!

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blüthenräumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Beben
Wonnig uns durchdringt;

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf;

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft —

Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenroth:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wolltest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust;
Wolltest gern dich senken
In die deutsche Brust!

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

Max v. Schenkendorf.

Vaterlandslied.

er Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten,
Und nimmer um Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen, alle Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
„Die Knechtschaft hat ein Ende!"

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' ums Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege, stolzes Siegspanier,
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen, oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Ernst Moritz Arndt.

Aus den geharnischten Sonetten.

Nennt es, so lang's euch gutdünkt, nennt's Verschwörung,
Wenn Männer schwören, Männer sein zu wollen;
Wenn Liegende, was sie längst hätten sollen,
Empor sich endlich raffen, nennt's Empörung!

Ich nenn's an euch die tiefste Selbstbethörung,
Die tollste Tollheit nenn' ichs aller Tollen,
Daß ihr könnt eurem eignen Volke grollen,
Das sich und euch will ziehn aus der Zerstörung.

Euch müsse funkeln weder Stern noch Sonnen,
Des Himmels Flamme leck' euch weg wie Mücken,
Der Abgrund schling' euch ein in seine Tonnen!

Krumm geht auf ewig mit dem knecht'schen Rücken,
Und hat en'r Volk sein Diadem gewonnen,
Soll's eure Stirn mit einem Brandmal schmücken!

Friedrich Rückert.

Am 18. October 1816.

(Hierzu das Titelbild).

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

„Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sich erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

„Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich's nicht geheilt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

„Ihr Weisen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

„Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht;
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

„Was ich gesellt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgerungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Ludwig Uhland.

Das deutsche Mädchen.

Ich bin ein deutsches Mädchen.
Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick,
Ich hab' ein Herz,
Das edel ist und stolz und gut.

Ich bin ein deutsches Mädchen.
Zorn blickt mein blaues Aug' auf Den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt.

Ich bin ein deutsches Mädchen,
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär mir auch frei die große Wahl.

Ich bin ein deutsches Mädchen.
Mein hehes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf Den,
Der Säumens macht bei dieser Wahl.

Du bist kein deutscher Jüngling!
Bist dieses lauen Säumens werth,
Des Vaterlands
Nicht werth, wenn du's nicht liebst, wie ich!

Du bist kein deutscher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Der's Vaterland
Verkennt, dich, Fremdling! und dich, Thor!

Ich bin ein deutsches Mädchen.
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen Vaterland.

So schlägt mir's einst beim Namen
Des Jünglings nur, der stolz wie ich
Auf's Vaterland,
Gut, edel ist, ein Deutscher ist.

Friedr. Gottlieb Klopstock.

Das deutsche Weib.

Ich bin ein deutsches Weib.
Mein Aug' ist blau,
Mein Blick ist ernst;
Die fremde Sitte blieb mir fern,
Ich bin ein deutsches Weib.

Ich bin ein deutsches Weib.
Mein Herz ist rein,
Mein Sinn ist stolz;
Ich lächle nicht der Schmeichelei,
Ich bin ein deutsches Weib.

Ich bin ein deutsches Weib.
Einfach und lang
Ist mein Gewand,
Und strenge Sitte ist mein Schmuck,
Ich bin ein deutsches Weib.

Ich bin ein deutsches Weib.
Ich spreche wahr,
Und zier' mich nicht,
Ich liebe viel, und sag' es nicht,
Ich bin ein deutsches Weib.

Ich bin ein deutsches Weib.
Ich liebe Gott
Und Vaterland;
Mich kettet nur ein Liebesband,
Ich bin ein deutsches Weib.

Ich bin ein ein deutsches Weib.
Mein Liebling zieht
In heil'gen Krieg;
Ich gürt' ihm selbst das Schwert zum Sieg,
Ich bin ein deutsches Weib.

Ida Gräfin von der Gröben,
geb. von Auerswald.

Trinklied vor der Schlacht.

Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie in freudigem Kreise
Laut nach germanischer Weise!
Brüder, heran!

Noch perlt der Wein;
Eh die Posaunen ertönen,
Laßt uns das Leben versöhnen!
Brüder, schenkt ein!

Gott Vater hört,
Was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geschworen.
Brüder, ihr schwört!

Vaterlands Hort,
Woll'n wir's aus glühenden Ketten
Todt oder siegend erretten.
Handschlag und Wort!

Hört ihr sie nah'n?
Liebe und Freuden und Leiden! —
Tod, du kannst uns nicht scheiden.
Brüder, stoßt an!

Schlacht ruft: hinaus!
Horch, die Trompeten werben.
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

Theodor Körner.

Reiterlied.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geſchwind
Vorm Sterben, vorm Sterben!

Du junges Gras, was ſtehſt du grün,
Mußt bald wie lauter Röslein blühn:
Mein Blut ja ſoll dich färben!
Den erſten Schluck, am Schwert die Hand,
Den trink ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Reſtchen — nun, wem bring ichs gleich?
Dies Reſtchen dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſauſt, es blitzt der Speer,
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

Georg Herwegh.

Des deutschen Knaben Robert Schwur.

Der Knabe Robert, fest und werth,
Hält in der Hand ein blankes Schwert;
Er legt das Schwert auf den Altar
Und schwört bei'm Himmel treu und wahr:

Ich schwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwert in fester Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir treu zu sein.

Ich schwöre, dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele, Muth und Blut —
Du bist des Mannes höchstes Gut.

Auch schwör' ich heißen, blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem fränk'schen Tand,
Die schänden unser deutsches Land.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o steh' mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu!

Daß ich, von Lug und Trug rein,
Dein rechter Streiter möge sein;
Daß dieses Eisen ehrenwerth
Für's Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh ich's gegen's Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Ast,
Dann werd' ein Halm dir Centnerlast!

O nein, o nein, o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke sein!
Der Robert schwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt sein Stern.

Ernst Moriz Arndt.

Gelübde.

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan! es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

Wer hält, wenn frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte Jeder der Gefahr!
Die Freiheit ruft uns allen.
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Friedrich Schlegel.

Frisch auf, mein treues Volk, mit scharfen Waffen!

Schlachtgesang

der Schleswig-Holsteiner Turnerschaft. (1848)

Frisch auf, mein treues Volk, mit scharfen Waffen!
Laß jeden Tropfen Herzblut heiß erglühn!
Es gilt, die alte Freiheit neu zu schaffen;
Frisch auf! frisch auf, ihr Helden wild und kühn!
Hurrah! Hurrah! In Reih' und Glied!
Hurrah! Es zuckt kein Augenlid.
Dem ganzen Deutschland brecht die Bahn!
Hurrah! Bald ist das Werk gethan.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Weckt mit Trompetenschall der Freiheit Morgen
Und rufet der Vergeltung großen Tag!
Verscheuchet kühn die Wolken schwerer Sorgen
Mit donnerndem Geschütz und Schwerterschlag!
Hurrah! Hurrah! In Reih' und Glied ꝛc.

Kein Mann in Schleswig-Holstein wagt zu zaudern,
Ruft ihn zum Kampf das theure Vaterland.
Die frechen Dänenhorden sollen schaudern
Vor unserer starken stahlbewehrten Hand.
Hurrah! Hurrah! In Reih' und Glied ꝛc.

Es steht in dieser heil'gen Weihestunde
Ein Geisterbild hoch über Land und Meer:
Es segnet Lornsen mit dem Geistermunde
Das tapfere, das todesmuth'ge Heer.
Hurrah! Hurrah! In Reih' und Glied!
Hurrah! Es zuckt kein Augenlid.
Dem ganzen Deutschland brecht die Bahn;
Hurrah! bald ist das Werk gethan.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Kriegslied.

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zerngemuth mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Noth nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Noth.

Wohlauf, du kleine Schaar, wohlauf,
Vertrau' auf Gott den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das ist der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingssturm erbraust
Der Völker Aufgebot;
Da fährt an's Eisen jede Faust, —
Das Eisen bricht die Noth.

Und ob der fremden Söldner Schaar
Wie Dünensand sich mehrt:
Getrost, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus seiner Höllenburg
Der Teufel selber droht:
Ein kühner Muth geht mitten durch, —
Das Eisen bricht die Noth.

Schon hallt des Feinds Trompetenruf,
Kanonen brummen drein.
Wohlauf, wohlauf mit raschem Huf
In seine Lanzenreihn!
Es klingt der Stahl, es steigt der Brand,
Die Brunnen springen roth —
So grüß dich Gott, mein deutsches Land!
Das Eisen bricht die Noth.

Emanuel Geibel.

Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen lacht!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tose
Flut auf Flut, von Bai zu Bai:
O, laß blühn in deinem Schooße
Deutsche Tugend, deutsche Treu!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch wenn innre Stürme wüthen,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mildrer Süd belebt!
Schleswig Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertraun;
Zage nimmer, und dein Rachen
Wird trotz Sturm den Hafen schaun.
Schleswig Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
Längs dem Belt am Ostseestrand,
Bis zur Flut, die ruhlos schäumet
An der Düne flücht'gem Sand,
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Eidwärts ziehn zum Holstengau:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppeleiche
Unter Einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Matthäus Friedrich Chemnitz.

Protest für Schleswig-Holstein.

Es hat der Fürſt vom Inſelreich
Uns einen Brief geſendet;
Der hat uns jach auf einen Streich
Die Herzen umgewendet.
Wir rufen: Nein! und aber: Nein!
Zu ſolchem Einverleiben.
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben.

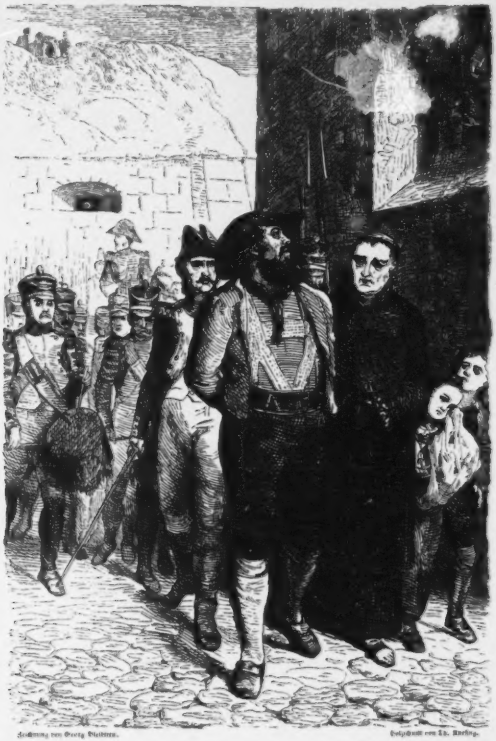
Wir alle ſind hier, alt und jung,
Aus deutſchem Thon gemodelt,
Wir haben deutſch geſcherzt beim Trunk
Und deutſch zu Gott gebetet.
Man ſoll uns ſchenken deutſchen Wein
Und deutſche Satzung ſchreiben.
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben.

Dem Herzog haben ſie geſagt:
Er ſoll die Zügel ſchärfen,
Wir würden ſtumm uns und verzagt
Der Willkür unterwerfen.
Drum ſingt's in ſeine Burg hinein,
Daß zittern alle Scheiben:
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben.

Nicht ſühnt uns fremder Herrſchaft Putz
Die eingebornen Schmerzen.
Es grollt der alte Sachſentrutz
Noch heut in unſern Herzen;
Der Albion nahm im blut'gen Reihn,
Kann auch ein Joch zerreiben.
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben.

Hie deutſches Land trotz Spruch und Brief
Ihr ſollt's uns nicht verleiden.
Wir tragen Muth im Herzen tief
Und Schwerter in den Scheiden.
Von unſern Lippen ſoll allein
Der Tod dies Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben.

Emanuel Geibel.



Zeichnung von Georg Bleibtreu. Holzschnitt von Th. Knesing.

Zu Mantua in Banden der treue Hofer war.

Andreas Hofer.

In Mantua in Banden der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode führt' ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten; ihm schien der Tod gering:
Der Tod, den er so manches mal
Vom Inselberg geschickt ins Thal
Im heilgen Land Tyrol.

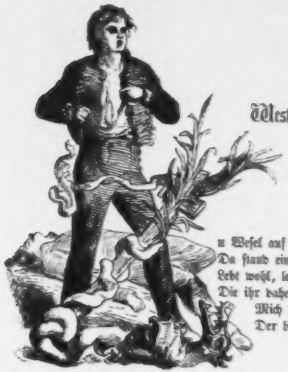
Doch als aus Kerkergittern im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknien; er sprach: „Das thu ich nicht!
Will sterben, wie ich stehe, will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz:
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

Julius Mosen.



Westfälisches Volkslied.

n Wesel auf der Schanz
Da stand ein junger Knabe:
Lebt wohl, lebt wohl, ihr Lieben,
Die ihr daheim geblieben!
Mich scheid't von aller Noth
Der bittre Tod.

Wer's mit dem Tapfern hielt,
Der war da bald gefangen,
Wie Räuber und wie Mörder
Geworfen in den Kerker;
Das Leben war ihm gar
Gesprochen ab.

Ich will, Napoleon,
Von dir gar kein Erbarmen;
Mit meinen Brüdern allen
Soll gleiches Loos mir fallen.
Schieß zu, du Schelm Franzos!
Mein Herz ist bloß.

Mit meinem Führer zog
Ich aus für Deutschlands Ehre;
Doch, es war Gottes Will',
Erschlagen lag der Schill
Bei Stralsund auf dem Wall —
O harter Fall!

Verblutet liegen da
Schon alle meine Kameraden,
Es ist schon frei von Schmerz
Ihr tief durchbohrtes Herz.
Mir nur ward Gnad' gegeben
Für mein Leben.

Mein Säbel und Gewehr
Und alle meine Waffen
Wird man aufs Grab mir henken;
Da soll man lang gedenken,
Daß hier ein treuer Knab'
Ruht tief im Grab!

Aus den geharnischten Sonetten.

Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
Sowie ihr gabt vom Busen eure Knaben
Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben;
Denn wenn sie selbst, im Sturm des Feindes, Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden;
Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so soll's die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, ihr gabt eu'r Geschmeide.

Friedrich Rückert.

An die Mütter.

Mütter, die ihr euch erquickt
An der Kinder theuren Zügen
Und mit ahnendem Vergnügen
Vieles Künft'ge drin erblickt,

Schaut einmal recht tief hinein
Und verschafft uns sichre Kunde:
Wird der Väter Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar sein?

Ludwig Uhland.

An die Mädchen.

Ihr besonders dauert mich,
Arme Mädchen, inniglich,
Daß ihr just in Zeiten fielet,
Wo man wenig tanzt und spielet.

Eine Mädchenjugend ist
Abgeblüht in kurzer Frist:
Müsset ihr nun Blüthe tragen
In so rauhen, trüben Tagen!

Ja, mir dünket oft so sehr
Eure Jugend freudenleer,
Daß euch keine Zuflucht bliebe,
Als die wahre fromme Liebe.

Ludwig Uhland.

Männer und Buben.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht!
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend verbracht,
Kannſt du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüſtig träumend die Glieder fühlen.
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
Magst du im Theater die Nase wetzen
Und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn die Gluth des Tages versengend drückt
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt,
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn wir vorm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abschied aus ferne Treuliebchen gedacht,
Magst du zu deinen Maitressen laufen
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saust,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraust,
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod! —
Du verkriechst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken;
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Märchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Theodor Körner.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beßern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite;
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt es mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen;
Er liegt mir vor den Füßen
Als wär's ein Stück von mir;

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad';
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Ludwig Uhland.

Jägerlied.

risch auf, ihr Jäger, frei und flink!
Die Büchse von der Wand!
Der Muthige bekämpft die Welt.
Frisch auf den Feind, frisch in das Feld
Für's deutsche Vaterland!

Aus Westen, Norden, Süd und Ost
Treibt uns der Rache Strahl:
Vom Oderflusse, Weser, Main,
Vom Elbstrom und vom Vater Rhein
Und aus dem Donauthal.

Doch Brüder sind wir allzusamm,
Und das schwellt unsern Muth.
Uns knüpft der Sprache heilig Band,
Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
Ein treues deutsches Blut.

Nicht zum Erobern zogen wir
Vom väterlichen Herd;
Die schändlichste Tyrannenmacht
Bekämpfen wir in freud'ger Schlacht —
Das ist des Blutes werth!

Ihr aber, die uns treu geliebt,
Der Herr sei euer Schild,
Bezahlen wir's mit unserm Blut!
Denn Freiheit ist das höchste Gut,
Ob's tausend Leben gilt.

Drum, wackre Jäger, frei und flink,
Wie auch das Liebchen weint!
Gott hilft uns im gerechten Krieg.
Frisch in den Kampf! Tod oder Sieg!
Frisch, Brüder, auf den Feind!

Theodor Körner.

Gesang ausziehender Krieger.

Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt;
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.

Wir halten treu zusamm, wie treue Brüder thun,
Wenn Tod uns umgraut, und wenn die Waffen ruhn;
Uns alle treibt ein reiner, froher Sinn,
Nach Einem Ziele streben wir alle hin.

Der Hauptmann, er lebe! Er geht uns kühn voran;
Wir folgen ihm muthig auf blut'ger Siegesbahn.
Er führt uns jetzt zum Kampf und Sieg hinaus,
Er führt uns einst, ihr Brüder, ins Vaterhaus.

Wer wollte wol zittern vor Tod und vor Gefahr?
Vor Feigheit und Schande erbleichet unsre Schaar;
Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland.

Alfred Meißfessel.

Jordanung von Georg Bleichner. Gedruckt von Carl Hoch.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!
Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, wo braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell wie Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was brauſt dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht —
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd;

Die wilde Jagd, und die deutſche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Theodor Körner.

Das ruft so laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich raſch mich dargeſtellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was ſonſt mich rief,
Gar danach nicht umgeſchaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach.
Vater, Mutter, ſchweiget ſtill,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich höre nur Einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut!

O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonsten bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft in Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!"
Kann nicht hören, süße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: Gute Nacht!
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß.
Doch mein Ohr ist zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft.
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

Friedrich Rückert.

Das treue Roß.

Ich hab' mein Roß verloren,
Mein apfelgraues Roß;
Es war so treu im Leben,
Kein treuers wird es geben
Im ganzen Zug und Troß.

Und als es nun gestorben,
Da grub ich's ehrlich ein
Wohl unter grünen Matten,
In eines Lindbaums Schatten:
Da soll sein Denkmal sein.

Und als es wollte sterben,
Da blickt es mich noch an,
Als spräch's mit seinen Mienen:
Kann dir nicht länger dienen;
Ade, mein Reitersmann!

Da sitzen die kleinen Vögel
Und halten das Todtenamt.
Ihr braucht's nicht erst zu lesen,
Wie treu mein Roß gewesen;
Sie singen's insgesammt.

Wetzel.

Aus dem dreissigjährigen Kriege.

Viel Krieg hat sich in dieser Welt
Aus manchem Grund erhoben;
Demselben hat Gott zugesellt
Die Musik, ihn zu loben.
Ihr erst Erfinder war Jubal,
Des Lamechs Sohn mit Namen:
Er stimmt Drometen- und Pfeifenschall,
Daß sie zusammen kamen.
Die Musik gut
Erweckt den Muth:
Frisch unverzagt
Den Feind verjagt;
Ruft stark: dran! dran!
An Feind hinan!
Brecht mächtig durch,
Schlagt Gaß und Furch,
Schießt, stecht, haut Alles nieder,
Daß Keiner aufsteht wieder.

Ob Theils gleich wollten weichen ab,
Wie oftmals ist geschehen,
Jedoch ein'n Löwenmuth ich hab',
Ihr sollt' mich vorne sehen.
Der Kern springt vor, die Spreu bleibt hinten,
Laßt herzhaft uns drein schlagen,
Sie werden sich wohl wieder wenden,
Wollt', Brüder, nicht verzagen.
Kyrieleison!
Pidi pom pom,
Pidi pom pom,
Lerm Lerm Lerm,
Sich Keiner härm';
Wirst gleich gepfetzt,
Vom Feind verletzt —
Das thu' jetzt gar nicht achten,
Hilf nur den Feind abschlachten.

Gott selbst ist vorne mit uns dran,
Thut selber für uns streiten;
Der Feind nicht länger stehen kann,
Weicht ab von allen Seiten.
Ihr Brüder, setzt nur muthig drein,
Die Feinde thun verzagen;
Der Sieg und Preis soll unser sein:
Gott Lob: sie sind geschlagen.
Drum, drari drum:
Komm, Bruder, komm!
Pidi pomp pomp,
Freu dich, mein Komp!
Hilf nur drein schlagen
Und frisch nachjagen!
Acht' nicht der Beut',
Sie hat ihr' Zeit.
Wir wollen's noch wohl finden,
Bleib' Keiner nicht dahinten!

Kein selger Tod ist in der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Nicht höret groß Wehklagen.
In engem Bett man oft allein
Muß an den Todesreihen;
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fällt wie ein Kraut im Maien.
Ich sag' ohne Spott,
Kein selig'rer Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Haid
Ohn' Klag und Leid;
Bei Trommelklang
Und Pfeifensang
Wird man mit Ruhm begraben —
Das mag ein Herz erlaben.

Frisch drauf und dran.

rumb gehet tapfer an,
Ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein!
Eu'r Leben unverdrossen
Für's Vaterland einsetzt,
Von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt!
Das ist der Ehre Brauch.

Eu'r Herz und Augen laßt
Mit Eiferflammen brennen;
Keiner vom andern sich
Menschlich Gewalt laß trennen;
Keiner den andern auch
Durch Kleinmuth je erschreck',
Noch durch sein' Flucht im Heer
Ein' Unordnung erweck'!

Kann er nicht fechten mehr,
Er doch mit seiner Stimme,
Kann er nicht rufen mehr,
Mit seiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thu',
In seinem Heldenmuth
Nur wünschend, daß er theu'r
Verkaufen mög' sein Blut!

Ein Jeder ſei bedacht,
Wie er das Lob erwerbe,
Daß er in mannlicher
Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh'
Feſt mit den Füßen ſein,
Und beiß' die Zähn' zuſamm'
Und beide Lefzen ein;

Daß ſeine Wunden ſich
Lobwürdig all' befinden
Davornen auf der Bruſt
Und keine nicht dahinten,
Daß ſich der Todte ſelbſt
Auch in dem Tode zier',
Und man in ſein'm Geſicht
Sein Ernſt und Leben ſpür'!

So muß, wer der Tyrannei
Gelübriget will leben,
Er ſeines Lebens ſich
Freiwillig vor begeben;
Wer nur des Tod's begehrt,
Wer nur friſch geht dahin,
Der hat den Sieg — und dann
Das Leben zu Gewinn.

J. J. M. Moſcherosch.
(Philander von Sittewald.)

Originalzeichnung von Georg Tonnerre. Gedruckt von Th. Rudig.

Was blasen die Trompeten? Plänzen, herzen!

Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Rehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

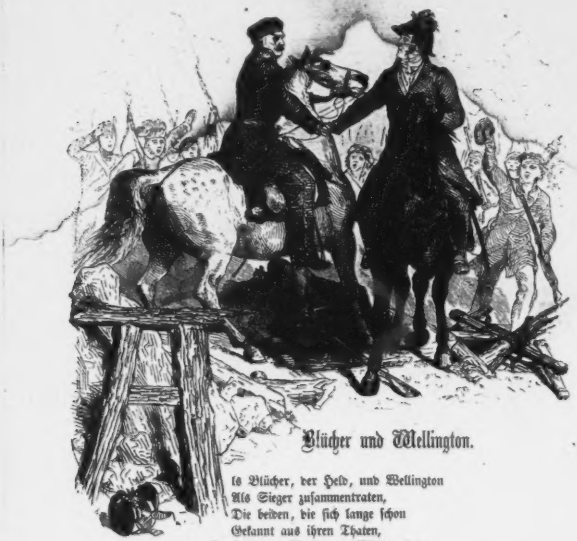
Am Waſſer der Leipziger er's auch hat bewährt;
Da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab
Und nehmt, Ohnehoſen, den Walfiſch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg;
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld,
Hintendrein ließ er klingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus
Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Ernſt Moritz Arndt.



Blücher und Wellington.

Es Blücher, der Held, und Wellington
Als Sieger zuſammentraten,
Die beiden, die ſich lange ſchon
Gekannt aus ihren Thaten,
Da ſprach zu Wellington Blücher bald:
„Du Held, ſo jung an Jahren,
An Klugheit und Bedacht ſo alt
Wie ich mit grauen Haaren!“

Da ſprach zu Blücher Wellington:
„Du Held von ſtarker Tugend,
Von Locken ſo gealtert ſchon,
Das Herz ſo friſch von Jugend!“ —
Da ſtand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben ſich die Hände
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch ſo ein Paar ſich fände.

Friedrich Rückert.

Blücher und Gneisenau.

Der Blücher hat die Macht,
Der Gneisenau den Bedacht;
Drum hat's Gott wol gemacht,
Der sie zusammen gebracht:
Drum sei den beiden,
Den beiden
Ein Lebehoch gebracht!

Der Gneisenau in der Nacht
Hat guten Plan erdacht,
Der Blücher am Tage der Schlacht
Hat's drauf noch besser gemacht:
Drum sei den beiden,
Den beiden
Ein Lebehoch gebracht!

Friedrich Rückert.

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her! Nach Frankreich gehn
Ist nicht so schwer. Wo steht der Feind?"
Der Feind — dahier! „Den Finger drauf,
Den schlagen wir.
Wo liegt Paris?" Paris — dahier!
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein."

August Kopisch.

Reiterlied.

Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein, iſt der freie Mann!

Des Lebens Aengſten, es wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen;
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit!

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben.
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schoos,
Da meint er den Schatz zu erheben,
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß,
Ungeladen kommt er zum Feſte,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn' und zergrämt ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren;
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf, eh der Geiſt noch verdüftet!
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Friedrich v. Schiller.

Ein' feste Burg ist unser Gott.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß' Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt'n uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind ja bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein'n Dank dazu haben;
Es ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein'n Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Martin Luther.

Frisch gewagt!

n ritterlichen Kriegeszügen
Mein Herz im Leib mir lacht.
Ha! wenn im Feld die Fahnen fliegen
Und die Karthaune kracht —
Dann streit' ich stark mit meinem Gott
Für mein lieb Vaterland,
Der mich verläßt in keiner Noth;
Frisch brauch' ich meine Hand.

Dann schließ ich meinen Helmen zu,
Leg' ein den scharfen Speer,
Meinen Gegenpart erwarten thu,
Wenn er rennt auf mich her.
Mein Schwert ist blank, meine Büchs gelöst,
Das Roß steigt frisch hinan,
Mein Schwert den Feind zur Erde stößt:
Gute Sache stärkt den Mann.

Herr Christ, stärk alle Rittersleut',
Die mit Gewissen gut
Dein Wort zu ehren sind bereit,
Zu sterben aus freiem Muth!
Unrechtem Krieg gewaltig wehr,
Der eignen Nutz und Macht
Mehr sucht als deines Namens Ehr':
Drauf sei es frisch gewagt!

Soldaten-Morgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den Guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt!
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld;
Laß uns vor dir bestehen,
Und gieb uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar;
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann —
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Max v. Schenkendorf.

Reiters Morgenlied.

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht:
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

O wie bald, o wie bald
Welket Schönheit und Gestalt:
Blühst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken bald!

Und was ist, und was ist
Dieses Lebens kurze Frist?
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen
Bis der Tag vorüber ist!

Darum still, darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will;
Und so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Wilhelm Hauff.

Soldaten-Abendlied.

O zündet nun die Feuer
In Gottes Namen an!
Es hat wohl keiner treuer
Sein Tagewerk gethan;
Und fern von Liebesarmen
Und fern von Weibesbruſt
Laß uns an dir erwarmen,
Du Feuer, unſre Luſt!

So ruht, ihr müden Glieder —
Vielleicht zum letztenmal!
Wie bald, ſo ſinkt ihr nieder,
Verletzt von Blei und Stahl!
Wir haben uns ergeben,
Herr Gott, in deine Hand;
Nimm hin den Leib, das Leben
Für unſer Vaterland!

Ihr fernen theuren Seelen,
Wir wünſchen Gute Nacht!
Wir wollen euch empfehlen
Der ew'gen Liebesmacht;
Wir grüßen, ach wir grüßen
Viel tauſend, tauſendmal,
Und unſre Blicke küſſen
Sich wohl im Mondenſtrahl.

Schlaf ruhig, Vater Röder,
Du lieber General! —
Das betet wohl ein jeder
Aus deiner Krieger Zahl.
Du biſt uns Luſt und Segen
In Schlacht und Ungemach;
Du ſchläfſt in Sturm und Regen,
Wie wir, oft ohne Dach.

Auch du im Lager drüben
Magst ruhig schlafen, Feind!
Wir ha'n mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint.
Mit Einem aber ringen
Wir morgens wie zu Nacht;
Er möcht' uns gern verschlingen —
Der Löwe brüllt und wacht.

Du Feldwacht und ihr Runden,
Seid wacker und bereit,
Um fleißig zu erkunden,
Von wo Gefahr uns dräut!
Der Herr hat viele Scharen
Zu unserm Schutz bestellt:
Die heil'gen Engel wahren
Des frommen Kriegers Zelt.

Ihr Wächter in der Höhe,
O schwebt um diesen Raum!
Und jeder Schläfer sehe
Das Liebste heut im Traum!
Nun Gute Nacht, ihr Brüder,
Gut' Nacht, mein Schlafkamrad!
Wir sehn uns morgen wieder
Bei frischer Heldenthat.

Max v. Schenkendorf.

Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt;
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.

Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht,
Zu schwach ist Euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein." —

„Nein heut, bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft."
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

Ludwig Uhland.

Der Dörfflinger.

Der Dörfflinger war ein Schneidergesell,
Doch nimmer ließ es ihn ruhn;
Er dacht' an andres als Nadel und Ell':
„Was aber, was soll ich thun?“ —

Da kam er beim Wandern die Kreuz und Quer'
Zum Fährmann bei Tangermünd;
Hinüber wollt' er, sein Beutel war leer:
„Lump, zahle, sonst pack dich geschwind!“

„Ihr nehmt doch dort die Kerle mit,
Es bezahlt euch ja keiner nicht“. —
„Das sind auch keine Schneiderböck' mit,
Sind Kriegsleut'; Respekt, du Wicht!“

Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er ſtehn
Und fluchte grimmig für ſich:
„Ihr Schufte! Das ſoll mir nicht zweimal geſchehn,
Ich zeig's, was ſich ſchickt für mich!“

Da ward er ein raſcher Reitersmann,
Zum Teufel ſchmiß er die Ell';
Dafür packt' er nun den Degen an,
Den ſchwang er gewichtig und ſchnell.

Bald hat er ein Regiment kommandirt,
Zuletzt ward er Feldmarſchall;
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie reſpektirten ihn all'.

Ein Gott den Soldaten, ein Teufel im Streit,
Wie maß er der Schwediſchen Heer
Bei Fehrbellin die Läng' und die Breit'!
Die eiſerne Elle war ſchwer.

Drum ſag' ich: Keiner ſteh ſtill in der Welt,
Wen's antreibt! Nur vorwärts, ſchnell!
Wer ein Held kann werden, der wird ein Held —
Und wär's auch ein Schneidergeſell.

Friedrich v. Sallet.

Bundeslied.

O Muth und Kraft in deutſchen Seelen flammen,
Fehlt nie das deutſche Schwert beim Becherklang.
Wir ſtehen feſt und halten treu zuſammen
Und rufen laut im feurigen Geſang:
Ob Fels und Eiche ſplittern,
Wir werden nicht erzittern!
Den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn,
Für Lieb' und Ruhm in Kampf und Tod zu gehn!

Der Treue Gold ſei deutſcher Brüder Zeichen
Und Roth der Liebe, die im Herzen glüht,
Und weil wir nie, im Tode ſelbſt nicht, weichen,
Sei ſchwarz das Band auch, das die Bruſt umzieht.
Ob Fels und Eiche ſplittern ꝛc.

Wir wiſſen kühn den blanken Stahl zu ſchwingen,
Die Stirn iſt frei, und ſtark der Arm im Streit;
Wir dauern aus und wollen muthig ringen,
Wenn es der Ruf des Vaterlands gebeut.
Ob Fels und Eiche ſplittern ꝛc.

So schwöret denn bei unserm deutschen Schwerte
Dem Bunde Treu im Leben und im Tod!
Auf, Brüder, auf, und schützt die Vatererde
Und ruft hinaus in's blut'ge Morgenroth:
Ob Fels und Eiche splittern ꝛc.

Und du, Geliebte, die in süßen Stunden
Den Freund beseelt mit manchem Blick und Wort,
Dir schlägt mein Herz noch über Grab und Wunden;
Denn ewig dauert treue Liebe fort!
Ob Fels und Eiche splittern ꝛc.

Trennt das Geschick einst unsers Bundes Glieder,
So reichet euch die treue Bruderhand;
Und schwört noch einmal, meine deutschen Brüder,
Dem Bunde Treu und Treu dem Vaterland!
Ob Fels und Eiche splittern,
Wir werden nicht erzittern!
Den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn,
Für Lieb' und Ruhm in Kampf und Tod zu gehn!

E. Hinkel.

Die deutsche Eiche.

rei und unerschütterlich
Wachsen unsre Eichen;
Mit dem Schmuck der grünen Blätter
Stehn sie fest in Sturm und Wetter,
Wanken nicht noch weichen.

Wie die Eichen himmelan
Trotz den Stürmen streben,
Wollen wir auch ihnen gleichen,
Frei und fest wie deutsche Eichen
Unser Haupt erheben.

Darum sei der Eichenbaum
Unser Bundeszeichen,
Daß in Thaten und Gedanken
Wir nicht schwanken und nicht wanken,
Niemals muthlos weichen!

Prinz Karl, der tapfere Held.

Prinz Karl.

Prinz Karl, du theurer Held,
Mein Herz ist dir gewogen;
Ziehst du nicht mehr zu Feld,
Wie du zu Feld gezogen?

Als ich ein Knabe war,
Sah ich Kriegsfeuer brennen;
Da, in demselben Jahr,
Hört' ich zuerst dich nennen.

Es war in Frankenland
Im Jahre sechs und neunzig;
Damals mit blut'ger Hand
Dort schlugen Feind und Freund sich.

Zurück zog Oestreichs Heer,
Nach die Franzosen kamen,
Gar mächtig rings umher
Das ganze Land einnahmen.

Sie standen dort und hie,
An allen Ort und Ecken;
Bis plötzlich über sie
Auf einmal kam ein Schrecken.

Ich habe wol gesehn
Die einzlen flücht'gen Haufen
Und konnt' es nicht verstehn,
Warum sie mochten laufen.

Da hat man mir's gesagt,
Das mochte mir behagen:
Prinz Karl hat sie gejagt,
Prinz Karl hat sie geschlagen.

Tief aus der obern Pfalz
Flohn sie durch Franken nieder,
Recht über Kopf und Hals,
Und kamen dies Jahr nicht wieder.

Du hast sie sonder Fehl
Bei Würzburg abgeschnitten
Und dann die Festung Kehl
Berannt in Winters Mitten.

Prinz Karl, du theurer Held,
Mein Herz ist dir gewogen;
Ziehst du nicht mehr zu Feld,
Wie du zu Feld gezogen?

Drauf als ich größer ward
Und Künste mußte lernen,
Hört' ich auf manche Art
Dich preisen aus den Fernen.

In jedem neuen Krieg
Warst du der Held der Schlachten
Und zwangst durch manchen Sieg
Den Feind noch, dich zu achten.

Mein armes Deutschland fällt,
Erdrückt von Unheils Wetter;
Doch, wo du stehst, o Held,
Da bist du noch ein Retter.

O könntest du zugleich
Nur stehn auf allen Seiten,
So müßte nicht das Reich
In diesen Abgrund gleiten!

Wir sahn von nah und fern
Im Todesungewitter
Auf dich, den letzten Stern,
Schon aus der Knechtschaft Gitter.

Und achtzehnhundert neun,
Als nach dem deutschen Reiche
Des Feindes grimmes Dräun
Führte die letzten Streiche;

Da hast du noch die Schlacht,
Die große Schlacht geschlagen:
Die Schlacht bei Aspern macht,
Daß wir nicht gar verzagen.

Prinz Karl, du theurer Held,
Mein Herz ist dir gewogen;
Ziehst du nicht mehr zu Feld,
Wie du zu Feld gezogen?

Erstehst du, Held, nicht auch?
Es ist dein Volk erstanden,
Da ihm mit einem Hauch
Gott hat gelöst die Banden.

Bist du nicht auch erwacht
(Du warst ja nie in Schlummer),
Da Gott aus langer Nacht
Erweckt hat unsern Kummer?

Führst du dein Volk nicht aus?
Es hat dich nicht vergessen,
Und du in deinem Haus
Vergaßt es nicht indessen.

Dir hat's an keinem Stück
Als an dem Glück gefehlet;
Und jetzt hat sich das Glück
Den Unsern zugezählet.

Bist du der starke Thurm
Im Unglück nur alleine?
Ein Obdach nur im Sturm,
Nicht Zahn' im Sonnenscheine?

Den Siegesdornenkranz
Hast du nur wollen finden?
Der frische Lorberglanz
Soll andrer Haupt umwinden?

Ziehst du nicht mehr zu Feld,
Wie du zu Feld gezogen?
Prinz Karl, du theurer Held,
Mein Herz bleibt dir gewogen!

Friedrich Rückert.

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steiermark?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer? iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß iſt es das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein,
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt,
Das ſoll es ſein,
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund,
Das ſoll es ſein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein.

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel, ſieh darein
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das ſoll es ſein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Ernſt Moritz Arndt.

Der Freiheit eine Gasse!

Vorm Feinde stand in Reih' und Glied
Das Volk um seine Fahnen,
Da rief Herr Struthan Winkelried:
„Ich will den Weg euch bahnen!
Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,
Die ich auf Erden lasse —"
Und also sprengt' er pfeilgeschwind
Der Freiheit eine Gasse.

Das war ein Ritter noch mit Fug,
Der wie ein heiß Gewitter
Die Knechte vor sich niederschlug —
O wär' ich solch' ein Ritter,
Auf stolzem Roß von schnellem Huf,
In schimmerndem Kürasse,
Zu sterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gasse!

Doch zittert nicht! ich bin allein,
Allein mit meinem Grimme;
Wie könnt' ich euch gefährlich sein
Mit meiner schwachen Stimme?
Dem Herrscher bildet ein Spalier,
Wie sonst, des Volkes Masse —
Und Niemand, Niemand ruft mit mir:
Der Freiheit eine Gasse!

Ihr Deutschen ebnet Berg und Thal
Für eure Feuerwagen,
Man sieht auf Straßen ohne Zahl
Euch durch die Länder jagen;
Auch dieser Dampf ist Opferdampf, —
Glaubt nicht, daß ich ihn hasse —
Doch bahnet erst in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gasse!

Wenn alle Welt den Muth verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß du dein Herzblut rinnen!
Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfasse,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gasse!

Georg Herwegh.

Hermann.

Preis dir, Hermann, Volkerretter,
Der wie Gottes Donnerwetter
In die Feinde Deutschlands schlug;
Der die Knechtschaft und die Schande
Sammt der Zwingherrn frecher Bande
Aus dem deutschen Lande schlug!

Preis dir, starker Gotteskrieger!
Preis dir, frommer, edler Sieger,
Unsres Volkes reinster Held!
Deutschlands Ehre, Deutschlands Einheit,
Alter Sitte Kraft und Reinheit
Riefen dich ins blut'ge Feld.

Was dir theurer als das Leben,
Hast du freudig hingegeben
Für dein Volk und Vaterland:
Weib und Kindlein lag in Ketten;
Doch das Vaterland zu retten,
Gabst du auf das liebe Pfand.

Keiner hat wie du gestritten,
Keiner hat wie du gelitten,
Hermann, unsres Volkes Zier!
Immer soll dein Geist uns leiten,
Wie im Leiden, so im Streiten;
Schweb uns vor, wir folgen dir!

K. H. Hoffmann.

Das Mädchen aus Potsdam, Prochaska.

Ich müßte mich ſchämen, ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht könnte führen das Eiſen
Und wollte Weibern es gönnen,
Daß ſie führen es können.

Wer iſt der Geſell, ſo fein und jung?
Doch führt er das Eiſen mit gutem Schwung.
Wer ſteckt unter der Maske?
Eine Jungfrau, heißt Prochaska.

Wie merkten wir's nur nicht lange ſchon
Am glatten Kinn, am feinern Ton?
Doch unter den männlichen Thaten
Wer konnte das Weib errathen!

Aber es hat ſie getroffen ein Schuß;
Jetzt ſagt ſie's ſelber, weil ſie muß.
Wundarzt, geh bei Leibe
Nicht unſanft um mit dem Weibe!

Zum Glück traf dich die Kugel nicht eh'r,
Als bis du dir hatteſt gnügliche Ehr'
Erſtritten in Mannesgeberden —
Jetzt kannſt du ein Weib wieder werden.

Doch ich müßte mich ſchämen, ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht könnte führen das Eiſen
Und wollte Weibern es gönnen,
Daß ſie führen es können.

Friedrich Rückert.

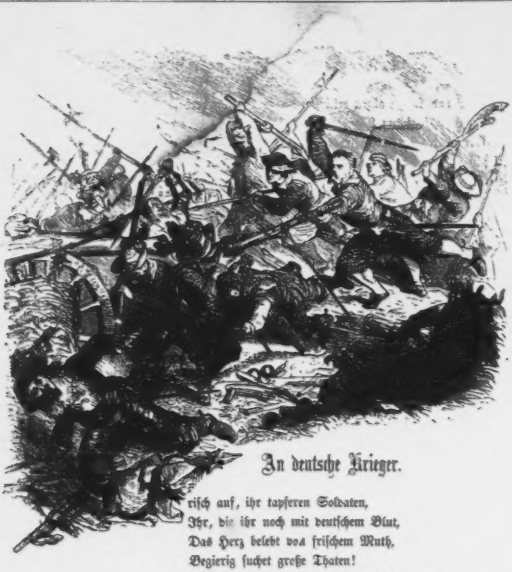
Der Sohn des Ritters.

Mein Arm ist stark, und groß mein Muth,
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter werth.
Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand,
Ich stürb', o Vater, stolz wie du,
Den Tod fürs Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg;
Mein Freudgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht,
Noch jüngst ein Schwerthieb, welchen ich
Dem Bassa zugedacht.

Als neulich unsrer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,
Und wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüberflog:
Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Fr. Leopold Graf zu Stolberg.



An deutsche Krieger.

risch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Das Herz belebt von frischem Muth,
Begierig suchet große Thaten!
Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', frisch auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget drauf
Und überwindend triumphieret.

Der ist ein Deutscher, wohlgeboren,
Der, von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben, noch Freiheit verloren.
Der ist ein Deutscher, ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit seinem Schwert
In einige Gefahr sich waget.

Denn, wenn die Feind' ihn schon verwunden
Und nehmen ihm das Leben hin,
Ist Ehr' und Ruhm doch sein Gewinn,
Und er ist gar nicht überwunden.
Ein solcher Tod ist ihm nicht schwer,
Weil sein Gewissen ihn versüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr',
Indem er so sein Blut vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil sein Lob die Nachkommen singen.
Die edle Freiheit ist die Frucht,
Die er dem Vaterland verlasset,
Da der Herzlose durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehasset.

Also zu leben oder sterben,
Gilt dem aufrechten Deutschen gleich;
Der Tod und Sieg sind schön und reich,
Durch beide kann er Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und die Verräther,
Und ihnen folget ein Gestank,
Weil sie verfluchte Uebelthäter.

Wohlan derhalb, ihr wahren Deutschen,
Mit deutscher Faust, mit deutschem Muth
Dämpft jetzo der Tyrannen Wuth,
Zerbrecht ihr Joch und Band und Peitschen!
Unüberwindlich rühmet sie
Ihr Titel, Thorheit und Stolzieren;
Aber ihr Heer mit schlechter Müh'
Mag überwindlich bald verlieren.

Ha! fallet in sie! Ihre Zahnen
Zittern aus Furcht; sie trennen sich;
Ihr' böse Sache hält nicht Stich,
Drum zu der Flucht sie sich schon mahnen.
Groß ist ihr Heer; klein ist ihr Glaub';
Gut ist ihr Zeug; bös' ihr Gewissen.
Frisch auf! sie zittern wie das Laub,
Und wären schon gern ausgerissen.

Ha, schlaget auf sie, liebe Brüder!
Ist groß die Müh', so ist nicht schlecht
Auch Sieg und Beut'; und wohl und recht
Zu thun, sind sie, denn ihr, viel milder.
So straf', o deutsches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Bösen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt du auf diese Weis' erlösen.

Rodolf Weckherlin.

Soldatenabschied.

O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, ich muß fort;
Eine Zeitlang muß ich scheiden,
Eine Zeitlang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland.

Nun ade, fahr wohl, feins Liebchen,
Weine nicht die Aeuglein roth;
Trage dieses Leid geduldig!
Leid und Leben bin ich schuldig,
Es gehört dort oben Gott.

Nun ade, herzliebste Mutter,
Nun ade, so leb sie wohl!
Hat sie mich mit Schmerz geboren,
Für die Feinde auferzogen —
Scheiden das bringt Herzeleid.

Die Trompeten thun schon blasen
Draußen auf der grünen Haid;
Länger darf ich nicht verweilen,
Muß zu meinen Brüdern eilen.
Horch, die Trommeln wirbeln drein.

Nun ade, herzliebster Vater,
Nun ade, so leb er wohl!
Will er mich noch einmal sehen,
Steig er auf des Berges Höhen,
Schau herab ins grüne Thal!

Große Kugeln hört man sausen,
Aber kleine noch viel mehr.
O, so gebe Gott im Himmel,
Daß ich aus dem Schlachtgetümmel
Glücklich zu euch wiederkehr'!

Treu bis in den Tod.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Recht und Vaterland zu ſtreiten;
Da zieht er noch vor ſeines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abſchied will er von ihr ſcheiden:
„O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Troſt und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!"

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;
Er ſammelt ſich zu ſeines Kaiſers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen:
„Mich ſchreckt es nicht, was uns bedroht;
Und wenn ich auf der Walſtatt bliebe,
Dann geh' ich freudig in den Tod
Fürs Vaterland und meine Liebe."

Und furchtbar ſtürzt er in des Kampfes Gluth,
Und Tauſend fallen unter ſeinen Streichen,
Den Sieg verdankt man ſeinem Heldenmuth —
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen:
„Ström hin, mein Blut, ſo purpurroth,
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur: Treu bis zum Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!"

Theodor Körner.

Der Trompeter.

Wenn dieser Siegesmarsch
in das Ohr mir schallt,
Kaum halt' ich da die Thränen
mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oftmals als Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Noth
Erscholl er ihm vom Munde bei seinem zähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk ich seiner, rinnt mir die Thräne in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.

Wir hatten musicirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon krachr';
Doch schritten wir mit Lachen darüber, unverwandt,
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da krachrte das Eis, und es bog, und es brach —
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach.
Ich konnt' ihn nimmer mehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand.
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!

Drauf ſetzt' er die Trompet' an den Mund und ſchwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang;
Er ſchmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut;
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein.
Da donnerte das Eis, die Scholle ſie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach — —
Das Eis verging im Strom, und der Strom im Meer.
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?!

Auguſt Kopiſch.

Der Stabstrompeter.

Seht den Stabstrompeter!
Brüder, ſeht, da ſteht er.
Dieſes iſt der wackre Mann,
Der ſo wohl trompeten kann
Wie kein anderer.

Seht den Stabstrompeter!
Seine Kunſt verſteht er.
Wenn es gehn ſollt' an den Sturm,
Blies er wie vom Kirchenthurm
Ueber's ganze Heer.

Seht den Stabstrompeter!
Mehr als das verſteht er.
Wenn es an das Einhaun ging,
Die Trompet' zur Seit er hing,
Griff zum Säbel er.

Seht den Stabstrompeter!
Mit der Klinge mäht er,
Bis der Feind am Boden iſt;
Dann gibt er der Klinge Friſt,
Dann trompetet er.

Seht den Stabstrompeter!
Brüder, ſeht, da ſteht er.
Iſt in unſerm ganzen Heer
Noch ein zweiter ſo wie der,
Nun ſo tret' er her!

Friedrich Rückert.

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Blunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entquillt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild;
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria! in das Land.

Victoria! — so klang es,
Victoria! — überall,
Victoria! — so drang es
Hervor in kräft'gem Schall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab —
Das Herz ist ihm gesprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment.
Der Feldmarschall sprach leise:
Das heißt ein selig End'!

Julius Mosen.

Der Adler auf Arkona.

Auf Arkonas Berge
Iſt ein Adlerhorſt,
Wo vom Schlag der Wege
Seine Spitze borſt.

Spitze deutſchen Landes,
Willſt ein Bild du ſein?
Riſſ' und Spalten ſplittern
Deinen feſten Stein.

Adler, ſetz' dich oben
Auf den Felſenthron,
Deutſchen Landes Hüter,
Freier Wolkenſohn!

Schau' hinaus nach Morgen,
Schau' nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Ließ der deutſche Kaiſer
Fliegen dich zugleich,
Als er brach in Stücke,
Ach, das deutſche Reich?

Hüte, deutſcher Adler,
Deutſches Volk und Land,
Deutſche Sitt' und Zunge,
Deutſche Stirn und Hand!

Wilhelm Müller.

Originalgrundzeichnung von Georg Bastiaan. Gelegenheit von Ch. Bering.

Friderichus Rex, unum Regnum und Rex.

Fridericus Rex.

Fridericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesammt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

Ihr verfluchten Kerls, sprach Seine Majestät,
Daß Jeder in der Bataille seinen Mann mir steht!
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiserin hat sich mit den Franzosen alliirt
Und das römische Reich gegen mich revoltirt;
Die Russen sind gefallen in Preußen ein:
Auf, laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein!

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
Und der Generalmajor von Ziethen sind allemal bereit.
Ketz Mohren, Blitz und Kreuz Element!
Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt.

Nun adjö, Louise, wisch ab dein Gesicht!
Eine jede Kugel die trifft ja nicht;
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Woher kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größres noch;
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
Und manche Kugel geht Manchem vorbei.

Willibald Alexis (W. Häring).

Schwerin.

Als die Preußen marſchirten vor Prag,
Vor Prag, die ſchöne Stadt,
Da haben ſie ein Lager geſchlagen,
Mit Pulver und Blei war's betragen,
Kanonen wurden drauf geführt,
Schwerin hat ſie da kommandirt.

Da rückte Prinz Heinrich heran
Gar wol mit achtzigtauſend Mann:
„Mein ganzes Heer wollt' ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär' am Leben!
O Noth! o Noth! o große Kriegesnoth!
Schwerin, der iſt geſchoſſen todt!"

Drauf ſchickten ſie ein'n Trompeter 'nein:
Ob ſie Prag wollten geben ein?
Oder ob ſie's ſollten einſchießen? —
Die Bürger ließen's ſich nicht verdrießen,
Sie wollten die Stadt nicht geben ein,
Es ſollt' und müßt' geſchoſſen ſein.

Wer hat dies Liedlein erdacht?
Es haben's drei Huſaren gemacht,
Unter Seidlitz ſind ſie geweſen,
Sind bei Prag ſelbſt mitgeweſen.
Victoria! Victoria!
Der alte Fritz war ſelber da.

Der alte Ziethen.

Joachim Hans von Ziethen,
Husaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er die Hundertmal.
Sie haben's all' erfahren,
Wie er die Pelze wusch
Mit seinen Leibhusaren —
Der Ziethen aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
Bei Lowositz und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt selbst der Fritz nach Haus;
Doch Ziethen sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus."

Sie stritten nie alleine,
Der Ziethen und der Fritz,
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz;
Es wies sich keiner träge,
Drum schlug's auch immer ein,
Ob warm' ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu sein.

Der Friede war geschlossen;
Doch Krieges Lust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaudert
Und Fritz und Ziethen nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

Einst mocht' es ihm nicht schmecken
Und sieh, der Ziethen schlief;
Ein Höfling will ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten,
Der hat genug gewacht!"

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst schlicht eingehüllet
Hans Ziethen, der Husar.
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen —
Wie Ziethen aus dem Busch.

Theodor Fontane.

Mantellied.

Vier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt!
Hast mich wie ein Bruder beschützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt.

Wir lagen manche liebe Nacht
Durchnäßt bis auf die Haut;
Du allein hast mich erwärmet,
Und was mein Herz hat gehärmet,
Das hab' ich dir, Mantel, vertraut.

Und mögen sie mich verspotten,
Du bleibst mir theuer doch:
Denn wo die Fetzen runterhangen,
Da sind die Kugeln hindurchgegangen,
Jede Kugel macht' ein Loch.

Geplaudert hast du nimmermehr,
Warst immer still und treu,
Warst getreu in allen Stücken;
Drum laß ich dich nicht mehr flicken,
Du alter würdest sonst neu.

Und wenn die letzte Kugel kommt
Ins deutsche Herz hinein,
Lieber Mantel, laß dich mit mir begraben!
Sonst will ich von dir nichts mehr haben:
In dich hüllen sie mich ein.

Da liegen wir zwei beide
Bis zum Appell im Grab.
Der Appell macht alles lebendig,
Da ist es denn ganz nothwendig,
Daß ich dich, mein Mantel, hab'.

Karl von Holtei.

Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten widern Feind
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der ein' ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind;
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich.
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: Deutſchland ſoll leben! —
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie ſanken naß dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten ſich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutſchland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenſtengel,
Und liegen ſah die drei.
Er ſah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie ſie im Todesbunde
Gerufen: Deutſchland hoch!
Da ſchlug er ſeine Flügel
Um alle drei zugleich
Und trug zum höchſten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Friedrich Rückert.

Deutschland über Alles.

eutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es ſtets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zuſammen hält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etſch bis an den Belt:
Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!

Deutſche Frauen, deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten ſchönen Klang
Und zu edler That begeiſtern
Unſer ganzes Leben lang —
Deutſche Frauen, deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutſche Vaterland,
Danach laßt uns alle ſtreben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand.
Blüh im Glanze deines Glückes,
Blühe, deutſches Vaterland!

Hoffmann v. Fallersleben.

Gelübde.

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb' und Leben,
Mein deutſches Vaterland.

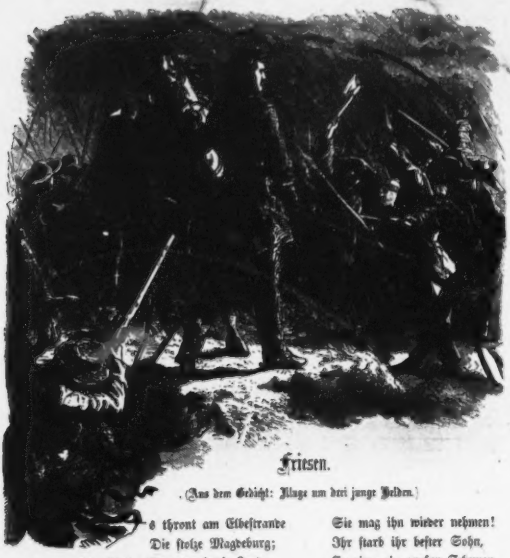
Mein Herz iſt entglommen,
Dir treu zugewandt;
Du Land der Freien, Frommen,
Du herrlich Hermannsland!

Du Land, reich an Ruhme,
Wo Luther erſtand,
Für deines Volkes Thume
Reich' ich mein Herz und Hand!

Ach Gott, thu' erheben
Mein jung Herzensblut
Zu friſchem, freud'gem Leben,
Zu freiem, frommen Muth!

Laß Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu ſterben
Fürs heil'ge Vaterland!

H. F. Maßmann.



Friesen.

(Aus dem Gedicht: Klage um drei junge Helden.)

Es thront am Elbestrande
Die stolze Magdeburg;
Ihr Ruhm klang durch die Lande,
Ihr Unglück auch hindurch,
Als Tilly dem wilden Feuer
Einst sie zu verzehren gebot.
Da trug sie den Wittwenschleier,
Denn ach! ihre Schöne war todt.

Sie mag ihn wieder nehmen!
Ihr starb ihr bester Sohn,
Er ging, ein großer Schemen,
Hinauf zu Gottes Thron;
Da heißen den Schönen, Frommen,
Der kam aus dem heiligen Streit,
Die Englein alle willkommen
Zur ewigen himmlischen Freud'.

Wohl viele sind gepriesen
Im großen deutschen Land,
Doch dich, mein frommer Friesen,
Hat Gott allein gekannt;
Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend so lieblich verschloß,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsstrahl!
Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast du nach der Freiheit geschaut;
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid;
In Wälschland von grimmen Bauern
Empfingst du den tödtlichen Streich.
Drob müssen die Jungfrau'n trauern:
Die Blume der Schönheit ist bleich!

Ernst Moriz Arndt.

Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, bereit wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein Reiter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden ins freie Land heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bei düstrer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der größeste aller Gebliebenen.

Friedrich Ludwig Jahn.

Gebet während der Schlacht.

ater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich:
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich:
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote.
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich.

Gott, ich erkenne dich:
So im herbstlichen Rauschen der Blätter
Wie im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich.

Vater, ich preise dich.
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte;
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich:
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Theodor Körner.

Danklied.

Auf, danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden!
Auf, werdet heute Ein Gesang!
Auf, klinget heute Einen Klang:
Gott sei allein die Ehre!

Denn trotzig gleich der Meeresfluth,
Wenn wilde Stürme brausen,
Ergoß sich grimmer Feinde Wuth
Mit Schrecken, Angst und Grausen;
Voran zog Hunger, Pest und Tod,
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu streiten?

Da ließ der Herr vom Himmelssaal
Die Donnerglocken schallen;
Sie schlug nicht unser Arm und Stahl,
Sie sind durch Gott gefallen.
Der Held der Helden hat's gethan;
In Staub zerschmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz ist stummes Schweigen.

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Und lasset Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden;
Drum singet frohen Lobgesang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gebt unserm Gott die Ehre!

Ernst Moritz Arndt.

Johanna Stegen.

ort an den Mauerwällen
Am Thor zu Lüneburg
Da drangen die Gesellen
Des General Morand durch;
Da wurden sie gehalten
In ihrem Siegeslauf
Von hundert funfzig alten
Und jungen Preußen auf.

Das waren Borckſche Jäger,
Sie trugen freien Muth
Und Stutzer und Hirſchfeger
Und zielten und trafen gut.
Doch hatten ſie ſchon lange
Verſchoſſen Kraut und Loth;
Schon ward den Helden bange:
Wer rettet aus der Noth?

Das war Johanna Stegen,
Ein vaterloses Kind,
Das unterm Kugelregen
Fürs Vaterland nur sinnt.
Da sah sie, wie im Jagen
Am Prellstein niederstürzt
Ein welscher Pulverwagen.
Schnell ist sie aufgeschürzt.

Sie rafft die blauen Bohnen
Und jauchzt in freiem Muth:
„Französische Patronen
Sind für Franzosen gut;
Ihr sollt sie wieder haben,
Die ihr uns zugedacht,
Ihr sollt für deutsche Raben
Rech werden eine Pracht!“ —

So kam die Maid geflogen
Zum Kampfe kühn und frei;
Hat aus der Schürz' gezogen
Den Schützen Pulver und Blei,
Und eilet fort und kehret
Und trägt Patronen schwer,
Und blieb doch unversehret
Den Kugeln ringsumher.

So hat sie Stand gehalten
Bis auf den letzten Mann;
So lang' die Büchsen knallten,
Die Jungfrau lief und rann.
Und als der Sieg gewonnen,
Stillselig kehrt'- sie heim;
Ich aber hab' ersonnen
Zum Ruhm ihr diesen Reim.

H. F. Maßmann.

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte sehr."

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut.

„Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eisenleben.
„Ach, wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut?"

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.

„O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du, Bräut'gam, hole mich!
„Mein Kränzchen bleibt für dich."

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?

„Wohl klirr' ich in der Scheide;
„Ich sehne mich zum Streite
„Recht wild und schlachtenfroh:
„Drum, Reiter, klirr' ich so."

Bleib' doch im engen Stübchen!
Wo willst du hin, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib'! bald hol' ich dich ein.

„Laß mich nicht lange warten!
„O schöner Liebesgarten
„Voll Röslein blutigroth
„Und aufgeblühtem Tod!"

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.

„Ach, herrlich ist's im Freien,
„Im rüst'gen Hochzeitreihen!
„Wie glänzt im Sonnenstrahl
„So bräutlich hell der Stahl!" —

Wohlauf, ihr tapfern Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!

Laßt erst es in der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Dann sichtbarlich die Braut!

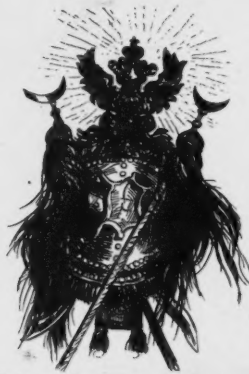
Nun drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest!
Fluch, wer die Braut verläßt!

Frisch, laßt das Liedchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Theodor Körner.

Chiffrelordnung von Georg Gaertner. Gedruckt von Otto Roth.

Paul Gaertner, bei der Elbe.



Prinz Eugen.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt' hinüber rucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt' mit Stück und Wagen
Frei passiern den Donaufluß:
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihnen zum Spott und zum Verdruß.

Am 21sten August soeben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwurs' dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken furragieren,
Soviel als man kunnt' verspüren,
An die 300,000 Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Sein' General' und Feldmarschall',
Er thät sie recht instrugieren,
Wie man sollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen:
Daß man sollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht,
Da sollt all's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feind zu scharmonitzen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte;
Ganz still ruckt' man aus der Schanz.
Die Musketier' wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer streiten:
Es war fürwahr ein schöner Tanz!

Ihr Konstabler auf der Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all' davon!

Prinz Eugenius wol auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt't euch dran, ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!"

Prinz Ludewig der mußt' aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius war sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

„Prinz Eugenius, der edle Ritter."

Alte, Posten, Werda-Rufer!
Luft'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher,
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piket;
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun.

„Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht,
Selber auch gesetzt in Noten.
Drum, ihr Weißen und ihr Rothen,
Merket auf und gebet Acht!"

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten male
Endet, bricht mit einem male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Ferdinand Freiligrath.

Schlachtgesang.

Schön ist's, unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel,
Wo die Kriegstrommete schallt,
Wo die Rosse wiehernd jagen,
Wo die Trommeln wirbelnd schlagen,
Wo das Blut der Helden wallt!

Schön ist's, wenn der alte Streiter
Festen Fußes, hell und heiter,
Unsre Brust mit Muth erfüllt;
Wenn aus donnerndem Geschütze
Furchtbar wie des Himmels Blitze
Tod dem Feind entgegenbrüllt!

Schön, wenn, wie bei Ungewittern,
Sechsfach Berg und Thal erzittern
Von dem grausen Widerhall!
Fällt dann einer unsrer Brüder,
Stürzen tausend Feinde nieder,
Tausend stürzt des Einen Fall.

Aber nichts gleicht dem Entzücken,
Wenn der Feind mit scheuen Blicken
Weicht und flieht, bald hier, bald da;
Ha, willkommen selige Stunde!
Dann erschallt aus jedem Munde:
Gott mit uns! der Sieg ist da!

Hiemer.

Vorreiter Schill.

Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Die ihr reitet im Mondenlicht,
Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Vergeßt doch euren Vorreiter nicht!

Ich bin vor euch her geritten,
Ich hab' im Stillen euch Bahn gemacht;
Ich bin vor euch her geritten
Vier Jahre schon vor der Lüb'ner Schlacht.

Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Wo reitet ihr hin im Mondenlicht?
Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Kennt ihr euren Vorreiter nicht?

Ich bin vor euch her geritten;
Und hätten alle wie ich es gemacht,
So wär' die Freiheit erstritten
Und hätte bedurft' nicht der Lützener Schlacht.

Ich bin vor euch her geritten
Mit kleinerem Häuflein, als ihr noch seid,
Freihin durch Deutschlands Mitten;
Es war gar nicht vor den Feinden mir leid.

Ich bin hindurch geritten,
Es hat mich gefangen kein Franzenheer,
Ich habe mich durchgestritten
Und bin geritten bis an das Meer.

Ich habe mich durchgestritten,
Ich bin geritten bis nach Stralsund;
Da wollt' ich hinüber zum Briten,
Da hat mich gebissen ein franzischer Hund.

Er hat mich in'n Schenkel gebissen,
Daß ich von meinem Schimmel fiel;
Er hat mir den Kopf abgerissen
Und hat damit getrieben sein Spiel.

Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Nehmt euch vor den franzischen Hunden in Acht,
Daß sie's nicht euch machen, ihr Jäger,
Wie sie's eurem Vorreiter gemacht!

Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Die ihr reitet im Mondenlicht,
Ihr schwarzen Gewandes Träger,
Ihr Rächer, vergeßt euren Vorreiter nicht!

Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Wo reitet ihr hin im Mondenschein?
Ich bin nur ein Geist, doch kein träger,
Ich kann noch jetzt euer Vorreiter sein.

Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
Laßt mich euer Vorreiter sein!
Ihr deutscher Rache Träger,
Mir nach! Ich reit' euch voran zum Rhein.

Friedrich Rückert.

Zimmergesellenlied.

1813.

Zimmergesell, Zimmergesell,
Wirf es hin, das braune Fell,
Richtscheit hin und Winkelmaaß,
Weil der Feind das Recht vergaß!
Nimm die Waffen schnell,
Starker Zimmergesell!

Aber die Axt, aber das Beil.
Wirf sie nimmer fort in Eil!
Deines starken Armes Macht
Braucht sie wohl in offner Schlacht.
Wie den leichten Pfeil,
Starker, schwingst du dein Beil.

Und zum Maaße den schlanken Stab
Brich im nächsten Eichwald ab;
Weil der Feind das Maaß vergaß,
Halte du am rechten Maaß;
Nach dem rhein'schen Schuh
Miß die Zahlung ihm zu!

Gottes schönster Bau, er zerfällt,
Und in Fesseln klagt die Welt;
Ist auch wer, der Säumniß kennt,
Wenn es in den Sparren brennt?
Frisch ins Waffenfeld,
Starker Bürger und Held!

Unsern Hauptmann wählen wir nun
Zu dem freien kühnen Thun;
Stimmet, wer im Felde führ'!
Du, o stattlicher Polir,
Kluger Zimmermann,
Zeuch dem Haufen voran!

In den Wäldern, zu dem Verhau
Und zum leichten Brückenbau
Schickt sich wohl der Zimmermann;
Aber wohler wird's ihm dann,
Wenn es blitzt und kracht
In der freudigen Schlacht.

In dem Teutoburger Wald
Stehn die Bäume stark und alt,
Gäben wohl ein schönes Haus;
Doch uns überläuft ein Graus —
Der von Hermann spricht,
Bamm, wir fällen dich nicht!

Steh noch lange, grünes Gezelt,
Freiheitszeichen aller Welt!
Deutschland heißet unser Haus;
Von dem Giebel weht ein Strauß,
Wenn der Bau gelang,
Tapfern Preußen zum Dank.

Max von Schenkendorf.

Deutscher Spruch auf den deutschen Stein.

as ist der deutsche Stein,
Von Trug und Falsch entblößt;
Wer an den Stein sich stößt,
Der kann kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
Mit Treu und Muth betraut;
Wer auf den Stein nicht baut,
Das muß kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
In Noth und Tod erprobt;
Und wer den Stein nicht lobt,
Das muß ein Wälscher sein.

Friedrich Rückert.

Der Landsturm.

Der Landsturm! der Landsturm!
Wer hat das schöne Wort erdacht,
Das Wort, das donnert, blitzt und kracht,
Daß einem das Herz im Leibe lacht,
Wenn ganz ein Land zum Sturm erwacht;
Wer hat den Landsturm aufgebracht?

Der Landsturm! der Landsturm!
Der Bau'r ist nur ein schlechter Schuft,
Der nach Soldatenhülfe ruft;
Der Bauer, der sich selbst macht Luft,
Den Feind, den Schuft, selbst pufft und knufft,
Der Bauer ist kein schlechter Schuft.

Der Landsturm! der Landsturm!
Der König gibt mir keinen Sold,
Und ich bin ihm nicht minder hold.
Eu'r Acker, sprach er, ist eu'r Gold;
Drum wenn ihr den bewahren wollt,
So schlagt den Feind, das ist eu'r Sold!

Der Landsturm! der Landsturm!
Der Feind ist blind und taub, der Wicht,
Er kennt ja Weg' und Stege nicht,
Er findt ja keinen Führer nicht;
Das Land ist mein, wie kennt' ich's nicht?
Drum fürcht' ich auch vorm Feind mich nicht.

Der Landsturm! der Landsturm!
Der Feind, der Wicht, ist blind und taub,
Er zittert, wenn sich regt ein Laub,
Er zittert, wenn sich rührt ein Staub,
Denn für ihn ist nicht Treu und Glaub',
Und jeder List wird er zum Raub.

Der Landſturm! der Landſturm!
Der Feind, der Wicht, iſt taub und blind,
Und ſeine Schlachten ſind ein Wind,
Er weiß ja nicht, wofür ſie ſind.
Ich hab' im Rücken Weib und Kind,
Ich weiß, wofür die Schlachten ſind.

Der Landſturm! der Landſturm!
Die Glocke, die zur Tauf' mich trug,
Die Glocke, die mir zur Hochzeit ſchlug,
Die Glocke ruft mit lautem Zug;
Der Glocke Ruf iſt niemals Trug,
Die Glocke ruft, das iſt genug.

Der Landſturm! der Landſturm!
Hörſt du's vom Kirchthurm ſtürmen, Frau?
Siehſt du die Nachbarn wimmeln? Schau!
Und drüben ſtürmt es auch im Gau.
Ich muß hinaus. Auf Gott vertrau!
Des Feindes Blut iſt Morgenthau.
Der Landſturm! der Landſturm!

Friedrich Rückert.

Bei Auflöſung der Burſchenſchaft in Jena.

Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten ſo traulich,
So einig, ſo frei;
Den Schlechten ward es graulich,
Wir hielten gar zu treu.

Sie lugten, ſie ſuchten
Nach Trug und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht't;
Die Einigkeit erregte
Bei Guten ſelbſt Verdacht.

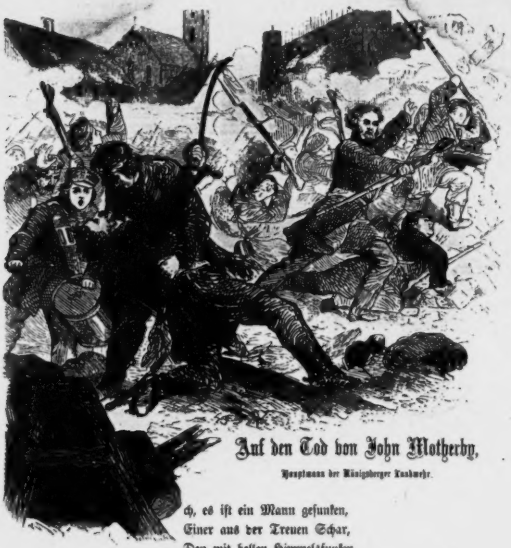
Man ſchalt es Verbrechen;
Man täuſchte ſich ſehr.
Die Form kann zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr.

Die Form iſt zerbrochen
Von außen herein,
Doch was man drin gerochen,
Iſt eitel Dunſt und Schein.

Das Band iſt zerſchnitten,
War ſchwarz, roth und gold;
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geiſt lebt in uns allen,
Und unſre Burg iſt Gott!

Auguſt Binzer.



Auf den Tod von John Motherby,

Hauptmann der Königsberger Landwehr.

Ach, es ist ein Mann gesunken,
Einer aus der Treuen Schar,
Den mit hellen Himmelsfunken
Jüngst entzündet dieses Jahr.

Wie ein Held auf seinem Schilde
Liegt er hier an Leipzigs Thor,
Auf dem deutschen Lustgefilde,
Das zur Wahlstatt Gott erkor.

Sollen wir so bald dich missen?
Hauptmann, deine Kompagnie
Will von keinem andern wissen
Und vergißt dich nun und nie.

Vaterhaus und Vatersitte
Und die Freiheit war dir werth;
Also hat ein freier Brite,
Hat dein Vater, dich gelehrt.

Und die Kraft war dir gewachsen
In der Freiheit Morgenroth;
In dem schönen Lande Sachsen
Lohnte dich der Freiheitstod.

Wandeln wird die Heldenkunde
Nach der mütterlichen Stadt,
Die mit Gott und Recht im Bunde
Unsre Schar gerüstet hat.

Hier im deutschen Boden senken
Neben Gellert wir dich ein;
Möchte Gott uns allen schenken,
Deines Todes werth zu sein!

Max von Schenkendorf.

Mein Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid;
Ich will für dich im Kampfe stehn
Und, sollt' es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe werth zu sein;
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Hoffmann von Fallersleben.

Die Leipziger Schlacht.

O kommſt du her in dem rothen Kleid,
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan? —
Ich komm' aus blutigem Männerſtreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn;
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich ſo roth.

Sag' an, Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht? —
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken
Und Tauſenden mußte der Athem ſtocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegen die Banner aus? —
Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzosen aus:
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Oestreich heißen,
Die zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wem ward der Preis mit der Eisenhand? —
Die Wälschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Wälschen hat Gott verweht wie den Sand;
Viele Tausende decken den grünen Rasen,
Die Uebriggebliebnen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blut'gen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Todten klagen!
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Ernst Moriz Arndt.

Jubiläums-Lied.

Am 18. Oktober 1863.

Er ist ein eifrig starker Herr,
Der Ketten kann zerschlagen,
Der Freiheit Sonne lenket er
Und läßt sie prächtig tagen;
O brich, du Freiheitssonnenschein,
Auch über unser Volk herein
Und ende seine Klagen!

Gedenkt der Toden unterm Moos,
Der ruhmgekrönten Ahnen!
Kühn war ihr Sinn, ihr Muth war groß,
Sie flogen stolze Bahnen.
Noch aber klagt der Abendwind,
Daß sie umsonst gestorben sind —
O sühnet ihre Manen!

er unsrer Feinde List und Spott
Einst ließ zu Schanden werden,
Noch lebt der alte treue Gott
Des Himmels und der Erden;
So sei ihm heut und allezeit
Des Herzens erster Dank geweiht
Mit Worten und Geberden!

Der Eifersucht, der Zwietracht Graus,
Den Neid, den fahlen blassen,
Werft aus den Herzen frisch hinaus,
Das Grollen und das Hassen!
Ein einig Volk in Süd und Nord,
Ein Volk von Brüdern hier und dort,
Gebt Acht, so muß es passen!

So laßt zum Schwure uns die Hand,
Die Herzen uns erheben:
Es gilt das ganze deutsche Land
Im Sterben wie im Leben!
Daß es, durch Einheit stark und frei,
Die Herrscherin der Erde sei,
Herr Gott, das wollst du geben!

Robert Prutz.

An Deutschlands Jugend.

eran, heran, zu Sieg oder Tod!
Jugend, das Vaterland iſt in Noth;
Nie kommt ihm der Tag der Rettung wieder,
Kämpfſt du nicht diesmal den Feind danieder!
Jugend, mach' gut, was die Alten verſahn,
Der Ehre Thor iſt dir aufgethan!

Ins Feld! Beflügle dein Geſchütz,
Handhabe kräftig Donner und Blitz;
Im Sturmlauf zu Fuß, im Sturmlauf zu Pferde
Schlag' deines Vaterlands Schänder zur Erde,
Schlag' hunderttauſendarmig darein,
Es kann nicht genug geſchlagen ſein!

Von Nacht umhüllet beginnſt du den Kampf;
Durch Kugelregen und Pulverdampf
Schreit'ſt du auf blutbedeckten Wegen
Dem Morgenroth der Freiheit entgegen.
Bald, Deutſchland, wird leuchten dein Morgenſtern,
Und dann iſt der goldene Tag nicht mehr fern!

Mill.